

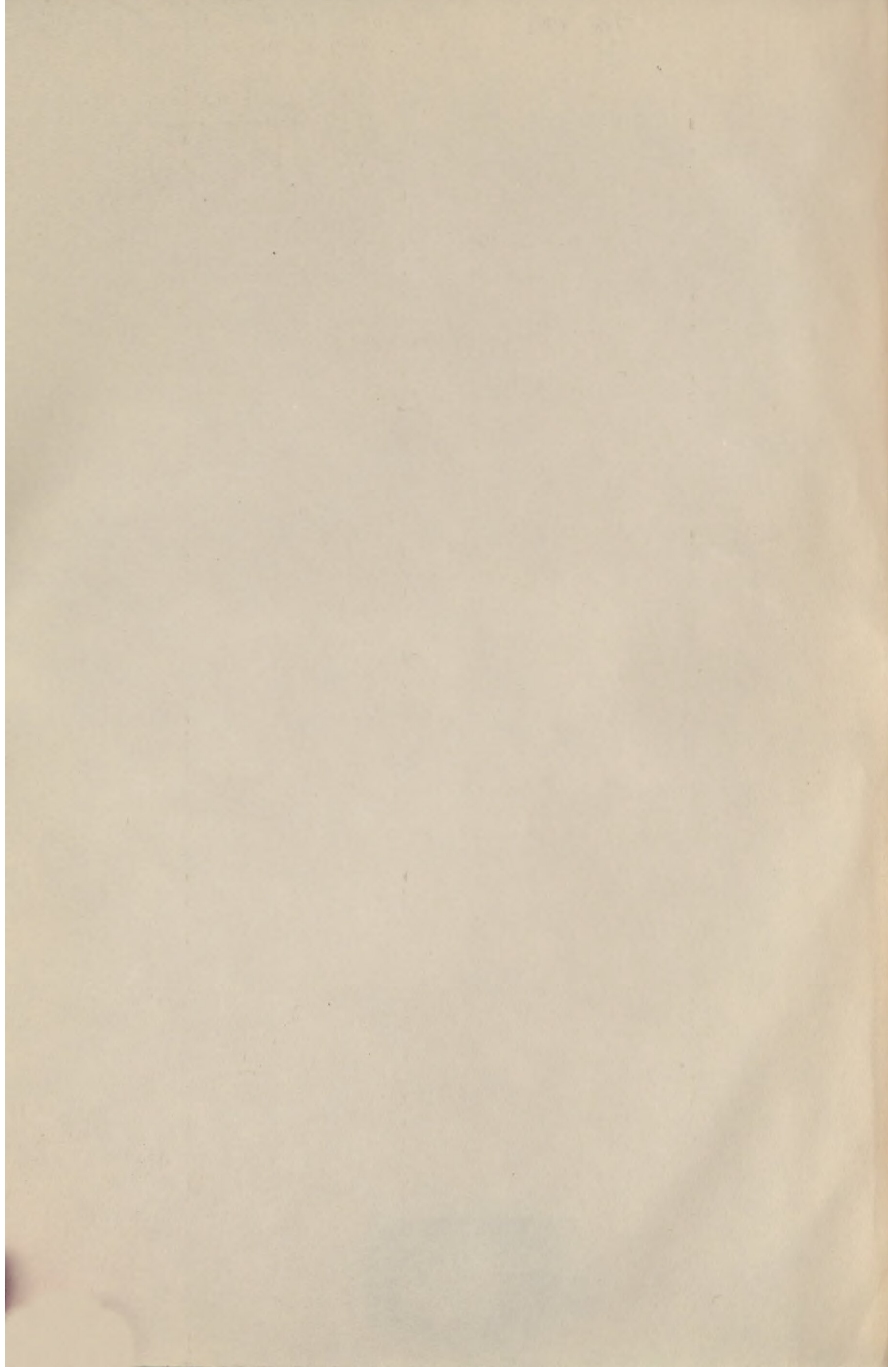
Hofer Zeitung

Bd.: 1867,10/12

Hof 1867

2 Eph.pol. 19 m-1868,a

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10487139-6



19 m aufgestellt

Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 1.

Mittwoch, den 2. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.*)

Novelle von Hermann Kleinsteuber.

I.

Bei Sonnenaufgang halten die Seewinde oft einen kurzen Morgenschlummer, um sich von ihren tollen nächtlichen Reigen zu erholen. Auch heute früh hatte sich der starke Nordwest gelegt, welcher während der Nacht über die dänischen Inseln her gegen das unwirthliche Gestade des kleinen Ostseeilandes herangefegt war. Nur eine frische Brise wehte noch aus derselben Richtung, als verschnaufe jener wilde übermüthige Gesell. Weit hinweg, oft bis über die niederen Sanddünen und Felsenriffe hinaus, hatte er die Schaumflocken der Brandung getrieben. Sie lagen traurig umhergestreut — weiße welke Niesenkamellen auf dem Schauplatze nächtlicher Orgien. Der Wellenschlag war noch bewegt, aber nicht in den graziösen Linien einer stetigen Erregung; nur wie aufstöhnend und ächzend ob der Nachwehen des nächtlichen Tumultes. Aufgewühlter Sand, Seemoos und Tang trübten das Wasser. Es war ein melancholischer Anblick.

Ihm entsprach die Staffage dieser Küstenlandschaft: seawärts nur hier und da ein Segel, in graue Nebel gehüllt, längs der Küste wenige elende Fischerhütten in weiter Entfernung von einander; in der Nähe ein größeres, aber schlichtes Gebäude. Am Meeressaume hin schritt ein einsamer Wanderer.

Die Sonne kam zum Durchbruch, die Scene wurde freundlicher, von Licht und Leben erheitert. Nur jener Wanderer bleibt unberührt davon. Auf seinem Gesichte ruht die dumpfe Stille hoffnungsvoller Trauer.

Er ist jung und scheint den gebildeten Ständen anzugehören. Als Entsagung muß es daher gelten, daß er sich in diese öde Einsamkeit verbannt. Sein Anzug verräth, daß er in der Nähe seinen Wohnsitz hat. Auch sein Schritt zeigt, daß er kein bestimmtes Ziel erreichen will. Bald schlendert er langsam vorwärts, den Aus- und Einbiegungen der Küste

folgend, bald bleibt er stehen und schaut auf die unendliche Wasserfläche hinaus; bald bückt er sich nach einem jener kleinen Seethiere, deren jede Fluth unzählige ans Land spült. Offenbar macht er einen Morgenspaziergang,

Eben hat er eine flachere Stelle der Küste erreicht, wo sie mit rollendem Geschiebe zu dem Wasserspiegel abfällt. Hier will er sich auf einem der rundgewaschenen Granitblöcke niederlassen, welche das Ufer wie ein Außenwall gegen die Springfluth schützen.

Da ergreift ihn ein jäher Schrecken. Er zuckt zusammen wie bei einem furchtbaren Anblicke. Was taucht da einen Augenblick lang aus dem Wasser hervor? — Es muß etwas sehr Ungewöhnliches, Ueberraschendes sein.

Um besser auf das Meer hinaussehen zu können, stellt er sich auf den Granitblock und starrt nach einer Stelle hin, welche etwa fünfzig Schritte vom Ufer entfernt ist.

Jetzt tauchte es wieder hervor, aber nur auf einen Moment. Der Wanderer eilt weiter hinaus, indem er von Stein zu Stein springt und nicht darauf achtet, daß bereits einzelne Wellen über seine Füße dahinschießen.

„Ist es Wirklichkeit oder Täuschung? Ein Menschenantlitz mit wallendem Haar, auf und niedertauchend im sanften Rhythmus der Wellen — eine Hand auf dem Wasser plätschernd! Vielleicht ein Badender.“

Der Wanderer will sich zurückziehen. Aber wer sollte in so früher Stunde an dieser einsamen Küste baden? Auch ist kein Häuflein Kleider am Saume des Meeres ringsumher zu sehen.

„Nein, ein Badender kann es nicht sein. Vielleicht verunglückt, gescheitert?“

Und wieder dringt der Wanderer vorwärts mit halshrecherischen Sprüngen auf die Granitblöcke, welche nun schon in größerer Entfernung von einander daliegen, und an deren Oberfläche sich einzelne Wellen schäumend brechen. Das Wasser umspielt die Knöchel des Wanderers. Er achtete es nicht. Das Räthsel, welches ihn allein beschäftigt, treibt langsam näher.

Jetzt ist keine Täuschung mehr möglich. Er erkennt eine menschliche Gestalt.

*) Illustrirte Welt.

„Aber Mann oder Weib? — Lebend oder todt?“

Der Wanderer ist in fieberhafter Spannung. Das Auge, welches er zu sehr anstrengt, will sich ihm verschleiern.

„Da muß wieder einmal ein Unglück an dieser tückischen Küste geschehen sein. Die Gestalt folgt willenlos dem Zuge der Wellen.“

„Kein längeres Besinnen mehr; vielleicht thut rasches Handeln noth!“

Er springt in die See. Er sinkt bis an die Hüften, bis an die Brust ins Wasser. Aber nur langsam kommt er vorwärts — trügerischer Meeresboden! Die glattgepeitschte Oberfläche der sandigen Thonerde giebt den Fußsohlen elastisch nach. Um sich rascher vorwärts zu schieben, gebraucht der Wanderer die flache Hand wie ein Schwimmer. Die Entfernung zwischen ihm und jener menschlichen Gestalt mindert sich allmählig auf dreißig, zwanzig, zehn Schritte.

Er sieht schon deutlicher — langes aufgelöstes Haar, ein weißes Gewand, eine Hand, wie im kindlichen Spiele über die Wellen streichend — eine neue schaumgeborene Venus.

Ihn packt aber ein tiefes Schaudern. — Ist diese Hand lebenswarm, ist sie todtenkalt? Noch ein paar Schritte — da hat er sie erfaßt. Aber nicht griff sie Hülfe suchend nach der seinen; sie ist weich und klein, aber kalt und starr.

Ihn überrieselt ein tiefes Entsetzen, halb Furcht, halb Mitleid. Ein Leichnam, ein todtes Weib und doch blühend wie das frische Leben selbst!

Er schwankt: soll er die Hand wieder fahren lassen, oder soll er den grausamen Fluthen die schöne Beute rauben, welche sich ihnen vielleicht freiwillig hingegeben hat? „Muß man nicht den Willen der Todten ehren? Darf ich sie dem leuschen Wellenbette entreißen, um ihr in unbekannter Erde ein dumpfes Grab zu bereiten?“

Er war entschlossen.

„Komm, unglückliches Weib, ich will Dich bergen; in der Mutter Erde träumt und ruht sich besser, als in diesem wirbelnden Element. Sechs Bretter, ein Vaterunser, eine grüne Rasendecke — dann ist's in Ordnung mit dem Tode. Mehr Brunn nützt selbst einem Könige nichts.“

„Aber dieser Rosenschimmer Deiner sammetnen Haut! Ist Deine Seele wirklich schon ihrer Hülle für ewig entflohen, oder nur eingeschlummert unter dem Sirenenengesange der brausenden Wellen?“

Schnell faßte er die Gestalt unter den Armen — wie schlank und zart sie ist — und watet mit ihr dem Ufer zu.

Es war eine schwere Bürde, und trotz seines Eifers, zu retten und zu helfen, kam er nur sehr langsam von der Stelle. Unter der doppelten Last sank er noch tiefer in den thönigen Grund; bis an die Knöchel quoll ihm die weiche und doch zähe Masse. Es war, als habe dieser Meeresboden eine magnetisch anziehende Kraft, als sauge er sich an dem Fuße fest, als gäbe er nur ungern seine Beute los.

Aber die Kraft des rüstigen Wanderers erlahmte nicht. Schon um die Hälfte dem Ufer wieder näher gerückt, rastete er auf einem jener verstreuten Granitblöcke. Er hob das Weib aus dem Wasser, setzte es sich auf die Knie und lehnte dessen Oberleib an seine Schultern. Mit dem rechten Arme umfaßte er die Gestalt über den Hüften.

Sein anfänglicher Schauer war geschwunden. Der Tod hatte in dieser Gestalt nichts Grauenhaftes. Es war keine Wunde, kein Blutstropfen an der Verunglückten zu sehen; das schöne Gesicht lächelte in seliger Ruhe; die Lippen waren ein wenig, aber die Wangen von lebendigem Farbenschmelz durchhaucht.

„Aber hier ist nicht Zeit zu schauen und zu bewundern!“

Die letzte Hälfte des Weges wurde rascher und leichter zurückgelegt. Sandkleines, rundgewaschenes Gestein, Kies von zermalntem Feuerstein bedeckten hier den flachen Meeresgrund und gaben dem Fuße einen festeren Halt. Nur die umhergestreuten Felsblöcke nöthigten zu vielen Schlangenwindungen.

Endlich hatte der Wanderer trockenen Boden unter den Füßen. Er nahm nun das leblose Weib auf den rechten Arm und eilte, so schnell er konnte, jenem schon erwähnten größern Gebäude zu, das etwa dreihundert Schritte vom Ufer entfernt, mit seinem bemoosten Strohdache sich scharf von dem tiefblauen Aether abhob. Feierlich und still lag es da im Morgenlänze; ärmlich zwar, aber gastlich und einladend mit seinen kleinen, grün umrankten Fenstern. Um Fronte und Giebelseiten lief ein Zaun von hohem getrockneten Rohr und Friedigte ein kleines wohlgepflegtes Gärtchen ein.

Ein großer schwarzer Hund setzte über das niedrige Gitter, welches durch das Gärtchen zur Hausthür führte. In großen Sprüngen und mit wedelnder Ruthe lief er dem Ankommenden entgegen. Mit den treuen braunen Augen sah er zu dem Manne empor, als ob er nach dessen seltsamer Bürde fragen wollte. Dann beschnüffelte er die niederhängenden Füße der weiblichen Gestalt und eilte laut bellend voraus dem Hause zu.

Sofort zeigte sich in der Thür desselben ein altes Mütterchen. Als sie den Ankomm-

nenden mit seiner Bürde gewährte, schlug sie erschrocken die Hände zusammen.

„Arnold, wen trägst Du da?“ rief sie dem Nähergetretenen zu.

„Eine Verunglückte, liebe Mutter. Laß uns schleunigst Rettungsversuche anstellen! Hier scheint noch nicht alles Leben entflohen zu sein. Sieh nur das liebliche Roth der Wangen, den süß schlummernden Ausdruck des Gesichtes!“

Während dieser Rede war Arnold bereits in den kleinen mit Steinfliesen ausgelegten Hausflur getreten. Die Mutter schob leise ihre Hand unter den Kopf der Verunglückten und wendete sanft deren Gesicht, welches gegen die Schulter des Sohnes lehnte, ein wenig nach außen, um mit verwundertem Auge die noch so schönen und ausdrucksvollen Züge zu betrachten. Dann sagte sie kopfschüttelnd und tief aufseufzend, als ob sie selbst ungern an ihre hoffnungslosen Worte glaubte:

„Täusche Dich nicht, lieber Arnold! Du weißt, die See gibt uns ihr Opfer nur zurück, um sie da draußen unter dem grünen Rasen zu betten. Da finden sich der kleinen schwarzen Kreuze so viele ohne Angaben eines Namens, einer Heimath der Bestatteten; wo Du hinsiehst, liegest Du nur: „ein Bursche, ein Mann, ein Greis an den Strand getrieben, den und den.“ Doch schmückt die trügerische See noch den Tod mit den Farben des Lebens.“

„Du vergißt, liebe Mutter, daß wir erst vor wenigen Jahren zwei an das Land getriebene Matrosen gerettet haben, welche bereits für todt gehalten wurden.“

„Das war eine seltene Ausnahme. Auch hatten sie erst kurze Zeit im Wasser gelegen.“

„Wer weiß? — Das kann auch hier der Fall sein. Erst gegen Morgen wurde das Meer sehr stürmisch und jetzt ist es noch früh am Tage. Wie dem aber auch sei,“ fuhr Arnold fort, das lebhafteste Auge auf die Gestalt in seinen Armen heftend; „hier muß ich zweifellose Gewißheit haben. Wer könnte sich auch entschließen, ein solches Meisterstück der Natur den Würmern zu überlassen, ohne vorher alle erdenkliche Mühe angewendet zu haben, es dem Leben und Wirken zurückzugeben!“

„Wohlan, so laß' uns zu unserer Beruhigung die nöthigen Veranstaltungen treffen. Lege die Unglückliche auf mein Bett. Während ich sie entkleide und abtrockne, zünde Du im Ofen drüben Feuer an, um Betten und Lächer zu wärmen.“

Mit einem innigen Blicke dankte Arnold seiner Mutter.

Sie öffnete nun links auf dem Hausflur die Thür zu ihrem kleinen, bescheidenen Zimmer. Rasch trat Arnold hinein und legte die Er-

trunkene auf das Lager nieder. Dann eilte er wieder hinaus über den Flur in das gemeinschaftliche Wohnzimmer, dessen Ofen nach norddeutscher Sitte mit einem Kochapparat versehen war; um den Ofen herum lief ein hölzernes Gestelle, das im Winter und an regnerischen Tagen zum Aufhängen und Trocknen der Wäsche diente.

Arnold kniete neben dem Ofenloche nieder, nahm aus einem daneben stehenden Korbe einige Bündel dürrer Röhrichs, schob sie in den Ofenheerd und zündete sie an. Dann legte er mehrere Stücke von dem hier gegrabenen Kalfentorse auf, welche zwar bald einige Wärme, aber mit derselben auch einen höchst unangenehmen Geruch verbreiteten, da diese Art Torf von Seewasser durchzogen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Merlei.

Der Berl. Gerichts-Ztg. zufolge ist in Berlin ein Fackellner mit zwei Monaten Gefängniß, einer Geldbuße von 50 Thalern ev. noch ein Monat Gefängniß und einjährigem Ehrverluste bestraft worden, weil er wiederholt die von Gästen stehen gelassenen Reigen anderen Gästen zwischen das eingezapfte Bier gemischt hat. Uebrigens machen sich die Restaurateure, welche Kenntniß von solchen Manipulationen ihrer Fackellner haben, sie aber dennoch dulden, einer ebenfalls strafbaren wissentlichen Theilnahme durch Begünstigung der strafbaren Handlung schuldig.

Die „Altonaer Nachrichten“ berichten folgenden komischen Vorfall: Bei einem Holzhändler in Harburg, der dem Studium seiner umfangreichen Naturerzeugnisse mehr Geschmack abgewann, als den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und schönen Künste, wurden wiederholt von einer dortigen Buchhandlung belletristische Werke „zur gefälligen Ansicht eventuell kostenfreien Rücksendung“ abgeliefert, ohne auf mannigfache Vorstellungen, daß er keinen Bedarf von derartigem unnützen „Lad“ fühle, Rücksicht genommen zu sehen. Der hierüber empörte Holzhändler ersann ein vortreffliches Mittel, solchem Unwesen zu steuern. Drei der kräftigsten seiner Arbeiter mußten dem unermüdblichen Widersacher eine ungeheure Sichenbohle überbringen, die mit einem höflichen Begleitschreiben versehen war, welches die Worte enthielt: „Zur gefälligen Ansicht und eventuell kostenfreien Rücksendung.“

In München wird seit einigen Jahren bei jedem Kinde, welches im ersten Lebensjahre stirbt, angegeben, ob dasselbe an der Mutterbrust war oder nicht, und da weist ein zweijähriger Durchschnitt nach, daß von 100 in jenem Alter Verstorbenen 88 nicht mit Muttermilch genährt gewesen.

Ueber den Einfluß der Ehe auf die Lebensdauer. Von James Stark enthielt das Aprilheft des Edinburgher „Medical Journal“ einen Vortrag, dem er die Sterbefälle Schottlands zu Grunde legte. Vom 22. Jahre an gerechnet betrug das mittlere Alter der Verheiratheten $57\frac{1}{2}$ Jahre, das der Unverheiratheten nur $42\frac{1}{2}$ Jahre. Von Männern starben vom 20.—25. Jahre noch einmal so viel Unverheirathete als Verheirathete; vom 25.—30. Jahre verhielten sich die Todesfälle der Verheiratheten zu denen der Unverheiratheten wie $1:1\frac{1}{2}$; vom 40.—45. Jahre wie $1:1\frac{1}{2}$; vom 60. Jahre an wie $1:1\frac{1}{5}$. Zur Erklärung dieses günstigen Verhältnisses könnte man geltend machen, daß überhaupt mehr Gesunde als Kranke geheirathet werden, und daß die verheiratheten Männer doch in der Mehrzahl schon vor der Ehe zu einer gesundheitsgemäßen Lebensweise sich neigen oder durch die Ehe zu einer solchen geführt werden. In dem diesen Mittheilungen zu Grunde liegenden Vortrage aber wird als Ursache der längeren Lebensdauer der verheiratheten Männer noch hervorgehoben, daß die Natur ganz speziell den Familienvater protegire, auf daß er für seine Nachkommen Sorge und sie erziehe. Für die Frauen gestaltet sich das Verhältniß nicht so unbedingt günstig. Vom 15. bis 20. Jahre berechnen sich die Sterbefälle der Unverheiratheten zu denen der Verheiratheten beiläufig wie $1:1\frac{1}{4}$; vom 20.—25. Jahre wie $1:1\frac{1}{4}$; vom 25.—30. Jahre wie $1:1\frac{1}{12}$; vom 30.—40. Jahre nahezu gleich. Vom 40. Jahre an stellt sich die Lebensdauer für die Verheiratheten wieder günstiger. Als Grund der vermehrten Sterblichkeit der verheiratheten Frauen in den früheren Jahren ist zunächst die Gefahr der ersten Entbindung anzunehmen. Wollte man eine Analogie ziehen mit der bei den Männern oben angeführten Erklärungsweise, so läme man dahin zu sagen, die Natur sei gegen die Mütter in ihrer Protektion weniger galant als gegen die Väter.

Schaudervolle Entdeckungen. In dem zu dem russischen Gute Kaudobnen gehörigen Forst wurde eine sehr starke Fichte gefällt.

In der Höhlung dieses Baumes wurde ein bekleidetes menschliches Gerippe entdeckt, das nach den Papieren, die man bei dem Leichnam vorgefunden hat, aus dem letzten polnischen Insurrektionskriege — vor vier Jahren — herrührte. Der Leichnam füllte den hohlen Stamm aus und stand mit erhobenen Armen darin. In seinen Kleidern ist eine beträchtliche Summe — man spricht von 25,000 Rubeln — vorgefunden worden. Vermuthlich hat der Unglückliche, welcher einen so entsetzlichen Tod erlitten, sich vor Verfolgern in diese Höhle versteckt, die ihm ein so furchtbares Ende bereiten sollte.

Berlin. Dem Kammerfänger Herrn Bachtel ist, als derselbe am 14. d. M. von seiner längeren Urlaubsreise hierher zurückkehrte, vom König ein Geschenk übersandt worden, das zunächst als Anerkennung für des Künstlers Mitwirkung in den Hofkonzerten des vorigen Winters gelten sollte. Es ist ein großer silberner Tafelaufsatz, der mit dem materiellen Werth auch den eines ausgezeichneten Kunstwerkes verbindet. Auf runder Basis, umgeben von einem Reigen musizirender Genieen der Tonkunst in getriebener Arbeit, erhebt sich eine Säule, deren vier Seiten en basrelief die Gestalt des Künstlers in vier seiner ausgezeichnetsten Parthieen zeigt, nämlich als Raoul, Elvin, Basco de Goma und Postillon von Bonjumeau. Gleich einem Baldachin breitet sich über diese Gruppe eine weite runde Silberschale aus, aus deren Mitte sich wieder ein Geniekreis mit musikalischen Attributen erhebt, der eine zweite ornamentirte Schale trägt, während als Schlußkrönung des Ganzen oben die Muse der Tonkunst mit der Lyra im Arme — ebenfalls getriebene Arbeit — die Spitze des Kunstwerks bildet.

Kleiner Herr, großer Titel. In Neuß j. L. werden die Gesetze mit folgender Eingangformel veröffentlicht: Wir Heinrich der Sieben und Sechzigste, von Gottes Gnaden Jüngerer Linie regierender Fürst Neuß, Stammes-Ältester, Graf und Herr von Plauen, Herr zu Greiz, Kranichfeld, Gera, Schleiz und Lobenstein &c. &c.

Kostspieliges „Hausgesinde.“ Wieder „Figaro“ mittheilt, kosten die 1500 schwarzen Eunuchen des Serails dem Sultan monatlich über 1,500,000 Piaster.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Pflaster.

Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 2.

Sonnabend, den 5. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

Fortsetzungen.

Mit welchem Eifer betrieb Arnold das ihm sichtlich ungewohnte Geschäft des Einheitsens! Ungeduldig sah er der aufsprasselnden Flamme zu. Als das Feuer in hellem Brande war, stand er auf und eilte an den Schrank und an die Kommode, um Bettlaken, wollene Tücher und Mäntel herauszunehmen und sie an dem Ofengestelle zum Auswärmen aufzuhängen. Als dies geschehen war, legte er die flachen Hände an die Ofenplatten, um zu erproben, ob sie schon hinreichende Wärme ausströmten. Offenbar ging ihm heute Alles zu langsam von Statten; nichts hielt Schritt mit den ungeduldigen Wünschen.

Wir befinden uns auf der kleinen Insel Hiddensee. Sie ist die größte Halbinsel Rügens und liegt an dessen nordwestlicher Küste. Wie eine hohe Bornauer schützt sie Rügen gegen den Andrang der Ostsee, und dehnt sich von Norden nach Süden in einer Länge von ungefähr dritthalb Meilen aus. Ihre Breite ist sehr ungleich; die größte beträgt etwa eine halbe Meile; die geringste von Binnenwasser bis zum großen Strande mag kaum dreihundert Schritte messen.

Die Natur hat das Eiland in zwei Hälften getheilt: in die bergige, d. h. nördliche, und in die flache oder südliche. Auf dem äußersten nördlichen und zugleich höchsten Ufer stand ehemals ein riesiger Dornbusch, ein Wahrzeichen für die Seefahrer, weshalb sie nicht nur diesen Theil, sondern auch die ganze Insel noch heute Dornbusch nennen. Sie ist nackt und kahl, wenn man von einem Tannenkamp (Tannenhain) und einzeln stehenden verkrüppelten Bäumen absteht.

Die Bewohner der Insel, etwa tausend an der Zahl, führen ein kümmerliches einsames Leben. Der Boden ist mager und sandig, und verstatet daher nur spärlichen Ackerbau. Der kräftigen Salzwiesen finden sich blos wenige, und deshalb ist auch die Viehzucht gering, denn selbst auf den Hügeln liegt nur eine Narbe

von kurzem versengten Gras. Der Hauptnahrungszweig ist Häringfang. Dennoch liebt der Hiddenser, wie jeder Inselaner, seine Heimath zärtlich; er nennt die Insel „dat söte Läneken“ (das süße Ländchen). Manche, zumal Frauen, haben dieses abgeschiedene Thule nie verlassen, und zu ihnen gehörte auch Arnolds Mutter. Der zur See Fahrende erwirbt nur, um hier sein Leben ruhig zu beschließen. Und so hatte auch Arnolds Vater, ein unternehmender Schiffskapitain, gethan.

Man hat Beispiele, daß alte Seeleute nach vielen Jahren sich wieder einfanden und die väterliche räucherige Torfhütte der schmucken Wohnung in irgend einer fremden Stadt vorzogen. Und doch ist eine Sennhütte komfortabler, als die meisten Häuser der Insel. Ihre Mauern sind von Torf oder Feldsteinen aufgeführt und nicht selten mit Seegrass bekleidet, die Dächer mit Rohr gedeckt und zum Schutze gegen die Stürme mit schweren Steinen belegt. Aber dennoch haben diese rohen architektonischen Stümpereien zum Theil etwas Malerisches.

Das Haus, welches Arnold mit seiner Mutter bewohnte, unterschied sich von den übrigen der Insel nur dadurch, daß es ein wenig größer und im Innern etwas wohnlicher eingerichtet war. Im Uebrigen glich es den anderen Hütten auf ein Haar, man müßte es denn für einen Vorzug ansehen, daß der First seines Daches, plattdeutsch die Faste, noch durch ein besonderes Strohgedeck befestigt war.

Der Schiffsahrt wird die kleine Insel sehr verderblich. Der Strand an der offenbaren See (auch der große Strand genannt, zum Unterschiede von den Binnenwassern) ist fast durchgehends flach und sandig; die seichten Stellen, das sogenannte Schaar, läuft oft weit in das Meer hinaus und ist mit Steurissen bedeckt. Daher pflegt die Brandung bei gewissen Winden äußerst heftig zu sein. Dazu kommen die starken Strömungen der Ostsee, die bei ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit dem Schiffer bei Stürmen keinen weiten Raum zum Weichen gewährt, indem er selbst bei gewöhnlichem Segelwinde — nach welcher Richtung er auch fährt — alle 12 Stunden (in der Seemanns-

schen Sprache alle Netmal) eine Küste erreichen kann. Aus diesen und anderen Ursachen ver- geht kein Jahr, ohne daß an den Küsten vom Hiddensee mehrere Schiffe scheitern, wiewohl sie auch zuweilen absichtlich auf den Strand gesetzt werden, wenn Fahrzeug und Ladung hoch affekurirt sind. —

Um nun den Schiffbrüchigen beizustehen und das Schiffsgut zu bergen, sind mancherlei Verordnungen ergangen. Sobald ein Schiff seinen Nothstand durch ein Zeichen zu erkennen gibt, sollen die in der Nähe befindlichen Strandbewohner zu Hilfe eilen und versuchen, zuerst die Mannschaft zu retten, darnach aber das Schiffsgeräth und die Ladung zu bergen. Das Seerecht bestimmt — je nach dem Werthe des geborgenen Gutes — die Hälfte oder den vier- ten Theil desselben als Bergelohn. Ein Re- gierungs-Kommissarius überwacht die öffent- liche Versteigerung der Ladung und des Schiffs- geräthes. Dennoch erzählte man namentlich früher viel von Diebstählen und von Unter- schleich beim Bergen; wenigstens will man den Küstenbewohnern auf Hiddensee, wie überhaupt auf Rügen, nachsagen, daß sie sich freuten, wenn ein Schiff auf den Strand gerathe, weil es alsdann etwas zu verdienen gebe; auch sollen sie die Gebetsformel ihrer Prediger: „Der Herr segne den Strand!“ so deuten: „Der Herr gebe viel Schiffbrüche!“ — eine Erklärung, die man für bloße Verleumdung halten muß, wenn man sieht, wie oft diese armen Fischer bei den schrecklichsten Orkanen ihr Leben daran wagen, um das ihrer Brüder zu retten.

Und waren wir nicht soeben selbst Zeugen eines uneigennütigen Rettungsversuches?

Arnold hatte jetzt mit dem regsten Eifer die Vorbereitungen dazu vollendet. Die Flam- men prasselten lustig auf dem Koste, die schwar- zen Ofenscheln begannen die davorhängenden Decken und Tücher zu durchwärmen.

Erst jetzt fand er einen Augenblick Zeit, auch an sich selbst zu denken, indem er seine mit Wasser gefüllten Stiefeln und seine triefenden Kleider mit trockenen vertauschte. Zu- fällig blickte er durch die Scheiben des kleinen Fensters, als gerade ein Douanier, das Gewehr über die Schulter, vorüber und dem Strande zu schlenderte. Es war zur Zeit der Fremd- herrschaft, als fast ganz Norddeutschland mit verbissenem Grimme unter dem französischen Joche seufzte. Der Douanier streifte Arnolds Wohnung mit einem scharf musternden Blicke. Der letztere bemerkte dies wohl, und zwischen seinen starken Braunen zog sich plötzlich eine tiefe Falte des Unmuths zusammen. Indem er über den Flur in das Zimmer gegenüber eilte, schloß er leise mit dem Kiegel die Haus-

thür, als wollte er sich vor ungebetenen Gästen sicher stellen.

Als er in das Zimmer seiner Mutter trat stand diese am Bette. Auf dem blanken Fuß- boden und auf den Stühlen lagen die triefen- den Kleidungsstücke der Verunglückten umher- gestreut. Mit großer Spannung, aber leisen Schrittes näherte sich Arnold, indem er mit halblauter Stimme fragte:

„Nun, wie steht es? Noch kein Lebens- zeichen? Dürfen wir Hoffnung hegen?“

Die Angeredete schüttelte muthlos den Kopf, aber dennoch schien auch sie noch an die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges zu glau- ben, denn sie schob die Bettdecke ein wenig zu- rück und legte die flache Hand unter die Brust der Verunglückten, indem sie sich dabei etwas niederbeugte und nach einem verborgenen Le- bensfunken suchte.

„Da regt sich noch immer nichts,“ sagte sie nach einigen Sekunden sorgfältiger Beobach- tung. „Da ist's so ruhig und kalt wie im Grabe, nicht die leiseste Schwellung, kein Fünk- chen Lebenswärme!“

Arnold trat jetzt näher an das Kopfende des Bettes heran, um durch eigene Beobach- tung die traurige Erklärung der Mutter wo- möglich zu entkräften.

Da lag die Verunglückte gleich einer sanft Schlummernden. Die Wangen, zwar etwas bleicher jetzt, wie zuvor, hatten dennoch durch- aus nichts von dem abstoßenden Fahl des Todes. Durch die halbgeschlossenen Augenlider blickten ein paar schwarze Sterne; auf den etwas geöffneten vollen Lippen lag ein freund- liches Lächeln. Die durchnästen und aufge- lösten Haare hoben sich in dunklen Strähnen von dem weißen Binnen des Kopfkissens ab. An den nicht gerade regelmäßig schön gebilde- ten, aber kräftig ausgeprägten Kopf setzte sich ein jetzt ganz entblößter Hals und ein Nacken an, die beide in ihren weichen und doch plastisch bestimmten Linien jene blühende Harmonie aller Formen verriethen, die nur in der Bewegung durch eine zauberhafte Grazie zur vollen Gel- tung kommen kann. Das Inkarnat des Hal- ses und der Schultern war von einer Reinheit und Frische, wie es ein aufblühendes Mädchen nicht vollkommener aufzuweisen hat. Und doch schien diese Frau die Grenzen der Jugend be- reis überschritten zu haben. Die vollen Arme zeigten an den Ellenbogen und Handgelenken tiefliegende Grübchen. Die schmale, aber nicht kurze Hand verlief in jene kegelförmigen, sanft nach außen gebogenen Finger, wie wir sie an den griechischen Statuen bewundern, in der Natur aber nicht allzuoft erblicken.

Die ganze Körperbildung dieser Frau war

von modellgemäßer, reiner Schönheit; hier hätte kein Künstler die Natur übertreffen können, selbst nicht in einzelnen Theilen. Diese Formen waren wie aus einem einzigen schön gelungenen Gusse, bei aller Harmonie von mehr großem amazonenhaften, als zierlichem und weichem Schnitte; eine jener üppig angelegten Figuren, wie sie vorzugsweise der Süden hervorbringt; aber sie war von dem gedankenvollen Ernst und dem tiefen Seelenleben des Nordens vor allzu weicher Ueberfülle bewahrt worden.

(Fortsetzung folgt.)

† Auf einer Wanderung!

Obwohl nahe daran, war es mir bis jetzt doch noch nicht vergönnt, die Alpen mit all' ihren Großartigkeiten, ihren wundervollen Gletschern, ihren gähnenden Abgründen und schauerlichen Schluchten kennen zu lernen, noch donnerte mir nicht das Meer die Allgewalt der Natur ins Ohr. Darum glaube ich auch, daß nicht gerade das Wildromantische, das Großartige derselben allein den Menschen stauenden Geistes und Ehrfurcht im Herzen vor dem Höchsten sich beugen läßt. Im Gegentheil, irgend ein anmuthiges Dörfchen, ein schattiges Wäldchen, belebt von einem Heer gefiederter Sängler, eine Landschaft mit wogenden Aehrenfeldern, vergoldet von den Strahlen der Morgen- oder Abendsonne, macht das Herz höher schlagen, frei von dem drückenden Gefühl, das so häufig das Imponirende, Außergewöhnliche auf ein einfaches, unbefangenes Gemüth ausübt. Ein laues Frühlings- oder Sommerlüftchen kost uns die Falten von der Stirn, die uns die Sorgen des alltäglichen Lebens heraufbeschworen haben. Selige Empfindungen durchziehen unser Innerstes, es wird ruhiger und stiller in uns, wir fühlen in solchen Momenten die Zusammengehörigkeit, die Uebereinstimmung unseres Selbst's mit der äußern Natur nur um so mehr.

Wie jeden Menschen, der nur einiges Gefühl und Denkkraft besitzt, so hat auch mich schon oftmals auf Spaziergängen und Wanderungen die mich umgebende Gegend zu lebhaftem Nachdenken angeregt, wohl aber noch nie stärker als Anfangs Mai 1865, zu welcher Zeit ich mit einem Freunde auf einer Fußreise durch das Bilsthal gegen Abend durch das Dörfchen Treibendorf kam. Die zu beiden Seiten hart an die Bils fortlaufenden, mit dichtem Nadelholz bewachsenen Berge treten dort etwas zurück, einen allerliebsten, kleinen

vom Flusse durchschnittenen Thalkessel bildend, in welchem genanntes Dörfchen, wie eingestreut in malerischer Staffage mit seinen hie und da von schönen Obst- oder Laubbäumen überragten, leuchtenden Ziegeldächern, seinem freundlichen Kirchlein und dazu angehaucht von dem rosigen Schimmer der Abendröthe, dem Fremden ein überraschend reizendes Bild entrollt. Mein Entzücken steigerte sich, als man jetzt drinnen das Abendgebet läutete. Der Zauber des Augenblicks ergriff mich tief, und im Stillen schickte ich mit allen Denen, die jetzt in dem trauten Dörfchen auf den Knieen liegen mochten, ein Dankgebet zum Herrn. — In angenehmer Weise einmal angeregt, ließ ich meinen Ideen freien Lauf, die mich schließlich dahin leiteten, Vergleiche zwischen dem Anmuthigen in der leblosen Natur und dem Liebenswürdigen im Menschen anzustellen und will, da es mir aus dem Herzen gesprochen, alsowohl auch Wahres an sich haben muß, das Resultat meines Nachdenkens auf dem Papier wiedergeben.

Die Liebe, dachte ich, ist sie nicht am ähnlichsten der Empfindung, die mir bei dem Anblick dieses lieblichen Thälchens eingeflößt wurde? Wie soll also der Mensch sein, der diese Empfindung selbst in seinem Nebenmenschen hervorbringen soll? Nicht anders, als wie mir in diesem Augenblicke die Natur erschien. — Sein Sinn, sein Gemüth sei heiter, wie dieser Himmel, diese lachende Landschaft; in sich vergnügt und zufrieden mit dem, was ihm Gott gegeben. Der Ausdruck der Freude ist an und für sich schon angenehm. Heitere, vergnügte Menschen sind in allen Gesellschaften wohl gelitten, lustige hingegen nur in manchen. Sein Wesen sei sanft wie diese Luft, wie dieses milde Licht. Das Heftige erschöpft, betäubt, ertödtet zulezt, aber ein sanfter Sinn macht auf jeden, der mit ihm in Berührung kommt, einen angenehmen Eindruck. Alles, was wir sehen hat, wenn es von der Abendsonne beschienen ist, einen eigenthümlichen Reiz für uns, während es in dem hohen Glanz der Mittagssonne ein nur gewöhnliches Ansehen haben mag. Diesen Umstand erkläre ich mir so, daß nämlich zu dieser Zeit der Grad des Sonnenlichts unserer Sehkraft angemessen ist. So müssen auch die vorzüglicheren Kräfte im Menschen, als Verstand, Muth, Fröhlichkeit u. d. sich in ihren Aeußerungen etwas mildern, gewissermaßen an sich halten, wenn sie auf den größten Theil, der mit ihm im Verkehr stehenden, günstig wirken sollen.

(Schluß folgt.)

Merlei.

(Ein vergessener Kosak.) Ein Pariser Reisebrief erzählt: Spät noch erfährt man, daß auch der Kaiser von Rußland, wie es anderen gewöhnlichen Sterblichen wohl passiert, auf der Reise etwas vergessen hatte, nämlich einen Kosaken, der bei der Rückkehr des Monarchen auf der Station Creil kleben geblieben war. Der arme Kalmucke verstand kein Wort Französisch und die Franzosen der Station kein Wort Kalmuckisch. Es entspann sich um seinetwillen folgende telegraphische Korrespondenz: Creil, Nr. 1752. Kosak auf dem Bahnhofe vergessen. Kein Geld. Keinen Tabak. Was machen? — Petersburg, Nr. 2372. Kosak gegen Entschädigung her senden. Tabak bezahlen. — Creil, Nr. 1797. Kosak abgereist mit Train 119 und Tabak. — Petersburg, N. 3520. Kosak in gutem Zustand erhalten. Transport bezahlt. Bahnhofschef Druden erhalten.

„Ist es möglich, mein Fräulein, daß Sie nicht einmal die Namen Ihrer besten Freunde merken können?“ fragte ein Herr eine junge Dame, die wegen ihres auffallend kurzen Gedächtnisses bekannt war. — „Leider ist dem so.“ antwortete die junge Dame, „aber ich sollte meinen, dies wäre sehr verzeihlich, denn ich weiß ja nicht einmal, wie ich selbst vielleicht übers Jahr heißen werde.“

Kinder seggen. John Hoeffler, ein Deutscher, wohnhaft in Lancaster, Pennsylvania, hat kürzlich, wie amerikanische Blätter berichten, sein drei und dreißigstes Kind zu Grabe getragen. Er war drei Mal verheirathet. Seine erste Frau gebar ihm 17 Kinder, nämlich vier Mal hintereinander Drillinge, zwei Mal Zwillinge und zuletzt ein Kind; seine zweite 15, sieben Mal Zwillinge und das achte Mal eines; seine dritte hat ihm bis jetzt 5 Kinder geboren, lauter einzelne Geburten, zusammen 19 Knaben und 18 Mädchen, von denen blos 4 noch am Leben sind. Herr Hoeffler ist 52 Jahre alt.

Die Braut des Generals von Steinmetz, dessen Verlobung neulich stattgefunden, ist 17 Jahre alt, der

Bräutigam 70. Die junge Dante erschien im letzten Winter zum ersten Male in der Gesellschaft in Posen und erregte durch ihr heiteres, frisches und ungezwungenes und reizendes Wesen die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des greisen Generals.

(Guten Morgen!) Es ist preussisches Militärreglement, daß die zur Parade aufgestellten Soldaten beim Erscheinen des Inspizirenden diesem ein lautes „n Morjen) (guten Morgen“) Majestät, oder Excellenz, Herr Oberst zc. zurufen, worauf dieser ebenfalls „guten Morgen“ oder auch nur „n Morjen Kinder!“ antwortet. Dieses „n Morjen“ ist seit einigen Tagen nun auch in der badisch-preussischen Armee eingeführt worden.

Bilderräthsel.



Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 3.

Mittwoch, den 9. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

Fortsetzungen.

Gefesselt von dem Zauber dieses Anblickes schien Arnold seine Rettungsversuche ganz vergessen zu haben. Die Mutter mußte ihn erst daran erinnern.

„So laß uns denn unser Heil weiter versuchen, so gut es gehen will“, mahnte sie den Sohn, „denn es würden wenigstens fünf Stunden darüber verstreichen, ehe der einzige Arzt der Umgegend, der Doktor Wendt aus Altentkirchen, herüber kommen könnte. Geh, bringe mir die gewärmten Decken und Tücher.“

Man schritt nun rasch zur Anwendung der in solchen Fällen gebräuchlichen Mittel. Arnold kannte dieselben recht gut, da er als Seefahrer oft genug gleichen Versuchen beigewohnt hatte, welche von den Schiffszärzten an ertrunkenen Matrosen angestellt worden waren.

Man hüllte die Verunglückte warm ein, frottirte hier und da ihre Haut, rieb ihr die Schläfe in Ermangelung von kölnischem Wasser oder ähnlichen Essenzen mit starkem Rum ein, hielt ihr denselben auch zuweilen unter die Nase und sorgte für frische, mäßig erwärmte Luft.

Arnold war unermüdetlich in Wiederholung all dieser Experimente, als gelte es, ein ihm überaus theures Leben zu retten.

„Sieh nur“, sagte er nach Verlauf einer halben Stunde, „scheinen nicht auch die Wangen und Lippen der Ertrunkenen eine lebhaftere Färbung zu erhalten? — Wenn sie wieder erwachte!“ schloß er in einem Tone, in welchem sich Freude und Schrecken zugleich offenbarten.

„Es ist wohl nur die äußere Wärme, welche ihrer Haut einen schwachrothen Schimmer verleiht“, entgegnete die Mutter einsylbig.

„Wenn aber alles Leben in ihr erloschen wäre, so könnte auch die äußerlich angewendete Wärme diese Wirkung nicht hervorbringen“, bemerkte Arnold, den es beinahe verdros, daß die Mutter so wenig seine Hoffnung theilte; er bedachte nicht, daß das Alter stets kleingläu-

biger ist als die Jugend. „Sieh nur die natürliche Haltung ihres Kopfes! Wir dürfen durchaus nicht ermüden, und sollten wir 24 Stunden lang mit unseren Versuchen fortfahren.“

„Ich werde Dir gern beistehen bis zum letzten Aufgebot meiner Kräfte.“

Arnold holte jetzt einen starken Rohrbalm und schnitt ein fingerlanges Röhrchen heraus, mit welchem er der Ertrunkenen Luft einblasen wollte. Ohne Mühe brachte er es in ihren Mund, denn die glänzende Zahnreihe öffnete sich willig einem schwachen Drucke seiner Hand auf den Unterkiefer. Es beschlich ihn ein eigenthümliches Gefühl, als er hierauf sein Gesicht dem der Schlummernden näherte und ihr seinen Athem lieh; es war ihm, als müsse dieses Wesen — wenn es wieder zum Leben käme — ihm dann für immer zu eigen gehören.

Zufällig fiel jetzt sein Blick auf deren rechte Hand, die auf der Bettdecke ruhte; er betrachtete sie lange und mit Aufmerksamkeit; endlich ergriff er sie wie in Veranlassung einer zusammenhängenden Gedankenreihe und bog mit dem Zeigefinger den dritten Finger derselben ein wenig aus der Reihe der anderen heraus.

Einen Ring trug dieser Finger zwar nicht, aber es war unter dessen Mittelgelenk eine kleine schmale ringsum laufende Vertiefung zu bemerken, wie sie das lange Tragen eines Ringes zu hinterlassen pflegt.

„Doch wohl verlobt oder gar verheirathet“, murmelte Arnold vor sich hin, indem sich ein leiser Schatten der Enttäuschung über sein Antlitz stahl. „Wo ist dann aber der Ring geblieben?“ fügte er kopfschüttelnd nach einer Pause hinzu; „warum trägt sie ihn nicht mehr? Sollten etwa Seeräuber — aber nein, dazu sind unsere Gewässer zu sicher. Oder ist sie, bevor ich sie bemerkte, irgendwo ans Land getrieben und von frevelhafter Hand beraubt worden? Oder — ha!“ schreit er plötzlich laut auf, läßt die Hand fahren, als wäre sie ein glühendes Eisen und tritt einige Schritte zurück, tiefer erblaßt und todtenähnlicher, wie die vor ihm Liegende, er, der kühne Seemann, der doch tausend Lebensgefahren ohne Bittern ins Auge gesehen hat.

„Um des Himmels willen, was hast Du?“ rief die Mutter, das erschreckte Antlitz bald nach dem Bette, bald nach dem Sohne hinwendend.

Der aber ist der Sprache kaum mächtig.

„Sie lebt, sie wacht wieder auf!“ bringt er mit Mühe hervor, und seine Augen öffneten sich weit.

„Du träumst. Ich bemerkte keine Veränderung an ihr.“

„Aber ich — ich! sie hat den Finger bewegt — ihre Hand zuckte — ich fühlte einen leisen Druck.“

„Täuschung, lieber Sohn; nichts als eine Selbsttäuschung! Sieh, wie ruhig sie daliegt“, sagt die Mutter mit einer gewissen Besorgniß, denn noch nie zuvor hat sie den Sohn so sehr unter der Herrschaft des Schreckens gesehen. Ist es denn auch bloß ein Schrecken der Freude?

Er steht wie in den Boden eingewurzelt und starrt nach dem Bette hinüber.

„Sieh doch — da — da!“ ruft er von Neuem und streckt die Arme gegen das Lager aus; jetzt zuckt sie mit den Augenlidern — und noch ein Mal! Ich sagte es ja, sie ist nicht todt, sie lebt — sie erwacht!“ Die Mutter bleibt noch immer ungläubig; sie hat ihre Aufmerksamkeit weniger auf die Ertrunkene, als auf den Sohn gerichtet. „Kennt er das Weib? Steht er in irgend einer Beziehung zu ihr?“ Sie fängt an Böses zu ahnen.

Beide sehen athemlos nach dem Bette hinüber.

„Ihr Busen hebt sich!“ flüstert Arnold, und seine Worte überstürzen sich! „Sie athmet — ihre Rippen schließen sich! — da — da!“

Und die Scheintodte öffnet das Auge, groß — schwarz mit gespenstischem Glanze; sie richtet den Oberkörper empor — mit einem kurzen Stuck auffahrend, wie aus einem seltsamen Traume — blickt um sich, neugierig — befremdet — überrascht — erschreckt — schließt die Augen und öffnet sie wieder — heftet sie alsdann auf ihre Arme und Hände, auf das Lager, auf die Beiden ihr gegenüber — besinnt sich, lange — lange — schlägt die Hände zusammen wie in Verzweiflung über eine Entdeckung und lispelt mit der Stimme einer Gefolterten:

„Wo bin ich? — wer seid Ihr? Freund oder Feind?“

Arnolds Zunge ist wie gelähmt. Die Mutter findet zuerst das Wort wieder:

„Sie sind geborgen — noch auf deutscher Erde — von guten Freunden!“

„Geborgen? Ich lebe also wirklich noch?“

— So laßt mich auch verborgen sein! verborgen — hört Ihr!“ Und nach einer Pause spricht sie leise für sich: „O, daß ich noch todt wäre! Wie schön war der Schlummer, der alles Erinnern löschte!“

Und sie bricht in ein krampfhaftes Schluchzen aus und darauf in einen hellen Thränenstrom. Sie legt den Kopf zurück auf das Kissen, birgt das Gesicht darein und wird still, wie gestorben zum andern Male. —

Noch tief ergriffen von der Scene, der er eben beigewohnt, stand Arnold vor dem Fenster seines Zimmers und starrte in den klaren Sonntag hinaus. Die Mutter war drüben bei der Kranken zurückgeblieben. Ihm hatte sich das Bedürfniß aufgedrängt, nach all der Aufregung seine Gedanken zu sammeln. Sie waren natürlich allein mit dem dunklen Räthsel beschäftigt, das sich ihm in seinen heutigen Erlebnissen dargeboten.

„Sie bedauert, wieder erwacht zu sein, und will nun verborgen bleiben“, sagte er zu sich selbst. „War es also nicht wirklich ein Unrecht gegen sie, daß ich mich so zum Herrn ihres Schicksals aufwarf, als ich sie aus den Fluthen herausfischte! Hat der Mensch im Grabe nicht eben so gut natürliche Rechte, wie derjenige der noch im Lichte der Sonne wandelt? Jemand das Leben zu nehmen, ist das größte Verbrechen; ihm aber das Grab streitig zu machen, das ewige Asyl von aller irdischen Qual und Pein, auf das alles Geschaffene leider nur zu gültige Ansprüche hat; das hält man für Pflicht. Und welche Seelenkämpfe hat es Jenen vielleicht erst gekostet, in den Vorhof dieses Asyls einzudringen! Und dann kommt ein Unberufener und reißt den Armen wieder zurück! Wie oft man erfahren, daß der Erhängte, den man abschnitt und rettete, nur darauf wartete, bis er wieder so viel Kräfte gewonnen, um hin zu gehen und sich zu ertränken. Eine eigene Barmherzigkeit Jemand zum Leben zwingen zu wollen!“ fuhr der finstere Mann in einem Anfall von sarkastischer Laune fort. „Hatte ich ihren Willen früher gekannt, bei meiner Seele! ich hätte ihn respektirt, denn man sollte auch gegen eine todt oder scheidende Frau noch artig sein und nicht töppisch und voreilig zugreifen.“

Allmählig verschwand seine Bitterkeit darüber, daß er Jemand — vielleicht gegen dessen Willen — gerettet hatte, und er schloß sein Selbstgespräch mit dem Vorsatze: „Nun um so mehr ist es jetzt meine Pflicht, wenigstens dafür zu sorgen, daß sie im Verborgenen“

bleibt, wie es ihr erster Wunsch war, welchen sie dem wieder aufgedrungenen Leben entgegen brachte."

Arnold schien mit Interesse dem Gedanken nachzuhängen, daß diese Frau nun wahrscheinlich lange unter seinem Dache weilen werde, da sie ja nirgend versteckter leben könne, als gerade hier auf dem „äußersten Thule“ deutscher Zunge.

„Wird sie aber auch diesen Aufenthalt erträglich finden? Nur wenige schweigsame Menschen um sie her, und eine ernste, melan- golische, oft rauhe Natur. Da muß die Seele erfüllt sein von einem unendlichen Glück — oder Unglück, um keine Langweile zu empfinden. Nun, an Unglück scheint es den Armen eben nicht gefehlt zu haben.“

Da klopfte es an die Hausthür, Pluto, der große schwarze Neufundländer, der gewöhnlich davor lagerte, schlug knurrend an, wie er immer that, wenn Jemand nahte, der ihm zuwider war. Auch das Thier hat seine instinktiven Antipathien. Arnold errieth nun schon, wer Einlaß begehrte. Er ging und öffnete, aber mit einer Miene, die den Gast nicht eben freundlich willkommen hieß.

„Guten Tag, Nachbar!“ begrüßte ihn derselbe Douanier, den wir schon vor einer Stunde etwa vorüber schlendern sahen. „Wollte nur im Vorbeigehen sehen, wie es Ihnen geht. Komme eben vom Strande, wo ich ein wenig auslugte.“

Bei diesen Worten war er, obwohl nicht dazu aufgefordert, auf das Wohnzimmer zugeschritten, mit einer impertinenten Vertraulichkeit, deren Zweck Arnold sogleich errieth. Dieser folgte ihm mit verbissenem Grimme. Der Douanier sah sich im Zimmer neugierig um und ließ endlich seine Blicke mit einem schadenfrohen Ausdrucke auf den paar Decken oder Tüchern haften, welche Arnold vom Ofen wegnehmen in der Eile vergessen hatte.

„Ein frischer Morgen! Der Wind weht wieder aus Nordost!“ hob jener von Neuem an, noch immer mit bedeutungsvollem Lächeln nach dem Ofen blinzelnd. Dabei rieb er sich die Hände; man wußte nicht, ob er mit dieser entsprechenden Bewegung nur seine Bemerkung über die Kühle des Morgens bekräftigen, oder seiner Schadenfreude einen schlecht versteckten Ausdruck geben wollte. „Sie können's hier wohl aushalten, Herr Nachbar! es ist hübsch warm, heinabe zu warm in Ihrer Stube. Und die Decken da? — Ah! — doch nicht ein Patient?“ schloß er mit einem stechenden Blick auf Arnold und mit einer Miene, die wohl

verrieth, daß es ihm mit der besorgten Frage durchaus nicht Ernst war.

(Fortsetzung folgt.)

+ Auf einer Wanderung!

(Schluß.)

Freundlichkeit im Blick, Wohlwollen im Herzen, offener redlicher Sinn muß sich zeigen in des Menschen ganzen Thun und Wesen. Gleich wie in der Natur das winzige Berggipflein nicht im nämlichen Rechte mit der prächtig sich wölbenden Eiche seine zarten Würzelchen neben dem mächtigen Fuß dieser Riesin in die Erde schlägt, beide von demselben Sonnenstrahl erwärmt und belebt, beide von demselben Regen erquickt und gestärkt werden, so sei auch der Mensch gegen den Armen wie gegen den Reichen gleich freundlich; geneigt Jedem Vergnügen zu bereiten. Auch reich muß der Mensch sein an Produktivität, an Vorstellungen, schönen Gedanken und mitzu- theilenden Kenntnissen. Empfänglich muß er sein für alles Gute und Schöne. Wirklich angenehm ist der, der seine Gesellschafter belehren und bilden hilft. Wenn er den Geist der Andern in seine Bequemlichkeit zu versetzen, ihnen das Nachdenken, das nothwendig zum Umgange gehört, behaglich zu machen weiß, wenn er ihnen ihre Kenntnisse ablockt, ihre dunkeln Ideen entwickeln hilft. Der sucht, sie an den Umgang mit Menschen zu gewöhnen, sie der Aengstlichkeit bei dem Eintritt in denselben zu benehmen: der sie auf jede Weise anregt, ihre Kräfte und Vorzüge blicken und erkennen zu lassen; der sie von Sorgen, von Leidenschaften zu befreien versteht, so wie mich an diesem Abende die Natur davon befreit hat. Die Beständigkeit, das Gleichbleiben in seinen Handlungen giebt dem Menschen erst die rechte Würze. Weselt er erst auch diese zu seinen andern guten Eigenschaften, so besitzt er den Schlüssel zu fast jedem Menschenherzen. Wie lästig, wie unangenehm wird uns doch oft der April mit seinen fortwährenden Witterungswechsel. Jetzt stürmt's und schneit's, bald wirft uns wieder Frau Sonne einen ihrer freundlichen Blicke zu, aber kaum wollen wir uns dessen erfreuen, hat ihn eine neidische Wolke schon wieder aufgefangen, und sendet uns dafür einen kalten Regenschauer. Wie ganz anders ist es doch um einen schönen Frühlings- oder Sommertag bestellt. Er erquickt uns, wir freuen uns seiner. So ist es auch mit dem Menschen. Derjenige, dessen Laune oftmals wechselt, ist

mag auch seine gute Laune immerhin angenehm sein, doch nur selten geliebt. Es ist so schön, der Umwandelbarkeit Jemanden vertrauen zu können, und nicht jeden Augenblick fürchten zu müssen, gegen ihn einen Verstoß zu begehen, oder umgekehrt, sich durch ihn beleidigt zu sehen. Aber auch Fehler erträgt man, wenn man darauf rechnen kann, immer nur dieselben ertragen zu müssen. — Aber doch muß auch eine sanfte Bewegung wie in der Natur, so im Menschen sein, wenn sie am lieblichsten sein sollen. Die Stille der Nacht ist ehrwürdig, nicht angenehm, ein sanftes Wehen der Luft belebt eine ganze Gegend. Der Mensch, der sich angenehm machen will, muß frisch wie diese Luft, munter und doch gesetzt — nicht einförmig und steif wie die Nacht, aber auch nicht exzentrisch sein. Sinn und Empfindungen müssen aufwallen, ohne in Leidenschaftlichkeit überzugehen. Seine Fröhlichkeit muß Ausbrüche haben, doch nie rauschende Lustigkeit werden. Geist und Witz muß aufblühen, aber nicht immer leuchten wollen. Seine Phantasie, seine Vorstellungsgabe muß zuweilen durch anmuthige Bilder angeregt werden, sich aber nie freiwillig erhitzen. — Es ist nicht anders möglich, als daß Alle, die mit einem solchen Manne näher verkehren, nach und nach in Schwung gerathen, sich ihrer Gedanken lebhafter bewußt werden, kurz, sie werden alle anfangen feiner fühlen und empfinden zu lernen. Sie werden möglichst sich bestreben, es diesem Manne so bald als möglich gleich zu thun. —

Unter solchen Gedanken schritt ich munter und rüstig mit meinem Freunde, dem nächsten Markte zu, mit dem wir für diesen Tag das Ziel unserer Wanderung erreichten.

Allelei.

(Wenn nicht wahr, doch nicht übel erfunden.) Bei einer kürzlich im Herrngarten zu Darmstadt abgehaltenen kleinen Uebung trat der Großherzog hinzu und beobachtete als Zuschauer die Uebungen, welche ein Unteroffizier leitete. Als bald nahm der Großherzog das Kommando selbst und kommandirte „Achtung“; darauf bemerkte der Unteroffizier, daß jetzt statt „Achtung“ das Kommando: „Stillgestanden“ gebraucht werde. Hierauf soll der Großherzog etwas böse ausgerufen haben: „Das halbe Land verloren und keine Achtung mehr!“

Richter in eigener Sache. Ein amerikanisches Blatt erzählt, daß ein Richter in Missouri vor Kurzem über sein eigenes Ehescheidungs-gesuch zu entscheiden hatte. Nachdem er die Papiere untersucht und Zeugen verhört hatte, entschied er, daß sein Gesuch zulässig sei.

Aus der „guten alten Zeit.“ Zu München war 1665 ein großes natürliches Donnerwetter; als nun ein frommer Priester vermerket, daß solches ein Teufelsdonnerwetter wäre, beschwor er das grausame Wetter, weswegen ein 70jähriger Erzzauberer ganz nackt aus den Wolken herabfiel und das Gewitter gleich aufhörte. Der Zauberer bekannte hernach, daß er benebenst einigen 100 seiner Gesellen solches Wettermachen an die 40 Jahre getrieben und an Menschen, Vieh, Früchten und Gebäuden großen Schaden dadurch gethan hätte, weswegen er mit glühenden Zangen gezogen, hernach erwürgt und zu Asche verbrannt wurde.

„Stoßseufzer eines Rauchers.“

Das Rauch'n soll a Luxus sei'
 Drum ried'ns öiz von Steuer,
 Döi lieg'n dau an Werth öiz nei,
 Und schreia ungeheuer.
 Dau soll mer Pfeiff'n und Cigarr'n
 Und all döi Woar verzoll'n?
 Döi glab'n, öiz mit ihr'n Schmarr'n
 Göiths's wöi sie's hob'n woll'n.
 Diz soll nu döi anzia Freid,
 Der Handwerksg'sell entbeihern,
 Besteuert doch a seidis Klad!
 Des läßt sie enter höiern!
 Es hilst zwoar nichts des räsonir'n,
 Doch will i a nett spass'n.
 Besteuert löeber die Clavier'n,
 Das will i gelt'n lass'n.
 Der Tabak is a Element,
 Des koh mehr nett bestreit'n,
 Des irdisch Dausei is verschwend't,
 Möißt mer des Rauch'n vermeid'n.
 Ka Tabakssteuer zohl i nitt'
 Rauch eh'r Pottat'nblätter,
 Wenn's a nitt aromatisch röicht,
 So raucht's doch, Donnerwetter!

N.

Buchstaben-Räthsel.

p t io

Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 4.

Sonnabend, den 12. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

Fortsetzungen.

II.

Arnold erröthete, als der Douanier ihn zu inquiren begann, aber nicht aus Furcht sein Geheimniß verrathen zu sehen, sondern aus Unmuth über dies zudringliche Spioniren. Er nahm sich aber zusammen und entgegnete mit unverhohlener Ironie:

„Sehr verbunden für die Theilnahme! Hat indeß nichts zu sagen.“

„Nun, es ist immer gut sich auszuwärmen, wenn man in so früher Jahreszeit einen kleinen Spaziergang in die See gemacht, oder ein Halbbad genommen hat.“

„Von wem sprechen Sie?“ warf Arnold in scheinbar gleichgültigem Tone hin.

„Nun, von Jemand, dessen Fußspuren ich soeben auf dem Strande entdeckte. Ueber diese Fußstapfen sind erst einige Wellen hinweggegangen. Nicht so viel Sand ist hineingerollt, als man etwa gebrauchen würde, die Dinte eines eiligst zu expedirenden Briefes zu löschen. Diese Fußspuren können daher erst vor ein paar Stunden entstanden sein und rühren von einem wohlgebildeten Fuße her, wie ihn unsere Fischer in den plumpen Wasserstiefeln nicht aufzuweisen haben. Es war ein Fuß etwa wie der Ihre;“ schloß der Douanier mit einem lächelnden Blicke auf Arnolds Füße.

„So — so — merkwürdig;“ murmelte dieser zerstreut und bereits über die Folgen nachdenkend, die diese ihm unwillkommene Entdeckung des Douaniers etwa haben könnte.

„Ja, aber was noch merkwürdiger ist — der betreffende Strandläufer muß sich eine schwere Beute aus den Wellen geholt haben, denn seine zurückführenden Spuren sind viel tiefer eingedrückt, als die in das Wasser hineingehenden.“

„Wahrscheinlich ein Schmuggler.“

„Möglich. Diese Menschen stehen stets auf dem Sprunge, jeden Augenblick zu benutzen, wo man den Rücken wendet.“

„Solche Augenblicke sind aber auch kostbar“, sagte Arnold lächelnd.

„Werde ihnen aber schon das Handwerk legen. Unser Douanenposten soll verstärkt werden; bin schon — und hoffentlich nicht vergeblich — darum eingekommen. Jetzt, nachdem das Blockadedekret, das allen Verkehr mit England verbietet und alle englischen Waaren wegzunehmen befiehlt, schon vor einem halben Jahre erlassen worden ist, jetzt zeigt es sich erst recht deutlich, wie er giebig gerade diese Küsten für den Schmuggel sind. Die oldenburger, die mecklenburger Küsten können bei weitem leichter überwacht werden. Aber hier, wo das Meer tausendfältige Einschnitte ins Land macht, müssen die Posten dichter stehen, denn die Wachtschiffe allein können sehr wenig ausrichten, weil die Küsten ein sehr weites Vorufer, einen langen Strand haben und jene daher zwingen, immer fern vom Ufer zu kreuzen. Die kleinen Schmugglerboote aber, die mit allen Untiefen genau vertraut sind, können unterdessen ihr Wesen ganz ungenirt treiben.“

„Beantragen Sie immerhin schärfere Maßregeln“, erwiderte Arnold trocken, „Sie werden dennoch niemals dieser kühnen Gesellen Herr werden, die zu ungebildet sind, um die Gerechtigkeit der von Frankreich getroffenen Verfügungen einzusehen. Diese Schmuggler sind meist Matrosen; da aber die Schifffahrt jetzt in Folge des Blockadedekrets gänzlich stockt, so sind sie, um nicht zu verhungern, auf den Schmuggel angewiesen — eine Erwerbsquelle, deren reichlicher Ertrag ihnen eben so zusagt, als die Gefahren, welche sie dabei zu bestehen haben. Um das zu ändern, müßte die französische Regierung entweder die Schifffahrt nach England wieder frei geben oder diese Küsten reguliren: all das Land wieder anschwemmen, das die Wasserfluthen seit Jahrtausenden abgespielt haben; all die Inwieken (Buchten) wieder ausfüllen, die dadurch entstanden sind; all die Biethen (Uferschluchten) planiren, die ein so treffliches Versteck gewähren.“

„Spotten Sie nur! Wir wollen den Burschen schon das Handwerk legen, auch ohne so umfassende Erd- und Wasserarbeiten abzuwarten, wie sie etwa ein Erdbeben ausführen könnte“, entgegnete der Douanier mit einem

durchbohrenden Blick auf Arnold, den er ebenfalls für einen Schmuggler, und zwar für einen im großen Style hielt; und er bedauerte nur, ihn nicht heute morgen bei der nach seiner Meinung unzweifelhaft ausgeführten Schmuggerei ertappt zu haben.

Da Arnold die Zeichen seiner Ungeduld über den unwillkommenen Besuch immer sichtbar werden ließ, entfernte sich jener mit kaltem Gruße.

Der Douanier glaubte ohnehin seinen Zweck erreicht zu haben: er hatte Arnold nämlich erschrecken und einschüchtern und nebenbei seine spionenhafte Neugierde befriedigen wollen.

Obwohl ein Deutscher von Geburt, hatte er sich doch zum Werkzeuge der ausländischen Tyrannei erniedrigt, ein Beispiel, das damals leider gar nicht selten war.

„Der hat doch keine Ahnung von der jetzigen und schönen Couture, die ich heute Morgen nach Hause gebracht habe“; dachte Arnold triumphirend, während er sich ansah, seine Umkleidung zu vollenden.

Höchstens hat er einige Zenter Zucker oder Kaffee im Sinne. Sein Wütterchen erschien jetzt in der Thür.

„Wie geht es der Dame?“ fragte er sie.

„Sie ist in einen tiefen und ruhigen Schlaf versunken. Ich werde unterdessen ihre Kleider und Wäsche trocknen und plätten, damit sie nicht in Verlegenheit kommt, wenn sie erwacht und sich ankleiden will; denn mit meiner Garderobe würde ich ihr doch nur sehr mangelhaft ausbelfen können; da sie von vornehmer Herkunft scheint und deshalb wahrscheinlich verwöhnt ist. Sieh' nur ihre feine Wäsche!“

Arnold betrachtete mit Interesse das weiße und zarte Linnen. Es fanden sich die Buchstaben M. B. sauber hineingestickt. Das helle Sommerkleid war vom besten Stoffe.

„Je länger ich darüber nachdenke, desto räthselhafter wird mir diese Dame“, bemerkte Arnold. „Sie ist also in vollem Anzuge ins Wasser gerathen; und doch kann dieß nur in den ersten Morgenstunden geschehen sein, sonst wäre sie nicht wieder erwacht. Kurze Zeit, bevor ich sie fand, muß sich das Unglück zugegetragen haben. Aber welches? Ich begreife es nicht. Ein größeres gescheitertes Schiff hätte ich doch bemerken müssen. Wie wäre sie aber auf ein kleines Boot gekommen, sie, die gar nicht auf Flügen oder in dieser Gegend überhaupt zu Hause zu sein scheint, ihr Dialekt klingt mir ganz fremd.“

„Das Räthsel wird sich schon lösen“, sagte Arnolds Mutter ruhig. „Glaubst Du übr-

gens, daß es noch nothwendig ist, nach dem Arzte zu schicken?“

„Nein; die Dame wird sich bald ganz wieder erholen“, gab Arnold zur Antwort. „Es ist besser, wir machen so wenige Menschen, wie möglich, mit diesem Vorgange bekannt. Die Dame hat dies ja selbst gewünscht und wird gewiß ihre guten Gründe dazu haben.“

Es war bereits Abend geworden. Während Arnolds Mutter am Lager der Schlafenden saß, machte dieser selbst einen kleinen Spaziergang am Gärtchen entlang. Da näherte sich ihm, vom Strande herkommend, ein Mann von hohem und breitem Wuchse; er trug an Mütze und Rock die Abzeichen eines Leutnants.

Schon an und für sich mußte sein Erscheinen in dieser einsamen Gegend auffallen. Für Arnold aber hatte es, unter dem Eindrucke der heutigen Erlebnisse, etwas Spannendes, ja Beängstigendes.

„Sie können mir wohl, mein Freund, den nächsten Weg nach der Fährinsel angeben?“ redete ihn der inzwischen näher getretene Fremde auf Plattdeutsch an. „Ich will nach Schap-
rode hinüber.“

„O ja“, erwiderte Arnold; „gehen Sie nur immer in östlicher Richtung über die Haide weg. Dann werden Sie bald auf einen breiten Weg treffen, der an jener Fährinsel endet. Sollten Sie indeß fürchten, sich zu verirren, so will ich Sie gern ein Stück begleiten.“ Ichloß er in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit etwas von den zu erfahren, was sich heute Morgen auf den Gewässern der Umgegend zugegetragen habe.

Aber der Fremde wies das Anerbieten mit den Worten zurück: „Ich danke bestens. Einem Schiffer genügt es vollkommen, die Richtung zu kennen, welche er innehalten muß.“

„Wie Sie wollen! Auf dem Wasser hier werden Sie freilich besser zu Hause sein, wie auf dieser abgelegenen Insel.“

„Allerdings; aber ich werde mich dennoch schon zurecht finden“, sagte der Fremde, dessen dunkles Auge, wie Arnold erst jetzt bemerkte, unstät hin und her flog. Sein Antlitz, obwohl von einem Vollbarte bedeckt, verrieth dennoch eine tiefe Aufregung. Nur Haltung und Sprache waren scheinbar unbefangen und ruhig; aber vielleicht war dies nur das Resultat großer Selbstbeherrschung. Arnold glaubte wenigstens in dem Ausstöhnen der Stimme eine leise vibrirende Bewegung zu gewahren. Vielleicht war der Fremde zu eilig gegangen? Aber auch die Sprache und das Benehmen dieses

Manres zeigten sich bei weitem feiner und ungezwungener, als man sie sonst bei Booten anzutreffen pflegt. Fast unwillkürlich warf Arnold einen Blick auf dessen Hände, die am leichtesten seinen wahren Beruf verrathen könnten. Der Fremde aber steckte dieselben eben — sei es absichtlich oder zufällig — mit scheinbarer Hast in die Taschen seiner weiten Beinkleider.

Dies Alles machte Arnold mißtraulich und er beschloß, wegen der bei ihm verborgenen Dame auf seiner Hut zu sein und diesem Fremden und seinen etwaigen Fragen mit Vorsicht zu begegnen. Er warf einen flüchtigen Blick nach den Fenstern der Stube hinüber, welche sie bewohnte. Zu seiner Beruhigung sah er, daß die herabgelassenen Rouleaux jeden Einblick darüber verwehrten.

„Wo kommen Sie her, wenn ich fragen darf?“ fuhr Arnold fort.

„Ich habe mich auf Hiddensee ans Land setzen lassen, um mich schneller, als dies zu Wasser geschehen könnte, nach Wittow hinüber zum Strande von Arkona zu begeben und von dort ein Schiff zurückzulooten, das dort Havarie erlitten hat.“

„So so, ist sonst Unglück dabei passiert?“

„Nicht, das ich wüßte. Uebrigens merken Sie hier am Strande mehr von den Folgen der Stürme und Havarien, als wir auf dem Wasser. Hat sich hier vielleicht heute etwas zugetragen, das Sie zu jener Frage veranlaßte?“

Arnold merkte wohl, daß er jetzt ins Verhör genommen werden sollte.

„O, durchaus nicht“, entgegnete er daher ganz unbefangen. „Wir haben kein Wrack, keinen Mast, nichts von Belang antreiben sehen. Auch ist es — ich weiß nicht, wie lange her, daß wir die letzte Leiche gefunden haben, obwohl gerade die Frühjahrsstürme hier die meisten Opfer fordern.“

Der Fremde schwieg einen Augenblick und heftete die Augen zu Boden. Dana sagte er mit einer gewissen Hast:

„Dergleichen Fälle werden doch immer zur öffentlichen Anzeige gebracht — nicht wahr?“

„Gewiß, von Zeit zu Zeit veröffentlicht man ein Biste dieser Unglücklichen.“

„Giebt es viele Douaniers hier?“ fragte der Fremde plötzlich, und Arnold begriff nicht, in welchem Zusammenhange diese Frage mit den vorigen stehen könne.

„Allerdings fehlt es uns nicht daran“, gab er zur Antwort, während Jener einen forschenden Blick in die Stube warf. Er schien unerschlossen, was er thun sollte. (Fortf. f.)

Ein Mahnwort in schweren Tagen.

Memento mori!

Wenn dir ein Kindermündlein roth
Noch heut' entgegenlacht,
Wer weiß, es küßt vielleicht der Tod,
Schon in der nächsten Nacht!
Er küßt die Rosenwänglein bleich
Und stumm das Lippenpaar,
Und legt in's kalte Todtenreich,
Was deine Freude war!

Die Gattin, die für dich gelebt,
Die dir sich ganz geweiht,
Du weißt nicht, ob für sie gewebt
Nicht schon das Sterbekleid.
Das Vaterherz, die Mutterbrust,
Noch heute sind sie dein,
Wer weiß es, wann du weinen mußt
Einsam im Kämmerlein!

Geh' in dich! mahnt die ernste Zeit,
Die Zeit, von Jammer voll,
Und merke, was das schwere Leid
Dich heute lehren soll!
Kein feig' Verzagen rettet dich,
Und, wenn du thatlos bangst,
Nur doppelt Unheil kettet sich
Fest an den Fuß der Angst!

Das Haupt empor! Die Stirn empor!
Blick' auf die Todtenbahr',
Blick' in des Grabes off'nes Thor
Gesagt und still und klar.
Jetzt, Aug' in Aug' mit jähem Tod,
Gelob' in dieser Zeit:
Je mehr des Leids, je mehr der Noth,
Je mehr Barmherzigkeit!

Barmherzigkeit, Barmherzigkeit,
Ein Liebeüben still,
Das ist es, was die schwere Zeit
Dich heute lehren will!
Daß du der Selbstsucht gift'gen Dorn
Aus deiner Brust entfernst,
Daß du der Liebe Samen Korn
Recht auszureuen lernst!

Barmherzig, lieblich halt' umfaßt
Die theuren Lieben dein —
Und, wenn du Groll im Busen hast,
Lass' ihn begraben sein!
Barmherzig neig' sich deine Hand
Zu den Gebeugten hin,
Und hoffend sei emporgewandt
Zu Gott Gemüth und Sinn! — —

Für jede Thräne, die du mild
Zu trocknen hast gewußt,
Ein Tropfen Himmelsfrieden quillt;
In deine eig'ne Brust!
Für jede Labung, die dem Mund
Der Armuth du gereicht,
Ein Engel in der letzten Stund'
Zu dir sich niederneigt! — —

Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land,
Den Kundgang hält der Tod. —
Die Herzen auf und auf die Hand
In dieser Zeit der Noth!
Der düst're Tag der Leiden lehr'
Bedenken allezeit:
Je mehr der Noth, je mehr und mehr
Lieb' und Barmherzigkeit!

Allelei.

Zwei Stunden in Paris. Wohl die originellste Reise von den vielen Hunderttausenden, die diesen Sommer zur Weltausstellung nach Paris wanderten, hat ein wohlbeleibter wackerer Gastwirth aus der unmittelbaren Nachbarschaft Remptens ausgeführt. Der Mann hatte nämlich in Karlsruhe zu thun. „Ei was“, denkt er sich — „bist Du schon in Karlsruhe. In Paris ist die große Ausstellung. Fahren wir zum Lux nach Paris!“ — Gesagt, gethan. Das Fahrbillet — „Karlsruhe — Paris“ war schnell gelöst und der brave Allgäuer Gastwirth dampfte nach Paris. Das dauerte wohl lang. Dabei bloß das Gucken aus dem Eisenbahnwagen, keine Gesellschaft, keine Ansprache, denn je weiter er nach Paris kam, um so mehr sausten ihm wälsche Töne um's Ohr, bis daß er schier etwas zerknittert auf dem Straßburger Bahnhof in Paris ankam. — Da war er in Paris! oder mindestens doch in einem Pariser Bahnhof. Aber jetzt war auch sein Drang, sein Sehnen nach der Welthauptstadt und nach der Weltausstellung gesättigt. Ein Gefühl der Dede, der Verlassenheit überkam ihn, wie etwa einen kleinen Jungen, der in den Wald ging, Beeren zu suchen und jetzt den Ausgang nimmer finden kann. Durch Zeichensprache konnte er von mitleidigen Seelen so viel erfahren, daß in nicht langer Zeit ein Zug wieder zum selben Loch hinausgehen werde, wo noch kürzlich

einer (d. h. der, auf dem er sich selber befand) hereingekommen war und — so machte denn unser guter Gastwirth kurzen Prozeß, gab sein schönes Gold dem Kassier für ein Retourbillet und dampfte getrost — nach zweistündigem Aufenthalte in Paris — der lieben Heimath wieder zu. Da sitzt er wieder urbehaglich wie zuvor und erzählt gerne und Jedem, der es hören will: „Ich war zwei Stunden in Paris.“

Originelles Wechselindossement.
Ein Newyorker Kaufmann hat einen Beitrag zum Freiligrathfond an das Komite übersendet und auf die Rückseite des Wechsels folgendes ungewöhnliche Indossement geschrieben:

Zahlet an die Ordre dessen,
Der den Löwenritt erdacht,
Der bei Belgrad die Affaire
In gehör'gen Reim gebracht;
Der die Wüste Sahara
Und den Mohrenfürsten sah.

Zahlet dem, der uns die Kiegel
Schob von ferner Zone Pfordten;
Der das Drängen seines Volkes
Ausgedrückt in Freiheitsworten:
Der den Werth entrichtet hat,
Zahlt an Ferdinand Freiligrath!

Charade.

Gestern Früh griff Hans Mariechen
An das Erste, artig g'nug,
He! da fing sie an zu quieken,
Wenig fehlt', daß sie ihn schlug!
Abends in den beiden Letzten
Fand sie Bänder wunderschön,
Die sie ungemein ergötzten,
Ruhig ließ sie's da gescheh'n.
Aber Fritz ward eifersüchtig,
Rief: „nein, das ist schlecht von dir,
„Thut er's wieder, gerb' ich tüchtig
„Ihm den Rücken durch dafür.
„Ja, wird er mir widersprechen,
„Will ich ihm das Ganze brechen.“

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 3:
F o r t e p i a n o.

Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 5.

Mittwoch, den 16. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

Fortsetzungen.

„Ich frage nur“, warf er dann leicht hin, „weil ich glaubte, das Schiff, welches ich zurücklootsen soll, habe vielleicht Kontrebande geladen gehabt und sei auf der Flucht vor den Douanebooten auf Untiefen gerathen. Indes werde ich es dort schon hören. Adieu also; — mein Weg ist noch weit!“ schloß er kurz und schritt in der ihm bezeichneten Richtung vorwärts.

Arnold sah ihm nach. Er konnte als Seemann leicht gewahren, daß die Schritte des Booten nicht denen eines Mannes gleichen, der die längste Zeit seines Lebens auf dem Wasser zugebracht hat. Das waren die Schritte von Jemand, welcher gewohnt ist, festen, nicht schwankenden Boden unter seinen Füßen zu haben.

Arnold schüttelte nachdenklich den Kopf. Das Räthsel, das ihm der heutige Tag aufgegeben hatte, erweiterte und verhüllte sich zu gleicher Zeit immer mehr.

„Ist das nun ein Freund oder ein Feind von der Dame drinnen?“ fragte er sich, in das Haus zurückkehrend. „Ich bin mehr geneigt, den Fremden zu fürchten, als ihm zu trauen. Wäre er übrigens dennoch ein Freund von ihr gewesen, so ist es leicht, ihn später von hier aus zu benachrichtigen. Eines ist gewiß: ich wäre glücklich, selbst der Freund einer solchen Dame zu sein.“

Er begab sich zu Bett. Aber seit lange hatte er keine so unruhige Nacht gehabt. Träumend fuhr er zur See und um sein Schiff tanzten liebliche Nixen und Feen; eine nach der andern stieg zu ihm herauf auf's Deck und neckte ihn voll zärtlicher Schelmeret. Bald versanken alle wieder; aber es währte nicht lange, und es rief eine hier, eine dort um Hülfe; er konnte nicht genug Boote hinablassen und Taue anwerfen, um sie alle zu retten. Als er sich aber gerade die schönste herausgefischt hatte und sie voll Seligkeit umarmte, kam ein schwarzer Kobold und entriß sie ihm wieder. Er wollte ihr nachweilen, er

ließ alle Segel aufsetzen; vergeblich! Sein Glück war auf immer dahin.

Am Morgen erwachte er, in Schweiß gebadet. Sobald er der Mutter ansichtig wurde, fragte er sie:

„Wie geht es der Dame?“

„Sie ist erwacht und scheint gesund; aber sie weint und spricht kein Wort;“ antwortete diese traurig.

Und nach einer Stunde fragte Arnold wieder.

„Sie hat den Kaffee, den ich ihr brachte, noch nicht berührt,“ entgegnete die Mutter. „Sie schluchzt noch immer leise in die Kissen hinein.“

Am Nachmittage endlich verkündete ihm die Mutter mit freundlichem Gesichte:

„Die Dame hat sich erhoben und sitzt am Fenster, still in die sonnige Haide hinausschauend. Sie verlangt Dich zu sprechen.“

Obwohl Arnold dies schon seit einigen Stunden ersehnt hatte, so war er doch nun betroffen, da er ihr wieder gegenüber stehen sollte. Eine eigene freudige Erregung machte ihm das Herz schneller klopfen.

Leise trat er hinter seiner Mutter ein. Die Arme saß vollständig angekleidet in einem bequemen Lehnstuhl am Fenster. Die Hände ruhten gefaltet im Schooße. Der Kopf neigte sich, wie aus Mattigkeit, sanft zur linken Schulter nieder. Ihr Gesicht war heute viel bleicher, als gestern, wo sie noch für tobt gelten konnte. Das braune Auge, von langen Wimpern beschattet, blickte traurig sinnend vor sich hin; es war von Thränen verschleiert.

„Ich habe Sie gestern erschreckt und Ihnen für all Ihre Sorgfalt doch so schlecht gedankt“, hob sie leise, aber mit jenem innig warmen Tone an, dessen süßer Wohlklang die Herzen im Fluge bezaubert. Während sie sprach, überflog eine leichte Röthe ihre Wangen, und sie wendete das Auge nach flüchtigem Aufblicke von Arnold weg zu Boden. „Ich bin auch jetzt“, schloß sie, „nicht in der Stimmung, Ihnen so lebhaft zu danken, wie es Ihre große Güte verdient.“

„O, so sprechen Sie nicht davon, meine Dame“, sagte Arnold ebenfalls mit gedämpfter

Stimme. „Wenn es wirklich mehr als meine Pflicht, wenn es eine gute That gewesen wäre, so hätte sich niemals eine besser und schöner, wie diese, selbst belohnt“, fuhr er fort, indem seine Augen voll Mitleid und Bewunderung an dieser herrlichen Erscheinung, an diesem rührenden Gesichte hingen. „Ich bin glücklich, wenn Sie sich wieder wohl befinden.“

Die Dame schüttelte leise den Kopf und sah eine Weile schweigend nach den glänzend weißen Dünen hinaus, zwischen denen der Spiegel des Meeres wie in einem Silberrahmen hier und da zum Vorschein kam.

„Eine böse Küste!“ sagte sie dann, in das Zimmer zurückgewendet.

„Doch nicht immer“, entgegnete Arnold.

„Sie haben es gerade schlimm getroffen.“
„Ist gestern weiteres Unglück passiert?“ fragte sie, indem ihre Blicke zum ersten Male denen Arnolds nicht auswichen.

„Ich habe nichts davon bemerkt.“

„Auch gar keine Kunde von einem solchen?“

Arnold verneinte es und über das Antlitz der Dame schien ein leiser Schimmer der Hoffnung zu fliegen. Aber bald senkten sich wieder die Schatten der Schwermuth darauf. Arnold begriff nichts davon. — „Sie will hier verborgen sein, als ob sie einem Feinde entflohen wäre“, dachte er bei sich, „und dennoch scheint sie zugleich zu fürchten, daß einer befreundeten Person ein Unheil begegnet sein könnte!“

„Indeß werde ich ihr vorläufig nichts sagen von meinem gestrigen Zusammentreffen mit dem geheimnißvollen Fremden; sie würde möglicher Weise darüber erschrecken.“

„Fremde kommen wohl selten hierher?“ fragte Sie weiter.

„Sehr selten.“

„Auch haben die Franzosen hier keine militärische Station?“

„Nein; nur wenige Couaniers befinden sich hier; den Tag über kreuzen sie aber meistens an den Küsten.“

„Sie kreuzen!“ wiederholte sie, wie in Gedanken versunken, und ein trauriger Schatten flog über ihre glatte, reine Stirn.

„Da haben Sie wohl auch wenig Umgang?“ frug sie nach einer kleinen Pause weiter. „Zu Ihnen kommt selten Besuch?“

„Wir leben in der tiefsten Einsamkeit“, bemerkte die Mutter Arnolds.

„Können Sie das aber ertragen — Sie, ein junger Mann?“ wendete sich die Dame an Arnold.

„Ich bin leider zu dieser Einsamkeit und Unthätigkeit gezwungen“, entgegnete er, über die Theilnahme erfreut, welche sie für ihn an den Tag legte. „Von Haus aus Seemann,

besaß ich ein eigenes Schiff und führte es selbst. Vor wenigen Monaten nun kam ich mit einer vollen Ladung, welche ich in England für Rechnung der schwedischen Regierung eingenommen hatte, in die Nordsee und wollte einen Hafen der schwedischen Küste anlaufen. Hier aber wurde mein Schiff von einem dänischen Kaper unter dem Schutze des bonapartistischen Kontinentalsystems ausgeplündert und aufgebracht. Ich verlor dasselbe natürlich, ohne eine Entschädigung von der schwedischen Regierung erlangen zu können, obwohl ich mich doch zumeist für sie in die Gefahr begeben hatte. So habe ich nun meine Habe verloren und kann wieder von vorn anfangen, um es im glücklichen Falle ein Mal wieder zum Kapitän auf einem fremden Kauffahrteischiffe zu bringen. Aber jetzt, wo alle Schiffahrt darniederliegt, ist auch nicht einmal daran zu denken.“

„Wie traurig!“ sagte die Dame lebhafter als bisher. „Also auch Sie müssen um des Vaterlandes willen leiden!“

„Auch Sie!“ wiederholte Arnold in Gedanken; „sie leidet also für das Vaterland.“ Dann fuhr er laut fort: „Ja, bis auf diese einsame Insel, bis in diese kleine Hütte erstrecken sich die furchtbaren Erschütterungen, welche Europa unter den Schritten Napoleons erleidet. Von Jedem fordert er sein Opfer — mich hat er zum Bettler gemacht!“

Die Dame blickte ihm jetzt, erst theilnehmend, dann prüfend, ins Gesicht, als wolle sie sehen, welche Wirkung die Erinnerung an sein Unglück auf ihn hervorbringe. Sie bemerkte wohl, daß er dasselbe mit wenig Ergebung trug. Es war kein freudiges Opfer gewesen, das er gebracht. Ihn erhob keine Hoffnung auf die Zukunft. Aber eine Regung sah sie in seinem Gesichte ausgeprägt: den Haß. „Natürlich“, dachte sie, „gilt dieser den Franzosen.“ Dies schien ihr genug; denn sie sagte, ihm die Hand reichend und vertrauend in das Auge sehend:

„Dann können wir uns zusammen trösten. Sobald ich mich wieder stark genug fühle, werde ich Ihnen auch von mir erzählen. Jetzt ist es mir aber unmöglich.“

Sie lehnte sich matt in den Sessel zurück und Arnold sah wohl, daß es Zeit sei, sich zu entfernen.

Rügen mit seinen kleinen Nebeninseln gehörte damals nebst Borpommern noch zu Schweden; aber die Bewohner waren ihrer Gesinnung und Sitte nach immer deutsch geblieben. Die Schweden hatten sich auch nie eine unmittelbare Einwirkung erlaubt, um das Volksthümliche, die deutsche Nationalität, zu unterdrücken,

oder nur zu hemmen. Daher nahmen die Bewohner von Rügen und Vorpommern jetzt auch den lebendigsten Antheil an den Geschicken des großen gemeinsamen Vaterlandes, und zwar um so mehr, als der damalige schwedische König, Gustav IV., in seiner abenteuerlichen Weise eben jetzt ohne Rußland und Preußen, die seine bisherigen Verbündeten gewesen, den Krieg gegen Napoleon allein fortsetzen wollte, und man den schlimmsten Ausgang eines Unternehmens fürchten mußte, das in gar keinem Verhältnisse zu den bescheidenen Kräften des Landes stand.

Arnold indessen gehörte nun auch zu Denen, welche die Franzosen haßten, weil er durch sie sein Gut verloren hatte; aber deswegen war er noch kein feuriger Patriot, der für die schwedisch-deutsche Sache sich begeistern konnte. Es fehlte ihm, wie damals so vielen Andern, jedes nationale Ehrgefühl.

Zwei Tage waren inzwischen verflossen. Die Geborgene hatte ihre Kräfte wieder gewonnen und unterhielt sich öfter in der freundlichsten Weise mit Arnold und dessen Mutter. Von ihren räthselhaften Schicksalen aber hatte sie noch nichts mitgetheilt. Auch war die tiefe Schwermuth noch nicht von ihr gewichen. Man traf sie oft in Thränen.

„Lassen Sie uns einen kleinen Spaziergang machen“, sagte sie endlich am Nachmittage des dritten Tages zu Arnold, in das gemeinschaftliche Wohnzimmer tretend. „Ich sehne mich ein Mal wieder in den lichten Sonnenschein hinaus.“

Arnold war dazu um so mehr bereit, als er wußte, daß ihnen heute kein Douanier begegnen werde. Alle Douaneposten der Umgegend hatten sich vereinigt und waren abgesehelt, um einem großen Schmugglerzuge aufzulauern.

In tiefer Erregung an der Seite der schönen Frau hinschreitend, sagte Arnold freundlich:

„Wie kahl und traurig öde kam mir vor Kurzem noch dieses Eiland vor. Jetzt ist es plötzlich zu einem blühenden Garten umgewandelt und ein zweites Cypern geworden. Die Alten glaubten ja, daß die schaumgeborne Venus vom Meere an jene Insel getrieben wurde; und als die Himmlische dort aus Laud trat, ließen ihre Schritte Blumen hervorsprossen. Dies liebliche Wunder hat sich auf Hiddensee wiederholt.“

Die Geborgene sah ihn befremdet an, als habe sie eine so galante Aeußerung von ihm

nicht erwartet; dann lächelte sie ganz wehmüthig, indem sie sagte:

„Eine schöne Göttin, die ertrunken wäre, wenn Sie sie nicht gerettet hätten! Aber Sie thaten Ihrer Insel Unrecht, ich finde diese Einsamkeit schön und erhaben.“

Und in der That, es war prachtvoll. Hell leuchteten rings die blauen, unabsehbaren Wogen. Wenn sich das Auge, von ihrem Glanze geblendet, zurückwendete, traf es auf die saftig grünen Matten des Strandes. Der reine Aether, die erquickende Lust erweiterten Brust und Herz.

„Lassen Sie uns hier niedersitzen“, sagte die Dame, als sie unfern des Ufers an eine Rasenbank kamen, welche die Natur selbst gebildet hatte. „Ich bedarf Ihres Rathes, Ihrer Beihülfe, Ihrer Freundschaft; Sie haben Anspruch auf mein Vertrauen: — Alles drängt mich, Ihnen von den Schicksalen zu erzählen, die mich in diese seltsame Lage brachten.“

(Fortsetzung folgt.)

Mord aus religiösem Wahnsinn.

Vor dem Kriminalgerichte des russischen Regierungsbezirkes Wladimir war in der letzten Zeit ein Prozeß anhängig, der wohl als einzig dastehend betrachtet werden darf.

Der Angeklagte Kursin, der ein Mitglied der Sekte des Erlösers ist, hat seinen Sohn getödtet, um — Gott ein Opfer darzubringen.

Die Sekte des Erlösers ist eine der fanatischsten Sekten und zählt leider sehr viele Anhänger. Ihre Lehre besteht in der hartnäckigsten Entäußerung jedes irdischen Gutes. Ein Anhänger dieser Sekte nennt nichts auf der Welt sein eigen, und alles, was ihn umgiebt, ist nach seiner Ansicht eine Verkörperung des Bösen. Diese Anschauungen führen natürlicherweise die Unglücklichen, welche sich zu dieser Lehre bekennen, zu den unsinnigsten Handlungen, und das umso mehr, als eines der Gebote jener Sekte lautet, Stunde für Stunde durch alle Mittel das Erbarmen des Erlösers, der allein im Stande sei, die Menschen zu schützen, herabzurufen.

Dieses Erbarmens sich im höchsten Grade würdig zu machen, glaubte Kursin, als er seinen siebenjährigen Sohn dem Erlöser „opferte“.

Die Erzählung, welche er selbst davon gab, macht jeden Zweifel daran unmöglich.

„In einer Nacht“, so erzählt er, „fühlte

ich einen so herben Kummer über den nächstens bevorstehenden Untergang des Menschen-Geschlechts, daß ich nicht einen Augenblick schlafen konnte. Ich stand auf, zündete alle vor den Bildern der Heiligen befindlichen Lichter an, warf mich auf die Knie und flehte zu Gott mit Inbrunst, daß er mich und meine Familie retten wolle. Da kam mir plötzlich die Idee, wenigstens meinen Sohn vor der allgemeinen Verdammung zu erretten, denn ich erzitterte bei dem Gedanken, daß mein einziges Kind, das so schön und weit über sein Alter hinaus entwickelt war, nach seinem Tode eine Beute der Hölle werden sollte. Ich entschloß mich, ihn lieber Gott zu opfern. Von dieser Idee durchdrungen, setzte ich meine Gebete fort. Ich sagte mir dabei, daß, wenn während der Gebete der Gedanke, meinen Sohn zu opfern, von der rechten Seite käme, ich es thun wolle, und daß, falls die Idee mir von der linken Seite zugeflüstert würde, ich auf die Ausführung verzichten würde, denn nach den Vorschriften unserer Lehre sind die Gedanken, die von rechts kommen, von unserem guten Engel, die Gedanken von der linken Seite Gedanken des Teufels. Nach einem langen heißen Gebete kam mir der Gedanke von der rechten Seite. Ich kehrte ganz heiter in meine Wohnung zurück, wo ich mein Kind an der Seite meines Weibes schlafend fand. Ueberzeugt, daß mein Weib sich dem Opfer, das ich Gott darbringen wollte, widersetzen werde, schickte ich sie auf den Markt, um dort Lebensmittel einzukaufen. Nachdem sie weggegangen war, weckte ich mein Kind und sagte zu ihm: „Stehe auf, mein Sohn, ziehe dein weißes Hemd an, damit ich dich bewundern kann.“ Als mein Sohn mir gehorcht hatte, legte ich ihn auf die Bank nieder und versetzte ihm mehrere Messerstiche in den Bauch. Das Kind krümmte sich bei jedem Stiche unter meiner Hand. Um endlich seinen schrecklichen Leiden ein Ende zu machen, durchbohrte ich seinen Bauch von oben bis unten. Trotz dieser furchtbaren Wunde starb mein Sohn nicht sogleich. Erst als die Sonne aufging und das blasse Gesicht meines Kindes beleuchtete, hatte es seinen letzten Seufzer ausgehaucht. Als mein Kind dahinging, zitterte ich, ließ das Messer aus der Hand sinken, eine allgemeine Schwäche bemächtigte sich meiner, ich sank unwillkürlich in die Kniee und bat Gott erbarmungsvoll, das ihm gebrachte Opfer anzunehmen. Während ich so kniete und betete, mein Sohn in seinem Blute schwamm, öffnete sich die Thür und mein Weib trat ein. Sie sah sogleich, was geschehen war, und

sprachlos vor Schrecken sank sie wie entseelt nieder. Ich hob sie auf und sagte zu ihr: „Gehe zu dem Vorsteher und erzähle ihm Alles; ich habe den Heiligen ein Fest gegeben!“

Der Gerichtshof kam nicht dazu, Kurstin sein Urtheil zu sprechen. Dieser hatte in seinem Gefängnisse alle Nahrung von sich gewiesen und war, noch bevor das Verfahren gegen ihn geschlossen war, an Erschöpfung gestorben.

Allerlei.

In Wagensbach bei Rempten fand neulich eine kleine Tragikomödie statt, indem zu einer Hochzeitsfeier sämtliche Gäste, Kranzjungfern und sonstige Zugehör versammelt, auch im Gasthause alle Anstalten zur Feier getroffen waren — während sich die Ankunft des Bräutigams von Stunde zu Stunde verzögerte. Und schließlich trat statt des Bräutigams die Nachricht ein, daß aus der Heirath nichts werde, aus Gründen, welche — der Bräutigam wohl wissen wird. Die aus den Wolken gefallenem, theils von weit her eingetroffenen Hochzeitsgäste — von der Braut ganz zu geschweigen — flogen schleunig, wie man sich denken kann, nach allen Windrichtungen wieder auseinander.

Charade.

Was Großes dem Blick die Vergangenheit zeigt,
Und was uns die Stunde verkündet;
Was Edles dem Schooße der Zukunft entsteigt,
Das ist in der ersten begründet.
Sie wogt durch das Leben und altert nimmer,
Doch nichts widersteht ihr, sie stürzt es in Trümmer.
Die zweite nun strebt der verschlingenden Fluth
Der ersten ihr Sein zu entreißen;
Sie flügelst sich auswärts mit wachsendem Muth.
Schwelgt in der Unendlichkeit Kreisen;
Und alle Thaten, so kleine, als große,
Entstehen aus ihrem gebärenden Schooße.
Das Ganze rollt stets seinen eigenen Gang,
Belächelt der Menschen Gedanken;
Nicht zähmt es die Macht, nicht eiserner Zwang —
Kühn bricht es die irdischen Schranken;
Und, ob auch die Menschheit in Hader zerfiele,
Es führt sie doch endlich zum herrlichen Ziele.

Auflösung der Charade in No. 4:

R i n n l a d e.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 7.

Mittwoch, den 23. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

Mich erfaßte ein unabweisliches Mitleid mit diesen Armen und ich rief Ihnen zu: „Nur herein, Ihr lieben Leute; ich kann schon noch etliche unterbringen. Es ist morgen auch noch Zeit, sich nach den bestimmten Quartieren zu begeben. Indes soll es Euch hier an Nichts fehlen.“

Auf diese Weise hatte ich das Haus bald voll. Es war schon besetzt bis auf die letzte Kammer, da kam noch —

Meta hielt inne und ließ die großen schwermüthigen Augen über den tiefblauen Horizont hinschweifen, indes hoch von oben eine Schaar Kraniche jene eigenthümlich klagenden Klufe vernehmen ließ, welche so wohl mit der Stimmung harmoniren, die uns an den einsamen Gestaden der nordischen Meere überkommt.

Sie blickte den stolzen Lustschiffern nach, bis dieselben, erst nur noch kleine graue Punkte, allmählig ganz am Horizont verschwanden. Dann ließ sie die Augenlieder niedersinken und faltete die Hände im Schooße, als wolle sie sich einem tiefen träumerischen Nachdenken hingeben. Arnold fühlte, sie sei an der entscheidenden Wendung ihrer Erzählung angekommen, und fürchtete, sie möchte nicht fortfahren, so sehr er auch auf den weitem Verlauf der Ereignisse gespannt war.

„Ja, wie wars doch?“ hob sie endlich wieder an und ihre Stimme klang noch tiefer aus der Brust heraus. Ich hatte also das ganze Haus schon voll, da bemerkte ich im Halbdunkel des Flurs, über den ich eben der Küche zuschreiten wollte, eine Gestalt, deren Kopf mit einem weißen Tuche verbunden war. Sie gehörte nicht zu den bei mir bereits Einquartierten. Ich blieb stehen und überlegte, ob ich auch den noch unterzubringen suchen, oder ob ich ihn weitergehen heißen sollte.

„Einen Tropfen Wein, wenn ich bitten darf!“ rief eine schöne aber schwache Stimme. Ich glaube jetzt einen preussischen Soldaten in jener Gestalt zu erkennen.

„Sehr gern, mein Herr! Nur einen Augenblick Geduld!“ entgegnete ich und eilte nach der Speisekammer.

Als ich mit einer Flasche und einem Glase — beides konnte ich nicht sogleich finden — zurückkehrte, befremdete es mich sehr, den Soldaten nicht mehr zu gewahren. Ich fing schon an, mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich mit dem Labetrunke vielleicht zu lange gezögert habe, denn in der Noth eines solchen Unglücklichen zählen oft Minuten gleich Stunden.

Wie ich noch so stehe und das Halbdunkel des langen schmalen Flurs mit den Augen durchforche, glaube ich, anfangs nur undeutlich, dann aber immer bestimmter, durch den Lärm, der aus den anliegenden Zimmern dringt, ein schwaches Wimmern und Nechzen zu vernehmen. Mein Herz droht still zu stehen; meine Hände lassen vor Schreck beinahe Glas und Flasche fahren. Ich bin kaum im Stande, eine Dienerin mit Licht herbeizurufen.

Wir suchen beide und sehen bald — o, welch' bejammernswerther Anblick! zusammengesunken unter dem Treppenhause die Gestalt eines jungen Mannes, nicht in der Uniform eines preussischen Soldaten, wie ich vermuthet, sondern im bürgerlichen Anzuge. Um seine Schultern hängt eine Jagdtasche, neben ihm liegt eine Büchse. Todtenbleich lehnt das verwundete Haupt an der Wand, Arme und Füße sind schlaff, regungslos ausgestreckt. Es ist, als ob er sich — ein zum Tode getroffenes Wild diesen verborgenen Winkel zum Sterben ausgesucht habe.

Die Dienerin schreit bei diesem Anblicke laut auf; ihr droht das Licht in der zitternden Hand zu verlöschen. Ich suche mich zu fassen und rufe einige der einquartierten Soldaten zu Hilfe. Sie eilen herbei; keiner kennt den Sterbenden, keiner weiß, wie und warum er hierhergekommen. Müßige Fragen in solcher Lage! — Man hebt ihn auf meine Bitte empor, ich lasse ihn hinauf nach dem zweiten Stocke in eine Stube bringen, die einzige, die außer unserm Wohn- und Schlafzimmer noch unbesetzt ist. Tief stöhnt er auf vor den hef-

tigen Schmerzen, die ihm die Bewegung verursachen mag. Aber er lebt doch noch! Ich folge und stütze ihm das Haupt mit der Hand.

Man legt ihn zunächst auf einen Divan, denn ich muß erst Betten herbeibringen lassen. Man nimmt die Binde ab, und es zeigt sich eine klaffende Wunde am Hinterkopfe. Es wird ein Feldscherer gerufen, der die Wunde reinigt, zunäht und verbindet. Der Kranke liegt noch immer bewusstlos in den Fesseln einer Ohnmacht, die, nach dem Urtheile des Wundarztes, entweder von einem starken Blutverluste, oder möglicher Weise auch von zu großen, unter Hunger und Durst ertragenen Strapazen herrührt. Im erstern Falle wäre sein Zustand lebensgefährlich, im andern aber Genesung zu hoffen.

Ich habe alle Hände voll zu thun und kann nicht länger persönlich für die Pflege des Kranken Sorge tragen. Mein Mann kehrt nach Hause zurück, in jener ironischen Laune, die ich am meisten an ihm fürchtete, mehr noch, als seine offen ausgesprochene Unzufriedenheit, als seinen hellen Zorn. Schon seine erste Anrede an mich bezeugte seine Stimmung. Als er das Haus von der Einquartierung beinahe ganz in Beschlag genommen sah, trat er mit der Miene des höchsten Erstaunens zu mir und rief:

„Nun komm ich, sagte der Dachdecker und fiel vom Dache! — Was ist denn das für eine Wirthschaft hier? Hast wohl in der Eile aus dem Hause ein Spital gemacht, oder eine Kaserne? Wann befehlen die Herren, daß wir uns zu Tische setzen? Ich habe großen Hunger bekommen von all dem Kennen und Anordnen, dem Diskuriren und Invitiren, von alle Dem, was ich gethan, um uns ja die Ehre dieses Besuches nicht entgehen zu lassen.“

In diesem Tone sprach er weiter; ich antwortete aber nur, daß man sich der Pflicht christlichen Mitleids und einiger patriotischen Opfer nicht entziehen könne. Sie begreifen —“

Hier stockte Metas Rede, in ihre Wangen schoß das Blut. Mit einem prüfenden, aber raschen Blicke streifte sie Arnolds Gesicht. Dann schaute sie eine Weile vor sich nieder und ihre Wangen färbte sich immer röther, als ob ihr Herz mit einem schweren Entschlusse ringe. Plötzlich aber richtete sie kühn und frei das Haupt empor und berührte, ein wenig zu Arnold hinübergeneigt, mit den Fingerspitzen leise seinen Arm, als ob sie ihn damit, anstatt eines Händedruckes, für die innige Theilnahme danken wolle, die in seinen traurig ernstesten Zügen zu lesen war.

„Ja, ich will, ich darf Ihnen Alles sagen“, rühr sie heller und muthiger fort; „ich

fühle, daß Sie mich verstehen werden, wenn ich Sie einen Blick in das gejoltete Herz einer Frau thun lasse, die sich an einen unedlen Mann gefesselt sieht. Nicht geliebt, treulos verlassen werden — es ist ein großes Leid für Frauen; doch ich — ich habe größeres Leid erfahren.“

Wiederum schwieg sie; auf ihrer schönen, glatten Stirn bildete sich eine kleine Falte nach den Brauen hinab, und ihre Lippen preßten sich fester an einander. Schärfer klang ihre Stimme, als sie von Neuem begann:

„Welche Rücksichten hätten auch noch der Haß, die Verachtung zu nehmen? Was ich Ihnen sage, Arnold, erzählen sich in Lübeck die Sperlinge auf den Dächern. Warum sollen sie es nicht auch erfahren, Sie, dessen Haus mich so gastfrei und vertrauensvoll aufgenommen, mich, die Unbekannte, die vom Meere aus Land Gespülte? — Es liegt mir viel daran, daß Sie meine Handlungsweise nicht mißverstehen und meine Schuld nicht nach meinem Schicksale messen.“

„Ihre Schuld?“ fragte Arnold mit einem Ausdruck der Bewunderung, welcher bezeugte, daß er nie auch nur an deren Möglichkeit gedacht haben konnte. „Wenn das schwache Auge in dem glänzenden Sonnengestirne Flecken zu sehen glaubt, so ist das eben nur Schuld des Auges, welches wagt, in diesen reinen, strahlenden Glanz hineinzuschauen. Verfugen Sie über mein so nutzloses Leben, schicken Sie mich über die Meere, in die Wildniß, nennen Sie mir Ihre Feinde, daß ich mit ihnen ringe — ich werde niemals nach dem Warum? fragen; es ist mir genug, daß ich Ihren Willen vollführe.“

In Gedanken versunken, schien Meta diese feurigen Worte ganz zu überhören, die schon mehr der Sprache der Liebe, als derjenigen der Gastfreundschaft glichen. Sie blickte wieder mit ihren wunderbar melancholischen Augen in die weite duftige Ferne.

Arnold sah die Erzählerin verstohlen von der Seite an. Er wußte nicht: zog ihn dies Gesicht mit der erhabenen Glorie des Tuldens und doch ungebrochenen Muthes, oder zogen ihn die Erlebnisse mehr an, die sie ihm eben mitzutheilen im Begriffe war. Er empfand nur den unwiderstehlichen Zauber ihrer Nähe und überließ sich demselben mit der begierigen Wonne eines Menschen, der sein einziges Glück in Kurzem wieder zu verlieren fürchtet. — Gern hätte er den Gang ihrer Erzählung unterbrochen und sie nach den weiteren Schicksalen jenes Verwundeten gefragt, dessen sie mit so rührender Theilnahme gedachte. Doch war Arnold bescheiden genug, um zu fühlen,

daß er hier nur dankbar empfangen, nicht fordern dürfe. Aber — furchtbarer Egoismus des menschlicher Herzens! — er hätte dem Armen gern Erlösung von seinen Leiden, durch den Tod, die Wonnen des ewigen Lebens gegönnt.

Endlich fuhr Meta in ihrer Erzählung fort:

„Wir setzten uns zu Tische, der Major, mein Mann und ich. Des Ersteren Persönlichkeit war allerdings wenig geeignet, meinen Mann mit den Preußen auszusöhnen. Er schien etwas beschränkt und daher stolz auf seinen hohen Adel zu sein. Zudem er sich die Spuren der Suppe aus dem langen und zierlich gepflegten Schnurrbarte wischte, verkündete er uns mit Genugthuung, daß er — wenn auch leider nur im Frieden — noch in der ruhmreichen Armee Friedrichs des Großen gedient habe. Dabei schien aber seine Eglust größer, als seine Kampfbegier, denn er zeigte sich wenig erbaut von dem verzweifeltsten Versuche Blüchers, die Ehre der preussischen, der deutschen Waffen zu retten, eines Versuches, dessen Opfer sie Alle sein würden.“

„Verdammt!“ sagte er, „daß wir hier entweder ins Gras beißen, oder in die Gefangenschaft wandern müssen.“

„Es wird Ihnen leider keine andere Wahl übrig bleiben, Herr Baron“, entgegnete mein Mann trocken. — „Wie lange, Herr Major“, fuhr er nach einer längern Pause fort, „werden wir das Vergnügen haben, Sie bewirthen zu dürfen? Unsere Keller und Speisekammern können schon eine kleine Dichtung vertragen — wir wohnen hier in einer gesegneten Gegend.“

„Leider — leider werden wir nur kurze Mast hier machen können“, entgegnete der Major, ein Glas hinunterschlürfend; „schon mit Tagesanbruch wird das preussische Korps die Stadt wieder räumen, um die Franzosen in der Ebene zu erwarten.“

„Mit dieser Angabe täuschte Sie aber der Major?“ fügte Arnold ein.

„Vielleicht täuschte sich der Mann nur selbst. Er fuhr fort: In der Ebene wird man dann wohl auch die Waffen strecken müssen, wie die übrigen Korps, weil man nicht mehr weiter hinaus weiß.“

„Das ist nun Einer von Deinen verehrten Preußen, von den Herren Adelligen, die da glauben, alle Anderen und der ganze Staat sei nur ihretwegen da“; flüsterte mir mein Mann leise und auf plattdeutsch zu, so daß unser Gast, der sich gerade eifrig mit dem Zerlegen einer Apfelsine beschäftigte, nichts davon verstehen konnte. Dann fügte er laut

hinzufügen, als habe er mir einen Auftrag für den Keller gegeben: „Aber auch noch eine Flasche vom besten Rothweine.“

Ich klingelte und bestellte noch zwei Flaschen und einiges Andere für den Nach-Tisch.

Es öffnete sich die Tapetenthür, welche nach dem Zimmer führte, in das ich einige Stunden zuvor den am Kopfe Verwundeten hatte bringen lassen und er selbst trat ein, langsam wie ein Gespenst, bleich wie ein dem Grabe Entstiegener. Seine Gesichtszüge waren unbeweglich, wie aus Wachs geformt; nur seine Augen leuchteten von einem unheimlichen Feuer. Um die Stirn hing in wirren Büscheln das lange braune Haar herunter.

Wie erstarrt von diesem Anblicke saßen wir da; Keiner von uns konnte ein Wort der Murede finden. Ich fürchtete, der Geist des Kranken habe sich verwirrt. Wir Alle empfanden es daher als eine Erleichterung, als der gespensterhafte Mann mit tiefer Stimme und in langsamer Rede anhub:

„Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen einen kleinen Schreck verursacht habe!“

„Ah mein Landsmann und Nachbar, der Gutsbesitzer Emil Maddas!“ rief jetzt der Major, sich erhebend und dem Verwundeten die Hand schüttelnd. „Sie sehen sonderbar aus; ich konnte Sie nicht sogleich erkennen. Nun wie geht es Ihnen?“

„Ich danke Ihnen, Herr Baron von Köller; so gut, als es sich eben mit einem zerhackten Schädel und auf einer hoffnungslosen Nitirade leben läßt“, erwiderte der junge Mann mit großer Gleichgültigkeit.

„Aber welche Tollkühnheit auch, Ihr Schickjal an das unsere zu fetten!“ rief der Major.

„Bin ich nicht dazu gezwungen, obgleich das meine noch schlimmer sein wird, als das Ihrige?“

„Freilich, freilich! Wenn Sie in die Gewalt der Franzosen fallen, wird man Ihnen den Handstreich vergelten, bei welchem Sie denselben so viel Schaden zugefügt haben. Aber es war doch ein fecker Streich von Ihnen, über die Marodeurs herzufallen!“ fuhr der Baron fort, sich vergnügt die Hände reibend. „Hätten wir nur fünfzigtausend Mann solcher Leute, wie Sie und das Blücher'sche Korps, dann würden wir die Franzosen bald über den Rhein zurückjagen.“

„Welch' ein Hitzkopf!“ sagte mein Mann leise.

„Ja, ein toller Mensch“, bestätigte der Baron flüsternd und winkte, gleichsam wie um vor ihm zu warnen, mit der Hand nach

der Seite hinüber, nach welcher Raddas abgegangen war.

Der Baron war eben im Begriffe, uns über die Persönlichkeit und die Erlebnisse des Verwundeten weitere Mittheilungen zu machen, als Herr Gräßen, ein Bekannter meines Mannes, rasch ins Zimmer trat und noch an der Thüre mit erhitztem Gesicht und mit den Geberden eines Wüthenden uns entgegenschrie:

„Morgen ist Lübeck ein Aschen- und Trümmerhaufen — ein großes Grab für uns Alle! Die Stadt ist verloren und Ihr sitzt vielleicht am Henkermahl.“

(Fortsetzung folgt.)

Des Thürmers Frau.

Des Städtleins Thürmer, der so lang'
Die Stundenglocken rüstig schwang,
Der Feuer und Tod wußt' anzusagen,
Sein Stündlein hat ihm auch geschlagen.

Mit Müß' und Noth trägt man herab
Die Wendeltreppe den Leib zu Grab',
Die Wendeltreppe ist eng und schmal,
Und droben steht sein Ehegemahl.

Sie weint und zieht den Glockenstrang,
Und summt für den Gatten den Grabgesang,
Sie schaut durch die Luke dem Zuge nach
Und geht dann trauernd in ihr Gemach.

Es sind nun an die dreißig Jahr',
Daß sie folgte dem Gatten zum Traualtar,
Da war sie schlank, o Mißgeschick,
Jetzt ist sie kugelrund und dick.

So dick, daß nun schon lange Zeit
Für die Wendeltreppe ihr Leib zu breit,
Daß auf dem Thurm sie bleiben muß',
Wie's unten ausschaut, sie nicht gewußt.

Sie weint, daß nicht mit ihrem Mann
In's Städtlein hinab sie kommen kann;
Was sollt' sie thun in ihrem Leid?
Sie hat den neuen Thürmer gefreit.

(Die gegenwärtige Damenmode) wird in der „Tennessee = Staatszeitung“ in folgender Weise dem verdienten Spott preisgegeben: Wer ist im Stande, den trefflichen Geschmack und die Schönheit der neumodischen Damenkleider zu beschreiben? Als eine Klasse betrachtet, sind Frauen befähigt, mehr fremdartige und häßliche Kostüme zu erfinden, als man, wenn man es nicht auf Rechnung von Inspiration setzt, für möglich halten sollte. Aber dießmal sind sie mit ihrer Erfindung glücklich gewesen. Der elende „Wasserfall“ wird natürlich beibehalten, aber in modifizirter Form; jede Veränderung, welcher er unterworfen wurde, war eine Verbesserung. Zuerst glich er einer mit schottischem Schnupstabaß gefüllten Blase; dann hing er auf den Rücken der Frauenzimmer hinunter wie ein in Weinwand genähter Schinken; später zog er sich zusammen und saß wie eine gefälschte Rübe an der Rückseite des Kopfes; nun steht er direkt hinten hinaus und sieht aus wie ein aus Draht geflochtener Maulkorb auf einer Hundeschнауze! Auf diesem aus Kopf und Haar gebildeten Grat ruht der kleine Pfannentuchen vom Hut, wie ein Jockey = Sattel auf einem Rennpferd. Man wird sofort wahrnehmen, das dies wirklich einzig, hübsch und kokett aussieht. Aber das Glorioseste des Kostüms ist die Robe — das Kleid! Keine Bolants, keine Falbeln, kein Besatz, keine Fransen, keine Verbrämung, keine — der Erwähnung werthe — Krinoline, nichts als ein reichlich einfaches, enges schwarzes Kleid, das gerade unterhalb des Knies sägeartig ausgezähnt, endigt und unter demselben ein flammend rother Rock, der Augenweh verursacht und der nur bis zum Knöchel reicht und die rastlosen kleinen Füße unbedeckt läßt. Reizend, anziehend, verführerisch, bezaubernd! Ein liebliches Mädchen von siebzehn Jahren zu sehen, mit ihrem Sattel auf dem Kopfe ihrem Maulkorb hinten und ihrem Schleier, der gerade ihre Nasenspitze berührt — zu sehen, wie sie in ihrem krinolinlosen, rothgeränderten Kleid gleich einem brennenden Butterfaß dahertrippelt, — das zu sehen, genügt, um einen Mann toll zu machen. (Ich muß das Thema fallen lassen — ich kann's sonst nicht mehr aushalten!)

Auflösung des Logogrhythms in Nr. 6:

S o h n, S o h n, S o h n, M o h n.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 8.

Sonnabend, den 26. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

„Die Stadt ist verloren?“ sagte mein Mann mit dem Tone des Zweifels. „Wem ist sie verloren? Den Preußen?“

„Nein, auch uns, sich selbst!“ rief nun Gräffen.

„Wie ist das möglich?“

„Die Preußen setzen sich hier fest und wollen die Stadt gegen die Franzosen behaupten. Diese aber werden angreifen, unsere Häuser bombardiren, unsere Borrathsspeicher, Magazine und Schiffe, mit denen der Fluß gerade jetzt, im Spätherbste, bedeckt ist, in Brand stecken und uns alle zu Bettler machen.“

„Aber“, rief mein Mann, stürmisch vom Tische auffpringend, „Blücher hat doch behauptet, er wolle der Stadt keine Gefahr zuziehen; er denke nicht daran, sich hier zu vertheidigen, und habe vor, einen Parlamentär an die Franzosen abzuschicken!“

„Die Dispositionen, die er jetzt trifft, seher nicht danach aus“, entgegnete Gräffen.

„Er läßt die drei Thore, die nach der Landseite hinausgehen, mit furchtbarer Artillerie besetzen und stellt vor jedes derselben Posten aus. Das übrige Korps soll über die Brücken des vierten Thores, über die Trave marschiren, um den ganzen Strom nebst Travemünde zu besetzen, und in dieser Stellung, die holsteinische Grenze im Rücken, will er die französische Armee erwarten.“

„Ha! So hält Preußen Wort!“ rief mein Mann mit einem wüthenden Blicke auf den ganz bestürzten Major. „Wir haben natürlich keine Stimme, wenn es sich um eine Wahl handelt zwischen dem Ruin unserer Stadt, oder darum, daß die Preußen noch ein paar Tage länger frei herumspazieren können. Sie lassen uns diese kurze Frist ihrer Freiheit mit Gut und Blut bezahlen! Aber es sind eben Kriegszeiten, und so ist es Kriegsbrauch, nicht wahr, Herr Major?“

„Ich kann jene Nachricht noch gar nicht glauben“, erwiderte dieser sichtlich verstimmt.

„Gräffen, laß uns nach dem Senat eilen“,

sagte mein Mann, Hut und Stock ergreifend; „wir müssen wenigstens bis zum letzten Augenblicke gegen diesen unerhörten Bruch des Völkerrechts, gegen diese unmenschliche Barbarei protestiren.“

„Ich kam eben, um Dich abzuholen“, erwiderte Gräffen. „Der Rath hat seine Sitzungen für permanent erklärt.“

Die beiden Herren eilten fort, nachdem mein Mann nur noch einige Papiere und die werthvollsten Pretiosen zu sich gesteckt hatte.

Auch ich entschuldigte mich bei dem Major und verließ mit schwerem Herzen das Zimmer, um mich drüben nach dem Befinden meines Verwundeten zu erkundigen.

„Und nun begann eine Zeit grausiger Schrecken.“

Nachdem Meta eine kleine Pause gemacht, während welcher sie sich sammeln zu wollen schien, fuhr sie fort:

„Als ich in das anstoßende Zimmer trat, fand ich den Verwundeten in düsteres Sinnen versunken. Er saß am Tische und stützte den Kopf in die Hand. Aber sein blaßes Gesicht klärte sich ein wenig auf, als er auf mich zuschritt und meinen Gruß erwiderte. Er war von stattlichem Baue, löwenartigen Gliedern, geschmeidig, aber stark, von gewaltiger Brust, breiter freier Stirn, umgeben von braunen Locken; große dunkle Augen leuchteten unter den hochgeschwungenen Brauen hervor; die Nase war gerade, das Kinn etwas hervortretend, aber rund, der Mund voll und von fester trotziger Unterlippe: er machte den Eindruck eines ganzen Mannes.“

„Es geht Ihnen nun besser, Herr Kad-das?“ fragte ich, indem ich ihn bat, sich wieder niederzusetzen. „Wir waren sehr besorgt um Sie.“

„Wie?“ wiederholte er, die Lippen zu einem Lächeln verziehend. „Sie sprechen gewiß, meine Dame, in Ihrer Eigenschaft als Königin des Hauses. Wer sollte sich sonst hier viel um mich kümmern? In dieser Zeit haben die meisten zuviel mit sich selbst zu thun, um auch noch an Andere denken zu können. Indeß bin ich jetzt ganz außer Gefahr; ein kleiner

Blutverlust unter Hunger, Durst und Strapazen machte mich eine Zeit lang bewusstlos; jetzt ist Alles vorüber — nur noch eine kleine Schwäche."

"Das freut mich herzlich", entgegnete ich. "Entschuldigen Sie aber eine Frage: wie in aller Welt kommen Sie als friedlicher Landwirth dazu, sich diesem hoffnungslosen Kriegszuge in seinem letzten und schlimmsten Stadium anzuschließen?"

"Sehr einfach: die Franzosen haben mich dazu gezwungen. Uebrigens frage ich auch niemals darnach, ob eine Sache hoffnungslos ist oder nicht, wenn sie uns einmal die Pflicht auferlegt, für sie Partei zu ergreifen, für sie einzustehen."

"Gezwungen — sagen Sie, von den Franzosen?"

"Ja, meine Dame, diese Nation versteht es vortrefflich, sich Feinde aus dem Boden zu stampfen. Ich sitze einsam und ruhig auf meinem Gute, voll Herzeleid über das Unglück Deutschlands, denke aber freilich noch nicht daran, selbst mit drein zu hauen. Da kommt mir vor wenig Tagen ein Trupp französischer Marodeurs auf den Hals; sie führen mir ohne Weiteres die besten Pferde, die fettesten Ochsen aus dem Stalle fort. Damit nicht zufrieden, wollen sie auch noch Geld von mir erpressen. Ich habe aber keines mehr, denn einen Tag vorher waren schon die Preußen durchgezogen, und ich hatte sie, obwohl sie die bescheidensten Ansprüche machten, reichlich unterstützt. Da steckten mir die Franzosen die Scheunen und Ställe in Brand. Ich höre das mir übrig gelassene Vieh toben, brüllen, blöcken — furchtbare Laute für das Ohr eines Landmanns — dann wird es still, die Thiere sind erstickt. Nun will der Feind auch das Wohnhaus zu einem Scheiterhaufen machen. Aber die Nacht bricht an, und wir entkommen unter ihrem Schutze durch die nach der Hinterseite führenden Kellerlucken und durch das dicke Gebüsch des daran stoßenden Parks und Waldes. Die hochauflodernden Flammen meines Hofes zeigen uns den nächtlichen Weg nach dem Lager der Preußen, wo wir allein im Lande zunächst noch sicher sein konnten. So kam ich mit ihnen fechtend und leidend nach Lübeck herein. Das war mein Jena!"

Mit wild verstörten Blicken starrte der Verwundete vor sich hin. Ich empfand ein leises Grauen vor diesem gewaltigen Menschen, vor seiner entfesselten Gluth und Leidenschaft.

"Wie leid thut es mir", sagte ich, "Sie zu einer Erinnerung veranlaßt zu haben, die

Sie so aufregen mußte. Sie bedürfen der Ruhe noch allzu sehr.

Ich nahm einen Vorwand, mich zu entfernen; denn ich sah, daß meine Gegenwart und das Gespräch ihn immer mehr aufregten. Ich verließ das Zimmer mit einem Eindruck, der in meinem Herzen nachzittern wird, so lange ich lebe.

Während dieser Nacht hatte der Senat beschlossen, Abgeordnete an die Franzosen zu schicken, und Blücher versprochen, dieselben hinauszulassen, sobald nur seine militärischen Veranstaltungen ihm erlaubten, eine Kommunikation der Stadt nach außen zu eröffnen. Dieser Augenblick kam aber nie, und es wurde der Deputation, die stets bereit stand, den Wagen zu besteigen, nicht gestattet, sich aus den Thoren zu verfügen. In der Zwischenzeit ließ der General Lebensmittel für seine Truppen requiriren, und ich gab, was ich hatte. Zugleich wurde für den nächstfolgenden Tag eine Geldkontribution angekündigt."

Dies erzählte mein Mann, der spät nach Mitternacht voll wüthenden Mergers wieder nach Hause gekommen war. Er riß Kisten und Kasten auf und nahm das Werthvollste zu sich. Was zu umfangreich war, wie z. B. das Silbergeräth, wurde in einem Winkel des Kellers verborgen.

In banger Angst verbrachten wir die Nacht vom 5. zum 6. November. Mein Mann eilte wieder in die Senatsitzung. Gegen 4 Uhr zogen die Preußen aus, mit ihnen unser Major, um die Thore der Stadt zu besetzen; 6 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde Alarm geschlagen. Bald darauf hörten wir vor den drei Thoren auf der ganzen rechten Seite der Trave Kanoniren. Es waren drei französische Armeekorps, welche die preußischen Vorposten angriffen und zurückschlugen. Diese warfen sich in Unordnung auf die schon mit Flüchtigen und Verwundeten angefüllte Stadt. Der Anblick so vieler verstümmelter, von Blut triefender Menschen, die alle Straßen durchramten und in die Häuser drangen, war fürchterlich, und verdoppelte den allgemeinen Schrecken. Das ununterbrochen fortdauernde Schießen aus dem groben Geschütz, das Musketenfeuer näherte sich von allen Seiten. Kanonenkugeln und Bomben begannen schon über die Stadt hinwegzupfeifen, es fielen deren schon an die benachbarten Häuser. Die Hauptstraße entlang vertheilten sich die preußischen Jäger zu vier und vier Mann in die Häuser einer einzigen Seite, damit nicht während des Gefechts die Einen auf die Andern schossen. Sie verrammelten sich und feuerten durch die Fenster auf die Stir-

In unserer Straße geschah dies auf der uns gegenüberliegenden Seite, und ich erkannte unter den Preußen einige von denen, welche bei mir im Quartier gelegen hatten, und die sich nun wahrscheinlich aus Dankbarkeit als Sicherheitswache unserm Hause gegenüber postirten. Raddas bedeutete ihnen durch Zeichen, scharf auf unsere Hausthür zu passen.

Da jetzt Granaten in der Luft zerplätschten und das Ausbrechen einer Feuersbrunst zu befürchten stand, schaffte Raddas mit Hilfe meiner beiden Mägde große Wassermannen nebst allen im Hause vorhandenen Eimern auf die Diele. Dann ließ er die Hausthür sogleich schließen.

Er selbst stellte sich mit seiner Büchse in ein Erkerfenster, indem er seine Patronen auf einem Tische zurücklegte.

Es war mir sehr lieb nicht allein mit meinen beiden Mägden den Schrecknissen entgegenzugehen. Meinen Mann hielt die Pflicht seines Amtes auf dem Rathhause zurück; vielleicht waren auch die Straßen bereits gesperrt, so daß er nicht zu Hause kommen konnte, selbst wenn er es gewollt hätte. Den Kutscher hatte ich selbst fortgeschickt, zu seiner Frau und seinen Kindern. Einen andern Beistand hatte ich also nicht, da Jeder in diesen furchtbaren Stunden von der Sorge um das Seine in Anspruch genommen war. Ich fühlte mich ermutigt durch die Gegenwart eines Mannes, dem eine furchtsame Regung ganz unbekannt zu sein schien.

Er öffnete jetzt seine Jagdtasche und nahm einen kleinen blitzenden Dolch mit Perlmuttergriff heraus.

„Ich kenne diese bestialischen Franzosen“, sagte er, auf mich zuschreitend; „wenn sie von Sieg und Rache trunken sind, verwandelt sich die gerühmte französische Galanterie Frauen gegenüber in die Brutalität eines Wilden. Hier, nehmen Sie diesen Dolch, und wenn ich Sie nicht mehr schützen kann, so gebrauchen Sie ihn im Nothfalle so, wie ihn Lessings Walotti hätte gebrauchen sollen, anstatt denselben ihrem Vater zu überlassen.“

„O, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!“ rief ich, den Dolch ergreifend, und wunderbar gehoben durch das Vertrauen in mich selbst, welches dieser Mann mir einzuflößen verstand.

Unser Haus lag nahe am Burgthore. Jetzt wurde es durch das Corps des Marschalls Bernadotte gesprengt, und Preußen und Franzosen drangen im Handgemenge mit einander in die Stadt. In der Straße vor unserem Hause begann hierauf das erbitterteste Gefecht oder vielmehr Gemetzel. Die Kämpfenden

wären einander so nahe, daß sie sich die Gewehre beim Losfeuern beinahe auf die Brust hielten. Die ziemlich tiefen Eingänge der Diele, Käden und Keller, alle Ecken und Einschnitte der Häuser gewährten den Angreifenden und ihren sich immer kämpfend zurückziehenden Feinden Schußwinkel, aus denen sie gedeckt herausfeuern konnten.

Einmal ist schon dieses Mordgetöse an uns vorbeigezogen und die Franzosen sind bis in den Mittelpunkt der Stadt gedrungen, da treibt ein Angriff der Blücher'schen Husaren sie wieder zurück, und unter umhertrennen Fenstern erneuert sich die schreckliche Scene. Endlich sollte es zu einem dritten Angriffe kommen, als frisch anlaufende französische Bataillone diesen letzten Widerstand der Preußen brachen.

Meine Glieder überkam ein Zittern, vor meinen Augen wurde es abwechselnd dunkel und licht, ich konnte mich nicht länger auf den Füßen halten und warf mich auf ein Sopha.

Um drei Uhr etwa ließ das Feuer nach und die Franzosen waren Herren der Stadt. Nun glaubten sich die Lübecker aller Gefahr überhoben; aber wie grausam wurden sie getänzt. Gerade damals begann in allen Quartieren der unglücklichen Stadt ein Plündern und Todtschlagen, wie es selbst den Furchtlichsten nicht geahnt hatte. Raddas' Unglücksweissagung ging in Erfüllung. Aber er benahm sich mit großer Mäßigkeit und Standhaftigkeit.

Eine benachbarte Wittwe und ihre beiden jungen Töchter klopften in Thränen zerfließend, Schlag auf Schlag an unsere Hausthür und begehrten Einlaß, um sich vor dem ersten Anlauf zu retten. In athemloser Angst rief die Mutter: „Wir sind verloren! Ein Franzose hat schon meine Tochter mißhandelt; mit gewaner Noth sind wir seiner Brutalität entgangen. Ach, öffnen Sie schnell, sonst kommt er uns nach.“

Raddas ließ sie ein und schloß die Thür wieder.

Ich fing an, das Schicksal zu ahnen, das namentlich uns Frauen bevorstand, wenn wir den racheerfüllten Feinden in die Hände geriethen. In Berwünschungen und Verzweiflungsrufe ausbrechend, griff ich nach dem Dolche, den mir Raddas gegeben und den ich, in ein Tuch gehüllt, im Busen trug.

„Noch ist es nicht so weit“, sagte er zu mir tretend und mir die Hand drückend.

„Seien Sie ruhig, meine Damen“, fuhr er dann fort; „ich werde Sie zu schützen suchen. Es darf nicht dazu kommen, daß dies Haus mit Gewalt erbrochen wird.“

Vorsichtig schaute er die Straße auf und

ab und ersah einen Augenblick, wo sich gerade kein Franzose in der Nähe zeigte. Dann eilte er hinaus an die Leiche eines französischen Adjutanten, der etwa hundert Schritte von unserm Hause entfernt gefallen war. Raddas nahm ihm seinen blauen Mantel und seinen mit einer französischen Nationalfärbung versehenen aufgeträumten Hut ab, schnallte ihm die Säbelloppel los und ergriff den Säbel, welchen der Adjutant noch in der erstarrten Hand hielt. Es war das Werk eines Augenblicks. In unser Haus zurückgekehrt, legte er selbst jene Uniform und Waffenstücke an.

Raddas trat in die offene Hausthür. Es währte nicht lange, so strichen Marodeurs durch die Straße, stießen Fenster und Thüren ein und drangen in jedes Haus, wo sie Menschen oder Beute zu finden hofften. Auch an unsere Schwelle kommen sie.

Raddas, seinen Säbel gezogen, wendet sich in französischer Sprache befehlend an die vor unserer Thür sich zeigenden Haufen, indem er Jedem je nach seiner Sitte oder Nationalität etwas zuruft, das ihn von der Plünderung abhalten konnte.

Wie groß aber die Gefahren waren, das sahen wir aus Dem, was auf der Straße und in den Nachbarhäusern vorging. Das Getümmel war schrecklich. Die Menschen wurden angehalten, ausgezogen und mißhandelt.

An uns wenigstens, glaubten wir, sei das Schrecklichste schon vorübergegangen: aber noch standen wir Frauen zitternd und mit gefalteten Händen in der Mitte des Zimmers zusammengedrängt und lauschten mit erstickendem Herzklopfen jedem sich nahenden Schritte, jeder Rede, die draußen gewechselt wurde. Wie tröstende Freundesworte klangen uns die Rufe, die Raddas mit starker entschlossener Stimme an die vorüberziehenden Soldaten richtete.

Da sollte auch unsere Stunde schlagen."

(Fortsetzung folgt.)

Allelei.

(Wie man auf die wohlmeinendste Weise zu einem Injurienprozeß kommt.) In der Apotheke erscheint spät am Abend ein Mann und verlangt ein Zugpflaster. Der Provisor, den die späte Störung mit einem so unbedeutenden Auftrag ärgern mochte, fragt barscher, als gerade nöthig war: "Wollen Sie Eins

hinter die Ohren?" — Der Kunde, die Frage mißverstehend, ruft entrüstet: "Sie sind ein unverschämter Kerl, ich will Ihnen Eins geben!" und schlägt dem Apotheker, vermeintlich das Prävenire spielend, in der That Eins hinter die Ohren. Die Folge war ein Prozeß wegen begangener Real-Injurie, bei dessen Einleitung aber schon das Mißverständnis zur nicht geringen Heiterkeit der Richter sich aufklärte.

(Mahnbrief eines Berliner Kleiderkünstlers.) Wörtlich abgedruckt. — Hochjehörter Herr! Erlauben Sie mich, warum besaalen Sie mir nicht? bin ich der Man, der drei Leibbröcke machen kan, ohne eenen Groschen dafür zu sehen? Wen Sie meene Umstende könnten, wen Sie wißten, wie ich mir gremen mus, um die Kinder und um die ihrigte Arbeit, so würde in Ihren Herzen ein Busen zu schlagen haben, der für Barmherzigkeit Sin hette. Ich bin mit sieben Kindern bejabelt, meen Herr, und drei davon sind todt, allene det schadt nischt; — die Vire wolln o leben, un in Jbrichen isch en Schneider auch een Mensch, un vielleicht Meer Mensch, als Si. Ehjestern hab ich meenen Burschen zu Sie geschückt, da lissens mich sagen, Sie seins nicht zu haus, jestern hat der Bengel Widder hinjemust, da sagtus, Sie hetten nischt, und dabei bestelltns noch een Kombliment; und wie ich endlich heit hinschükte, da werfen Sie den Bengel die Stieg runter mit Achtung, ergebenster Stephan Dobias R.

Logogryph.

4. 5. 6. 7. 8. 9.

Mit Haupt und Staat,
D Diplomat,
Verbinde mich,
So rett ich dich.

1. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Sagt, was ihr wollt,
Die Welt sie tollt,
Im Narrenlauf
Halt' ich sie auf.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.

Poet, für dich
Verantwort' ich,
Was du gedichtet,
„Bin sehr verpflichtet.“

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 9.

Mittwoch, den 30. Oktober

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

IV.

„Ein Trupp von vier oder fünf Soldaten“, erzählte Meta weiter, „wollte trotz aller Gegen- vorstellungen in unser Haus eindringen. Sie waren die Widerspenstigsten von Allen und be- standen hartnäckig auf ihrem Vorhaben. Kad- das wich nicht von der Schwelle, und es kam bald zwischen ihm und den Wüthenden zu einem Drängen und Stoßen, das in einen förmlichen Kampf überzugehen drohte. Jetzt wurde ihm der Mantel von den Schultern ge- rissen und — seine Civilkleider kamen zum Vorschein.

Bei diesem Anblick rief die Kotte hohn- lachend: „Ah, sieh da! Haben die Leute in Lübeck heute Karneval? Ein schöner Adjutant! Wie heißt denn Euer General, der hier logiren wird?“

Diese Fragen waren von einigen Kolben- stößen begleitet, die man Kadadas in die Hüften versetzte.

In grimmiger Wuth schwang er nun seinen Säbel und donnerte ihnen entgegen: „Ihr Unverschämten! Es soll Euch eine blu- tige Antwort werden.“

Die Kotte höhnt ihn aber nur noch mehr, indem sie die Bajonnete zückt.

Es scheint, daß er unterliegen muß und wir verloren sind.

Sie machen Miene, auf ihn einzudringen.

Ich stand hinter der Thür unseres Zim- mers, das nach der Diele hinausging, und hörte und sah durch die Spalte hindurch Alles, was draußen vorging. Ich faßte nach dem Dolche, um Kadadas zu Hülfe zu eilen, oder wenigstens mit ihm zu sterben. Aber Schreck und Entsetzen lähmten mir die Füße; ich konnte nicht von der Stelle. Ich mochte jetzt unwill- kürlich einen Angstschrei ausgestoßen haben, den Kadadas gehört hatte, denn er rief mir zu: „Emilia Galotti muß sich einschließen und vor- bereiten. Bald geht es hier zu Ende!

Das gab mir die Besinnung zurück. Ich verstand es wohl, was er damit sagen wollte,

als er mir den Namen der Heldin aus Les- sings Trauerspiel beilegte. Ich fühlte wieder, daß ich noch Herrin meines Lebens, meiner Ehre sei. Und so war ich auf Alles gefaßt. Draußen dröhnte das Getümmel weiter. Ich hörte die ausgestoßenen Flüche, die Säbelhiebe, das Erklingen der parirten Bajonette. Jeden Augenblick glaubte ich, Kadadas' Fall und den Jubel der Kotte darüber vernehmen zu müssen. Ich schloß mich in das Zimmer ein und gab mir nur noch wenige Minuten zu leben; die zu mir geflüchtete Wittwe und ihre Töchter suchte ich zu ermuthigen, im Nothfalle meinem Beispiele zu folgen.

Da hörte ich plötzlich eilige Männertritte nahen und bald darauf eine mir unbekannte Stimme, die der Kotte Einhalt gebot. Wir schienen gerettet. Ich wagte jetzt die Thür wie- der zu öffnen und sah einen französischen Offi- zier mit zwei Wachen; hinter ihnen meinen Mann.

Ich empfing unsern Retter auf der Diele. Mein Mann stellte ihn mir vor: „Herr Gene- ral Lacroix, der uns die Ehre gibt, unser Gast zu sein.“

Während die beiden Herren mit einander sprachen, fiel mir erst Kadadas wieder ein. Der Uebergang von der äußersten Verzweiflung zur Rettung war so schnell erfolgt, daß mein Sinn sich verwirrt und ich für den ersten Augenblick meinen wackern Beschützer ganz aus den Gedanken verloren hatte. Jetzt erst sah ich mich nach ihm um. Er saß im Hintergrunde der halbdunkeln Diele auf der untersten Trepp- enstufe, unbeweglich und den Kopf dicht an die Wand gelehnt.

„Was ist Ihnen?“ flüsterte ich ihm er- schreckt zu. „Sie sind doch nicht abermals ver- wundet?“

Nicht erheblich, Madame; eine kleine Kon- tusion meines harten Schädels, auf den es die Franzosen nun einmal abgesehen zu haben scheinen.“

Der schwache, beinahe zitternde Ton seiner Stimme strafte aber seine Worte Lügen.

Da erst fiel mir plötzlich ein, was ich in der Aufregung und über der Besorgniß um mich selbst ganz vergessen hatte; erdrückend schwer

wie ein Alp senkte sich der Gedanke auf mein Herz, daß ja Naddas wenn er von den Franzosen entdeckt würde, das Aeußerste zu befürchten hatte.

„Rasch, rasch, verbergen Sie sich in unserm Hause“, bat ich ihn leise.

„Man würde mich doch auch hier ausspioniren, und Sie hätten sich dann nutzlos für mich kompromittirt. Ich gehe, um mich freiwillig zu stellen. Mein letzter Wunsch, Sie zu schützen, ist ja erfüllt.“

Mit diesen Worten versuchte er, sich zu erheben. Es wurde ihm schwer und ich reichte ihm helfend die Hand. Er ergriff sie und ich fühlte einen Moment seine feberheißen Lippen. „Welch süßer Trost für mich, zu wissen, daß es noch solche deutsche Frauen gibt!“ flüsterte er leise.

Während dem kam der General von der Hausthür zurück, wo er den beiden dort aufgestellten Schildwachen Ordre, ich weiß nicht in welcher Absicht, gegeben hatte, strenge Kontrolle über diejenigen zu führen, die aus- und eingehen würden. Mein Mann war inzwischen zur Besichtigung der vielleicht gefürchteten Verwüstung in das Zimmer getreten.

„Wer ist dieser Herr?“ fragte mich der General, indem er Naddas im Halbdunkel gewahrte.

Ich sagte mich schnell.

„Ein Freund unseres Hauses, der es während der furchtbaren Katastrophe und in meines Mannes Abwesenheit wacker beschützt hat.“

„Ah, sehr brav! sehr brav!“ entgegnete der General, sich leicht vor Jenem verneigend, bot mir den Arm und führte mich nach dem schon geöffneten, an der Diele gelegenen Zimmer.

Hier machte Meta eine Pause in ihrer Erzählung. Ein leises Zucken schien zuweilen durch ihre Glieder zu gehen.

Dieser inneren Unruhe entsprach auch ihr äußeres Wesen. Sie erhob sich plötzlich von ihrem Sitze auf dem Rasen und ging auf dem weichen Sande des Ufers hin und wieder. Arnold folgte ihr nicht, theils weil er es für unhöflich hielt, sie in dem ihr vielleicht erwünschten Schweigen zu unterbrechen, theils weil er selbst in finster brütende Gedanken versunken war.

Die Stacheln der Eifersucht wühlten Arnolds Herz in seinem tiefsten Grunde auf, aber dennoch machten Sie es nicht empfänglich für edlere Reime, für den Entschluß, dem Beneideten in männlicher Tugend nachzustreben. Mit verzehrendem Weh folgten seine Blicke Metas herrlicher Gestalt.

Endlich schritt sie wieder auf Arnold zu.

„Mein Freund“, sagte sie in herzlichem Tone und ihm die Hand reichend, als hätte sie seine inneren Kämpfe errathen und beschwichtigen wollen; „dieser zaubervolle Frieden rings um uns her thut mir so wohl, wie dem im Fieber liegenden ein kühler erfrischender Hauch. Und soll ich Ihnen doch nun weiter erzählen von all dem Kriegslärm draußen über dem stillen Meere?“ fragte sie, indem sie ihren Arm in den seinen legte und dabei zu ihm aufschaute, mit einem beinahe schalkhaften Blicke, der wohl der brennenden Neugier galt, die sich auf seinem Gesichte spiegelte.

„Ich gestehe“, sagte er, indem Beide auf und nieder wandelten: „die Ungewißheit über den Ausgang Ihrer Schicksale foltert mich jetzt nur noch mehr, als zuvor.“

„Den Ausgang kennen Sie ja bereits: ich wurde an Ihren Strand getrieben —“

„Und wären meine Sklavin geworden, wenn dieß sich ein paar hundert Jahre früher zugetragen hätte, wo die Gesetze alles geborgene Gut, die Menschen nicht ausgenommen, dem Bergenden zusicherten. Wie Schade, daß wir nicht in diesen glücklichen Zeiten leben!“

Meta ging auf Arnolds bedeutungsvollen Scherz ein.

„Sie hätten also“, sagte sie, „große Lust, mich zu Ihrer Sklavin zu machen?“

„Doch nur weil ich ahne, wie bald ich sonst Ihr Sklave sein würde.“

„Gut denn! so lassen Sie uns Beide Sklaven sein, indem wir einem großen Gedanken dienen, dem Gedanken an die Rettung unseres armen Vaterlandes.“

Arnold fühlte, wie sie seinen Arm fester an sich drückte, und ihn überrieselte der selige Schauer eines weihervollen Augenblicks.

Nach einigen Minuten fuhr Meta in ihrer Erzählung fort:

„Nachdem ich mit unserm neuen Gaste, dem französischen General, ein paar flüchtige Worte gewechselt, eilte ich wieder hinaus zu meinem Kranken. Er saß oder lag vielmehr wieder auf den Treppenstufen.“

„Von dieser Stelle müssen Sie eiligst hinweg“, sagte ich ihm leise. „Versuchen Sie doch, ob Sie sich erheben und nach einem Zimmer begeben können, das ich Ihnen im ersten Stock anweisen werde. Es geht nach dem Hofe hinaus und liegt ganz versteckt. Dort können wir in Ruhe Ihre Genesung abwarten.“

Er schlug die jetzt so matten Augen zu mir auf und schüttelte leise den Kopf, folgte mir aber dennoch fast willenlos, als ich ihm mit beiden Armen zu unterstützen suchte.

„Um das Geheimniß desto sicherer zu bewahren“, sagte ich, „will ich keine von meinen

Mägden herbeirufen. Versuchen wir also, allein fertig zu werden!"

"Ueberlassen Sie mich meinem Geschick. Ich will Sie nicht auch noch in dasselbe hineinziehen", sagte er abwehrend mit schwacher Stimme.

"Ist das der kühne Emil Raddas von heute Morgen?" fragte ich, mich ein wenig unwillig stellend. "Hat Deutschland Ueberfluß an solchen Männern, jetzt wo es deren so sehr bedarf?"

Endlich gelang es, den Kranken, wenn auch unter großen Anstrengungen, nach einer Hinterstube zu bringen. Ich bereitete ihm ein Lager, reichte ihm kühlende und stärkende Getränke und eilte wieder hinab, nachdem er in einen tiefen Schlummer gefallen war. Die Thür seines Zimmers verschloß ich und steckte den Schlüssel zu mir.

Vor unserem Hause gab es ein furchtbares Drängen. Man hatte erfahren, daß ein General bei uns logiere, und Frauen in Thränen, Männer mit blassen verstörten Gesichtern, jammernde Kinder und Greise umlagerten flehend unsere Thür. Ich selbst hatte weder Ohren noch Worte genug für all diese bekannten und unbekanntenen Personen, von denen jede mich in herzerreißenden Klagen bestürmte, daß ich ihr doch Hülfe vom General auswirken möge.

Welch eine Nacht! Mein Mann befahl, vor dem schreienden Volke, das sich kaum durch die Schildwachen am Eindringen hindern ließ, die Thür zu schließen.

Ich aber drang in den General, doch schnell mit einigen Wachen auf die Straße hinauszugehen und den Unglücklichen zu Hülfe zu eilen. Er machte Schwierigkeiten.

"Ich werde den Ausschweifungen der Soldaten kaum Einhalt thun können", sagte er. "Uebrigens bedarf ich eine Stunde der Ruhe nach so viel Strapazen, da morgen deren noch mehr und wahrscheinlich sogar Gefechte bevorstehen. Ich muß heute noch Depeschen schreiben, Ordres ausfertigen."

"Und unterdeß stürzt das Glück und der Wohlstand von hundert Familien in Trümmern, die Sie vielleicht noch vor diesem Schicksal bewahren könnten! Gehen Sie, Herr General, gehen Sie", rief ich immer dringender; "ein Sieger kann nicht so wenig großmüthig gegen die Unterliegenden sein."

"Der wüthende Sturm wird schon ausgeht haben, ehe ich ankomme."

"Ja freilich, wenn Sie noch länger zögern —"

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel

zwischen der Frau Kommerzienrätthin S. in Berlin und dem Dichter W. Jordan in Frankfurt.

Geehrter Herr Doktor!

Da ich gestern in der Soirée bei Seiner Excellenz **** das Vergnügen hatte, Ihre Bekanntschaft zu machen, darf ich es wohl wagen, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu bitten.

Wir beabsichtigen in unserem ästhetischen Kränzchen, das nächsten Sonnabend bei mir stattfindet, Ihr Lustspiel „Die Liebesleugner“ mit vertheilten Rollen zu lesen. Meiner Koujine, der Gemahlin des Banquiers Lastgold, hat Herr Dr. ***, der ihr literarische Stunden giebt, sein Rezensionsexemplar zur Verfügung gestellt und ich habe mir ein zweites aus der Winkelhof'schen Leihbibliothek kommen lassen. Da jedoch in mehreren Szenen mehr als zwei Personen auftreten, so hätten wir gern noch ein drittes und wo möglich viertes Exemplar. Sie, als Verfasser, verfügen gewiß über beliebig viele. So bitte ich Sie hiermit freundlichst, mir einige davon auf ein paar Tage leihen zu wollen.

Indem ich mich zugleich beehre, Sie zu meinen Sonnabendsabenden auf die Dauer Ihrer Anwesenheit in unserer Stadt ein für alle Male einzuladen, bin ich etc.

Ihre

Agnes S.

Antwort.

Eine Reihe von Soirées, geehrte Frau Kommerzienrätthin, hat mir Gelegenheit gegeben, den feinen Geschmack und Sinn für Harmonie zu bewundern, den Sie beweisen in Ihrer jedesmal funkelneuen Toilette. Diesem Ihrem Talent muß ich die Lösung der Aufgabe überlassen: in gewiß gleich gewähltem und reichem Anzug um die schwer silberne Theemaschine zu sitzen und, aus vergoldeten Tassen trinkend, sich gleichwohl behaglich und in ihren ästhetischen Neigungen unbeleidigt zu fühlen, indem Sie die geistige Kost zu sich nehmen aus Gefäßen von minder sauberer Beschaffenheit. Ich vermuthe, daß Sie Teller mit Sprüngen oder mit den Spuren der Mahlzeit eines Andern auf Ihrer Tafel nicht dulden würden. Wenn Ihnen gleichwohl die Rothstiftkreuze und Abdruckzeichen in einem zerlesenen Rezensionsexemplar minder störend sind, oder wenn die nämlichen zarten Hände, die wenigstens drei Paar neue Glacehandschuhe à 1 Thlr. wöchentlich verbrauchen, nicht zurückzucken vor der Berührung der Bücher aus der Winkelhof'schen Leihbibliothek, obgleich deren Deckel glasirt zu sein pflegen mit dem Fettganz einer Metzgerschulter, — so ist Das Ihre Sache, und ich muß mich begnügen mit

einiger Bewunderung über diese bemerkenswerthe Umpanzerung Ihres Feinsinnes mit einer dem Eitel undurchdringlichen Hornhaut.

Nicht versäumen aber darf ich diesen Anlaß, Ihnen Ihre Bitte in einer Beleuchtung zu zeigen, die ohne Zweifel Ihnen selbst sehr unerwartet sein wird.

Sie und ihre Gesellschaft wünschen mein Lustspiel zu lesen. Dieser Wunsch, Frau Kommerzienrätthin, ist ein Erzeugniß meines Kapitals und meiner Arbeit. Um ihn erregen zu können bedurfte ich meines Erbtheils von Vater und Mutter, des poetischen Talents, der Sprachgewandtheit, der Übung im Versmachen und einer Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten, die weder umsonst, noch ohne vieljährige Anstrengung zu erwerben sind. Mit diesem Betriebskapital hab' ich dann wochlang am Schreibtisch sitzen, hierauf die Darstellung meines Stückes betreiben, die Proben leiten, die Rollen mit den Schauspielern einstudiren müssen. Das Stück hat Beifall gefunden und dadurch das Publikum begierig gemacht, es auch zu lesen. So hat es neben seinem Bühnenwerth auch einen Buchwerth erlangt. Die Nachfrage des Publikums, von der die Ihrige einen Theil ausmacht, ist fällig gewordene Rente meines Kapitals, ist realisirbarer Verkaufswerth der von mir produzierten Waare. Diese Rente nun hab' ich für eine gewisse Zeit, von dieser Waare einen gewissen Vorrath an Herrn Sauerländer in Frankfurt verkauft.

Es ist also ein irrthümlicher Ausdruck, wenn Sie mich ersuchen, Ihnen das Stück zu leihen. Was Sie mir wiedergeben, das wäre nur die Schaale einer gegessenen Auster; nämlich bedrucktes Papier, das die Eigenschaft verloren hätte, anderhalb Gulden aus Ihrer Kasse in diejenige meines Herrn Verlegers führen zu können. Dem letzteren sind Sie durch das Faktum Ihrer Verlehnung den Ladenpreis schuldig geworden, zwar nicht nach dem Handelsgesetz, wohl aber nach einem höheren, das auf Ihrer gesellschaftlichen Stufe mindestens eben so bindend sein sollte: nach dem Gesetze des Anstandes.

Es giebt Leute, denen es Niemand übel nimmt, wenn sie dem Aufsteigen eines Luftballons oder einer Kunstreitergesellschaft von außerhalb der Planen gratis zuschauen, andere, für die der dritte oder zweite, andere endlich, für die nur der erste Platz schicklich ist. So gibt es denn auch große Klassen, die sich mit Büchern gegenseitig aushelfen oder in die Leihbibliothek schicken müssen. Aber stellen Sie sich Ihren Gemahl, den Herrn Kommerzienrath, vor, die schwere Goldkette seines Chronometers zur Schau

tragend auf der mit feinstem Piqué und Bucksfin bekleideten Vorwölbung seiner wohlgenährten Gestalt, und dennoch, umgeben von zerlumpeter Straßenjugend, vom Ast eines Baumes aus seine Schaulust am Pferderennen befriedigend.

Sie und Hunderte Ihres Standes verschmähen es nicht, eine ähnliche Situation einzunehmen gegenüber dem am wenigsten beschützten, unbewachbarsten Eigenthum, dem des Schriftstellers, — offenbar ahnungslos und weil Sie noch niemals überlegt haben, worin dies Eigenthum bestehe.

Sie sowohl als Ihr Herr Gemahl sind ja warme Bewunderer Englands und englischer Sitten. Wohlan denn, seien Sie englisch auch in Ihrem Verhalten zur Literatur. In England hat Niemand Anspruch auf den Namen eines Gentleman, der nicht eine Bibliothek besitzt im Verhältniß zu seinem Vermögen. Eine Flucht von zwölf Zimmern und Sälen zu bewohnen, wie Sie, sechs Pferde und drei Bedienten zu halten, wie Sie, und dennoch geliehene Bücher, wohl gar aus der Leihbibliothek zu lesen, das würde in England für höchst unanständig gelten.

Trotz alledem aber, verehrteste Frau Kommerzienrätthin, bin ich gern bereit, Ihnen etliche Exemplare des gewünschten Lustspiels zu leihen, wenn Sie mir eine genau entsprechende Gegengefälligkeit leisten wollen.

Man versichert, daß Sie Ihrem Herrn Gemahl als Mitgift einen stattlichen Folioband in Maroquin zugebracht haben, dessen Inhalt sehr schätzenswerth sei, wenn auch zum Lesen nicht besonders unterhaltend; denn er bestehe aus lauter Staatsschuldscheinen. Ich bitte Sie, mir denselben nur auf einige Stunden zu leihen. Sie sollen ihn pünktlich nach Ablauf dieser Frist wiedererhalten; denn ich will weiter nichts, als die Zinskupons für mich herausschneiden.

Ihr
Jordan.

Merlei.

In England wurden im vorigen Jahre in runder Summe 439 Millionen Stück Eier importirt, darunter aus Frankreich allein 11mal so viel, als aus allen übrigen Ländern zusammen. Die Gesamt-Eierausfuhr Frankreichs repräsentirt in genanntem Jahre 42 1/2 Millionen Francs.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 10.

Sonnabend, den 2. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

„Aber meine Geschäfte, meine Pflichten! Ich haste für deren prompte Ausführung mit meiner militärischen Ehre.“

„Nun gut! Dann geben Sie mir ein paar Wochen, damit ich selbst hinausseile. Ich kann und darf nicht eher ruhen.“

Das wirkte, sein Ehrgefühl wurde wege.

„Wer könnte den Bitten einer Dame länger widerstehen!“ sagte er, mir verbindlich die Hand küssend.

Der General ließ sogleich einige Ordnonnen kommen. Er begab sich hinaus und wurde halb von den Blehenden mit fortgerissen.

Wie halbtodt, obwohl in wachen Träumen, lag ich auf meinem Zimmer. Erst am Nachmittage hatten sich meine erschütterten Nerven etwas beruhigt. Ich mußte bei Tische erscheinen, obwohl ich viel lieber allein geblieben wäre; aber der General hatte mich und meinen Mann eingeladen, mit ihm zu speisen, und der letztere gab es nicht zu, daß ich mich dieser Pflicht einer Wirthin des Hauses entzog.

Erst jetzt erfuhr ich, daß der General inzwischen um 7 Uhr früh zu Pferde gestiegen sei, um gemeinschaftlich mit den anderen Corps die Preußen in ihrer letzten Position, eine Meile hinter der Stadt, jenseits des Dorfes Schartau, zu forciren.

„So haben Sie denn endlich den alten Haudegen Blücher eingefangen?“ fragte mein Mann.

„Ja, nun ist er fest; aber es war ein ordentlich Stück Arbeit, mit ihm fertig zu werden“, entgegnete der General. „Wie ein Kalb, der sich wohl packen, aber nicht festhalten läßt, ist er uns schon seit Wochen immer wieder ent schlüpft, wenn wir ihn eben fangen zu können meinten.“

Die bescheidene Meinung von sich selbst, die Achtung vor der Tapferkeit des Gegners, die der General im weitem Verlaufe der Unterhaltung an den Tag legte, nahmen mich unwillkürlich für ihn ein, oder veröhnten mich

wenigstens in etwas damit, daß er zu den Feinden unseres Vaterlandes gehörte. Er war schön und, wie fast alle Generale Napoleons, noch sehr jung, vielleicht kaum fünfunddreißig Jahre alt.

Gegen Ende des Mahles beurlaubte ich mich und ließ die Herren allein. Es drängte mich, nach meinem Patienten zu sehen, den ich seit dem Abende vorher nur erst um Mittag einen Augenblick wieder besucht und noch sehr schwach gefunden hatte.

Vorsichtig, damit Niemand mich bemerke, eilte ich über den Korridor nach dem rückwärts gelegenen Zimmer. Ich verschloß die Thür wieder hinter mir. Der Kranke lag in Fieberphantasien, und mich ergriff ein unbeschreibliches Grauen, als er sich todtenbleich halb im Bette aufrichtete und in abgebrochenen Worten sprach:

„Grenadiere! Ich bin bereit. Aber die Augen verbindet mir nicht, denn ich werde nicht zucken, wenn Eure Gewehre blitzen. — Es lebe Deutschland! — Hierher Grenadiere — Feuer!“

Und wie ein Todter sank er auf die Kissen zurück. Ich ergriff seine Hand mit der Linken und legte ihm die Rechte auf die Stirn. Er schien ruhiger zu werden.

Was sollte ich thun? Ein Arzt war jetzt kaum zu bekommen, denn die Stadt lag voll schwer Vermundeter.

Auch getraute ich mir keinen Fremden ein Geheimniß zu ziehen, dessen Entdeckung für den Mitwisser ebenso gefährlich, wie für Kad-das, werden konnte. Oder sollte ich meinen Mann davon in Kenntniß setzen? Ich konnte voraussehen, daß er den Kranken nach dem Lazareth werde bringen lassen, wo man ihn so lange verpflegen würde, bis er stark genug wäre, auf den Richtplatz zu gehen. Das wenigstens galt mir als ziemlich gewiß, daß mein Mann sich durch Verheimlichung des Kranken keiner Gefahr aussetzen werde, den Franzosen gegenüber, die voraussichtlich lange die unumschränkten Herren der Stadt blieben.

In dieser furchtbaren Lage beschloß ich, mich auf Gottes Hilfe allein zu verlassen. Ich pflegte und behandelte den Kranken so, wie es

der preußische Feldscheerer schon am ersten Abend verordnet hatte. Die Wunde am Kopfe untersuchend, fand ich die Hefnäthe nicht gerissen und außer einer starken Beule keine weitere Verletzung.

So war der zweite Tag herangerommen. Raddas schien eine eiserne Natur zu haben, denn er hatte sich bereits so weit erholt, daß ich nicht mehr fürchtete, er werde seinen Wunden erliegen; ja, wir besprachen sogar schon mehrere Pläne, wie er aus den von französischen Wachen streng kontrolirten Thoren der Stadt kommen könne. Mein Mann brachte den ganzen Tag im Senat zu, der vollauf zu thun hatte mit all' den Requisitionen, welche die Franzosen machten. Ich gewann dadurch Zeit, lange bei dem Kranken zu verweilen, dessen wilde Aufregung, die mir anfangs Furcht einflößte, in eine ruhige Fassung oder melancholische Trauer überzugehen schien.

Am nächsten Tage, es war ein Sonntag, saßen wir, mein Mann und ich, mit dem General wieder zu Tische. Dieser benahm sich mit steigendem Wohlwollen und mit ausgesuchter Freundlichkeit gegen mich.

„Sehen Sie, verehrte Dame, wie eifrig ich Ihrem Wunsche nachgekommen bin“, sagte er verbindlich und reichte mir dabei ein gedrucktes Blatt über den Tisch, das einen Tagesbefehl an das erste französische Korps enthielt. Es lautete:

„Die Einwohner Lübecks und seines Gebietes werden unter den Schutz Sr. Majestät des Kaisers-Königs genommen; jeder Soldat, der ihre Ruhe stört, wird demnach als Verbrecher angesehen werden. Der Marschall, Prinz Ponte-Corvo, erinnert die Truppen des ersten Korps daran, daß Lübeck, obgleich im Sturme eingenommen, gleichwohl nicht als eine feindliche Stadt betrachtet werden darf, und daß der französische Soldat, weit entfernt, sich als wilder Sieger zu betrachten, nach dem Siege mitleidig und menschlich sein muß.“

„Sehr schön, Herr General“, sagte ich, als ich geendet, „das wird Manche vor Schaden behüten. Ich danke Ihnen nochmals im Namen derselben herzlich.“

Inzwischen war mein Auge auf die andere Seite des Blattes gefallen, wo noch eine zweite für die Einwohner bestimmte Bekanntmachung stand. Aber nachdem ich nur die ersten Zeilen gelesen, bekam ich einen solchen Schreck, daß es sich wie ein Schleier vor meine Augen legte, daß die Buchstaben auf dem Papiere zu tanzen schienen und ich all meine Kräfte zusammen nehmen mußte, um mich nicht sogleich zu verrathen. Das Blut schoß mir siedend heiß nach dem Kopfe, und

mein Auge errieth mehr die Buchstaben, als daß es sie deutlich erkannte. — Was ich gelesen hatte? Im Anfange hieß es, daß kein Preuze oder sonst Jemand, der die Waffen gegen die Franzosen erhoben habe, in irgend einem Hause verheimlicht werden dürfe, und jedes, wo ein Solcher entdeckt würde, in Gefahr sei, in Asche gelegt zu werden. Dann lautete es weiter: Anderseits habe man auch Kenntniß von Insulten und meuchlerischen Anfällen auf kaiserliche Soldaten. Wer sich deren schuldig mache, werde sofort vor ein Kriegsgericht gestellt — und wenn er überwiesen sei — erschossen werden. Endlich wurde eine Reihe solcher Beschuldigter die auf flüchtigem Fuße wären, einzeln mit Namen aufgeführt, einen Preis von fünfhundert Francs aber setzte man Demjenigen aus, der den Gutsbesitzer Emil Raddas aus Vorpommern zur Haft bringen helfe. Derselbe habe einen Trupp kaiserlicher Fourragirer überfallen und niedergemacht. Da er aber weder unter den Gefangenen, noch unter den Todten des preußischen Korps herauszufinden gewesen, so müsse er sich noch in der Stadt befinden, in welche er, nach dem Zeugnisse Gefangener, mit eingezogen sei. Wer denselben verheimliche, oder ihn zur Flucht behülflich sei, hafte mit seinem Leben und Vermögen dafür. Es folgte sein Signalement, „Hohe untersezte Figur, bleiche Gesichtsfarbe, braunes Haar, dunkler Schnurrbart, eine Säbelwunde am Kopfe.“

Ich saß da, wie gelähmt. Die Herren aber waren in eifriger Unterhaltung begriffen und gewahrten nichts von meiner Todesangst. Ich versuchte schon einmal vergebens, mich zu erheben. Endlich fühlte ich, daß die Füße wider meinem Willen gehorchten. Ich stand rasch auf, hielt das Taschentuch vor's Gesicht, als ob mich ein Unwohlsein anwandelte, und eilte hinaus nach meinem Zimmer. Dort brach ein Strom von Thränen los.

„Also ist er nun doch verloren“, jammerte ich, „er, mein Beschützer; verloren vielleicht weil er mich in der Noth doch nicht verlassen wollte!“

Meta schwieg und setzte sich, wie in geistiger und körperlicher Ermüdung wieder auf die Nasenbank nieder. Den Kopf auf die Hand stützend, schaute sie mit schwermüthigem Sinnen in die dämmernde Ferne hinaus.

Die Sonne senkte sich nach Westen hinab. Tiefe Stille herrschte rings umher; kein Hauch wehte über die kahle Haide. Wie im Traume besangen, nickten nur zuweilen die vergoldeten

Samenbüschel des dicht stehenden Rohrs am Ufer entlang. Und aus der stillen Fluth, in der sie sich spiegelten, winkte ihnen ihr Ebenbild, wie in süßem Einverständnisse entgegen. Zuweilen hörte man den sauselnden Flügelschlag wilder Entenzüge den dunkelnden Abendhimmel pfeilschnell durchschneiden; mitunter auch den melangolischen Ruf einer verirrtten Wildgans, die nach dem sichern Nachtlager spähte, das ihre Genossen irgendwo am einsamen Strande aufgeschlagen hatten. Eine düstere Melancholie lag über Land und Meer ausgegossen.

Meta blickte Arnold fragend an. Dieser schwieg, aber seine Züge verriethen eine lebhaft gespannte Spannung. Sie athmete einige Male tief auf, als wolle sie etwas Schweres vom Herzen wälzen, und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Nachdem ich jene Bekanntmachung und ihre Folgen für Naddas und mich überdacht hatte, suchte ich mich zu fassen, und fühlte auch wirklich allmählig meinen Muth mit der Gefahr wachsen. Was aber überhaupt beginnen? Naddas, von der über ihm und uns zugleich schwebenden Gefahr in Kenntniß zu setzen, das hätte geheißen, ihn auffordern, unser Haus und damit seinen einigermaßen sichern Schlupfwinkel zu verlassen. Ich kannte seinen Stolz zu gut: er würde trotz aller Bitten nicht einen Augenblick geögert haben, sich selbst preiszugeben, indem er uns dadurch von der Gefahr befreite.

Und mein Mann? Ja, wenn er nur ein Herz gehabt hätte! Da trat er aber selbst in mein Zimmer.

„Du hast uns verlassen, Meta“, sagte er mit ungewöhnlich theilnehmender Stimme; „ist Dir unwohl? Du scheinst erregt, Deine Augen sind verweint!“

„Eine üble Nachricht. Auch kann ich den Schreck, welchen ich all die Tage her gehabt, noch nicht verwinden.“

„Ja, freilich eine schlimme Zeit, der aber nun hoffentlich bald eine bessere folgen wird. — Höre, Meta, der General ist sehr freundlich und zuvorkommend gegen Dich.“

„Wie es alle Franzosen den Frauen gegenüber zu sein pflegen.“

„Nun vielleicht dennoch etwas mehr“, sagte er mit einem bedeutungsvollen Lächeln, „er scheint sehr enchantirt von Dir; aber ich finde das ganz natürlich. Fürchte übrigens nicht, daß ich eifersüchtig werde, denn ich kenne mein Weib!“ schloß er, indem er meine Hand in die seine nahm und sie zärtlich mit der andern berührte.

Dies Benehmen schien mir so ungewöhnlich, daß ich wohl eine Absicht dahinter ver-

muthen mußte; aber ich begriff dennoch nicht, welche es sein könnte.

„Mein Geschäft ist wenigstens jetzt und unter diesen Verhältnissen vielleicht auf lange Zeit ruinirt“, fuhr er fort. „Der Verkehr mit England, bei welchem ich durch meine Getreidelieferungen so schönes Geld gewonnen, ist aufgehoben; die Verbindung mit Schweden hat ebenfalls aufgehört, da dessen unsinniger König Napoleon zu bekriegen fortfährt; kurz, an eine Fortsetzung der alten Geschäfte und Handelsbeziehungen ist gar nicht zu denken. Meine Kapitalien werden entweder verloren durch den Bankerott der bedeutendsten Firmen mit denen ich in Verbindung stehe, oder sie sind wenigstens wegen der Geschäftseinstellung vorläufig nicht flüssig. Unser Landgut aber wird rein ausgeplündert und verwüstet sein, so daß wir auch von ihm für die nächste Zeit keinen Ertrag hoffen können.“

„Nimm das kleine Erbe zu Hilfe, welches mir meine Eltern hinterlassen haben.“

„Du bist sehr gütig, Meta; aber das bleibe unberührt. Es mag ein Nothpfennig für Dich sein.“

„So müssen wir auch unsern Theil an dem großen Unglücke des Vaterlandes ruhig zu tragen suchen.“

„Oder den Verlust ersetzen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet“, fiel er mir in die Rede. „Und eine solche Gelegenheit bietet sich schon jetzt, wenn Du Dich flug und vorsichtig Benehmen willst.“

„Ich? Du hast mich niemals in den Gang Deiner Geschäfte eingeweiht. Was kann ich also in Dingen thun, von denen ich so gut wie nichts verstehe!“

„Mehr als Du in Deiner Unbefangenheit ahnst. Der General —“

Aufstehend zog ich meine Hand aus der seinen und trat einen Schritt zurück, ihm fest ins Auge sehend.

„Erstreck nicht, mein Kind“, fuhr er lächelnd fort; „ich werde nichts von Dir verlangen, was sich nicht mit der Würde unsers Hauses vertrüge. Aber in so bösen stürmischen Zeiten muß man mit seinem Lebensschifflein zuweilen ein wenig laviren, um schließlich den Hafen glücklich zu erreichen. Der General, wollte ich also sagen, hat es in seiner Gewalt mir gewinnbringende Geschäfte zuzuwenden, große Lieferungen von Naturalien für die Armee; und wenn es uns gelänge, ihn dazu zu bestimmen, so würden die erlittenen Verluste bald wieder zu ersetzen sein.“

„Ersuche den General doch darum, sich bei den Feinden unseres Volkes für Dich zu verwenden, daß sie Dir einige Procenten

gnädigst zu verdienen geben, indem Du für den guten Unterhalt derjenigen Soloaten sorgst, die uns in Ketten schlagen", entgegnete ich kalt.

"Auch von setnen Feinden muß man Vortheil zu ziehen wissen", bemerkte mein Mann.

"Wenn uns derselbe nicht persönlich allein zu Gute kommt."

"Wenn man Geld von ihnen verdient, so nützt man auch seinem eigenen Staate damit. Aber wir kommen da ganz vom Ziele ab. Ich hatte eine wohlwogene Absicht, als ich bei der Besetzung der Stadt mich erbot, einen General ins Quartier zu nehmen. Nun trifft es sich gut, daß es gerade ein ungänglicher Herr, ein Damenfreund zu sein scheint."

Ich erwog rasch, daß ich vielleicht doch meines Mannes Hilfe wegen des verfolgten Kaddas bedürfen würde, und daß es daher nicht rätlich sei, ihn gegen mich aufzubringen, was vielleicht — ich gestehe es — der Fall gewesen sein würde, wenn ich diese Rücksicht nehmen gehabt hätte.

"Was kann ich thun, um Deine Pläne zu fördern?" fragte ich also mit einer Gelassenheit, welche ihn selbst zu überraschen schien.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

William Thompson, ein Telegraphist an der Pazifik-Eisenbahnlinie, hat ein romantisches Abenteuer gehabt. Er ist von Indianern skalpirt worden und lebt noch um es erzählen zu können. Er verlor seinen Skalp kurz vor der Wegnahme des Ruges an Plum Kreef Station, und Folgendes ist die Geschichte, die er den staunenden Bürgern von Omaha, wo er zu seiner Genesung jetzt ist, erzählt: "Dienstag Abend, ungefähr neun Uhr, verließ ich und fünf Andere Plum Kreef Station, und fuhren die Strecke hinauf auf einem Handkarren, um nachzusehen, wo der Bruch im Telegraphen sei. Als wir an der Bruchstelle ankamen, sahen wir eine Menge Ziegel auf der Strecke aufgeschichtet, aber in demselben Moment sprangen ringsherum Indianer vom Gras auf und feuerten auf uns. Wir feuerten zur Erwidderung zwei bis drei Schüsse ab, aber da wir sahen, daß die Indianer auf uns eindrangen, liefen wir fort. Ein Indianer

auf einem Ponny suchte mich heraus und sprengte an zu mir. In einer Entfernung von 10 Fuß feuerte er auf mich, bei welcher Gelegenheit eine Kugel in meinen rechten Arm eindrang; da er mich noch laufen sah, drehte er sein Gewehr um und schlug mich mit dem Kolben nieder. Dann nahm er sein Messer heraus, stach mich in den Hals, wickelte das Haar um seinen Finger und begann dann mit Sägen und Hacken meinen Skalp abzuführen. Obgleich der Schmerz grauhaft war, und ich Schwindel und Unwohlsein fühlte, so wußte ich doch recht gut, daß ich mich ruhig verhalten mußte. Nach ungefähr einer halben Stunde that er den letzten Schnitt am linken Schlaf und da der Skalp noch ein Bißchen hing, so gab er einen Ruck. Da dachte ich, ich müßte mein Leben aushauchen. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben. Ich fühlte gerade, als ob der ganze Kopf weg wäre. Darauf schwang sich der Indianer in den Sattel und galoppirte davon. Aber wie er wegging, ließ er meinen Skalp wenige Fuß von mir entfernt fallen, welchen ich nun glücklich erlangte und verband. Die Indianer waren dicht in der Nachbarschaft, sonst hätte ich meine Flucht bewerkstelligen können. Während ich so dalag, konnte ich die Indianer umherlaufen, miteinander flüstern und dann kurz darauf Hindernisse auf die Strecke legen hören. Nachdem ich so ungefähr anderthalb Stunden dagelegen hatte, hörte ich das tiefe Rumpeln des Ruges, wie er dahergebraust kam und ich wäre wohl im Stande gewesen, ein Zeichen zu geben, wenn ich es gewagt hätte."

Ein vom Unglück verfolgter Jäger wollte nicht mit ganz leerer Jagdtasche zu seiner jungen Frau heimkehren, und kaufte vor seiner Heimkehr bei dem Wildprethändler ein Rebhuhn, das er als Jagdbeute mitbrachte. Das Rebhuhn roch bereits sehr bedenklich, und so rief die junge Frau mit einer Geberde des Abscheu's: — Ach, mein Schatz, es war wirklich die höchste Zeit, daß Du dieses Thier schoffest!

Zwei Hochpolitiker.

Hansl: Du, wenn jetzt der Napoleon vom Viktor Emanuel verlangt, er soll auf'm Seil tanzen?
Seppi: Dann tanzt er halt!
Hansl: Wenn er aber runterfällt?
Seppi: Dann hebt ihn der Napoleon noch lang nicht auf.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 11.

Mittwoch, den 6. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

„Sieh, mein Kind“, sagte er und zog mich an der Hand auf das Sopha neben sich; „ich fürchtete, Dein Trostköpfchen würde meine Pläne durchkreuzen; Du würdest den General vielleicht empfinden lassen, daß Du seine Nation nicht liebst, und daß Du in ihm nur einen Feind des Landes siehst; kurz, daß Du ihm sehr kalt und abweisend begegnen werdest.“

„Er hat sich so großmüthig gezeigt, daß er ein Recht auf meine Achtung hat.“

„Ich bin erfreut liebe Meta, Deine Gesinnung so vernünftig und maßvoll zu finden. Du wirst also dem General immer freundlich und zuvorkommend begegnen, wie es seinem hohen Stande, seiner Bildung angemessen ist, und wie er als unser Gast erwarten kann. Darf ich darauf rechnen?“

„Es wird mir wenig Ueberwindung kosten, Deinen Wunsch zu erfüllen.“

„Du — Du!“ drohte mein Mann scherzend; „doch nur aus Liebe zu mir? — Wir wollen dem General also jede Gefälligkeit erzeigen, ihm den Aufenthalt in unserm Hause angenehm machen, ihn uns ganz zum Danke verpflichten.“

Ich blickte still zur Erde, überlegend, ob dies nicht eine günstige Gelegenheit sei, meinen Mann wegen Staddas ins Vertrauen zu ziehen. Ueberdies glaubte ich nicht, daß ich die Verheimlichung des Verfolgten ganz allein auf mich nehmen dürfe, ohne vorher wenigstens einen Versuch zu machen, meines Mannes Zustimmung zu erhalten; denn dieser war, wenn die Sache entdeckt wurde, ebenfalls compromittirt; man würde ihm nicht geglaubt haben, daß er nicht darum gewußt.

„Ich habe,“ fuhr mein Mann, mit seinen Plänen beschäftigt, fort, „dem General schon meinen Wagen für die Inspektionsreise angeboten, welche er morgen auf dem Lande vornehmen will. Er hat ihn dankend angenommen. Er wird auch unser Landgut besichtigen und mich für die Verwüstung und Plünderung

entschädigen lassen, die es etwa von den Franzosen erfahren hat.“

„Höre“, sagte ich mich ermuthigend; „ich habe nun aber auch eine Bitte an Dich.“

„So sprich!“ entgegnete er, und ich entdeckte ihm nun die furchtbare Lage, in welcher sich Staddas befand.

Mein Mann hörte mich bis zu Ende an, war aber inzwischen sehr nachdenklich geworden.

„Er verweilt also noch bei uns“, entgegnete er, „der Verwundete, welcher sich mir und dem preußischen Major am ersten Abende auf eine so effektvolle Weise vorstellte!“

„In Deiner Abwesenheit vertheidigte er unser Haus, mich und meine Ehre; dabei ist er von Neuem verwundet worden. Er hat daher nicht zur rechten Zeit fliehen können und ist nun verloren, wenn wir ihm nicht behülflich sind.“

„Bei dieser Dienstleistung setzen wir nichts Geringeres ein, als unser Leben und Vermögen“, sagte mein Mann mit seiner gewöhnlichen kalten Ruhe.

„Vermögen, sagtest Du ja eben selbst, haben wir nicht mehr zu verlieren; und kann ich weniger thun, als mein Leben einsetzen für Denjenigen, welcher das seinige für mich in die Schanze schlug? Aber wenn Du ernstlich willst, wird seine Rettung auch wohl ohne die äußerste Gefahr für uns zu bewerkstelligen sein. Sime nur recht nach!“

„Warum hat er sich von seinen leidenschaftlichen Machegefühlen hinreißen lassen! Wir Alle haben hier mehr oder weniger Dasselbe, was ihm geschehen, ruhig ertragen müssen.“

Mit diesen Worten erhob sich mein Mann und ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Eine fatale Geschichte!“ wiederholte er mehrmals. „Mann uns Kopf und Kragen kosten! Weiß er denn selbst von Dem, was uns und ihn bedroht?“

„Nur zur Hälfte“, antwortete ich; „und er darf es auch bei Leibe nicht in seinem ganzen Umfange erfahren, sonst schreitet er sofort frei und frank zur Hausthür hinaus, unbekümmert um sein eigenes Schicksal, nur um uns

der Gefahr zu überheben. Er wird lieber Alles, auch das Aeußerste versuchen."

"Freilich — freilich!" murmelte mein Mann vor sich hin. Sinnend blieb er darin in der Mitte der Stube stehen und fuhr nach kurzem Schweigen fort: "Ich kann mich nicht zum Mitschuldigen machen. Ich muß den Militärbehörden seine Anwesenheit in unserm Hause melden."

"O, ich bitte Dich, nur dies eine Mal nicht so kalt berechnend zu sein; nur dies eine Mal zeige, daß Du auch ein Herz für Andere hast. Sieh mich vor Dir auf den Knien, mich, Deine Frau, die es Dir niemals vergessen wird, wenn Du ihr jetzt beweist, daß ihre Thränen Dir nicht gleichgültig sind! Sei edel und großmüthig nur dies eine Mal. Sieh mir die Hand; versprich mir zu helfen. Dann ist Alles vergessen, was unsere Herzen bisher geschieden. Alles, wenn sie nur heute in dieser einen Empfindung des Mitleids zusammenreffen —"

Ich hatte seine Hände ergriffen und preßte sie an mein Herz. Nicht weiß ich, was ich Alles noch that und sprach; aber ich fühlte eine Gewalt in mir, als könnte ich einem Steine Erbarmen einhauchen.

V.

"Daß mich mein Mann zu seinen Füßen liegen sah", fuhr Meta in ihrer Erzählung fort, "mochte ihm doch einige Rücksicht für meine Person abnöthigen."

"Steh auf, liebe Meta", sagte er nach einigem Besinnen; "ich werde Dir etwas vorschlagen, das der Erfüllung Deines Wunsches beinahe gleichkommt. Und wenn ich auch noch viel dabei wage, so sei es dennoch Deinetwegen. Höre mich an: ich weiß nichts davon, daß sich Kad-das in unserm Hause verbarg. Was auch geschehen möge, unter keiner Bedingung weiß ich etwas davon. Entweder hast Du ihn mir verheimlicht, oder er hat Dich mit falschen Angaben über seine Heimath, seinen Namen &c. getäuscht, und Du wußtest daher selbst nicht, daß er einer der Verfolgten sei. Hörst du also, ich stehe mit der ganzen Sache nicht in der geringsten Verbindung. Auf diese Weise bin ich mit dem größern Theil unseres Vermögens salvirt, und im schlimmsten Falle einer Entdeckung verfährt das Kriegsgericht gegen eine Frau nicht so streng, wie gegen einen Mann. Also noch ein Mal: ich weiß durchaus nichts von Allem. Versprichst Du mir dies?"

"Ich verspreche es;" entgegnete ich bitter enttäuscht.

"Gut! Dann werde ich mich also vorläufig ganz passiv verhalten; aber nur auf kurze Zeit. Mag der Verfolgte dieselbe benutzen und sehen, wie er sich aus dem Staube macht. Er wird, da es ihm nicht an Kühnheit fehlt, für sich allein einen kessern Ausweg finden, als wenn ich ihm dabei rathen wollte."

"Das ist also Alles, was Du versprichst?" fuhr ich laut fort.

"Ist es nicht genug und mehr, als ein gewissenhafter Mann versprechen sollte? Aber vergiß nicht: ich verpflichte mich bloß auf kurze Zeit zu dieser passiven Rolle. Ihr mögt also mit den Maßregeln eilen, die Ihr ergreifen wollt."

Ich sah ihm fest in die Augen; er schlug die seinen nieder. Im tiefsten Herzen empört, wandte ich mich von ihm ab und verließ das Zimmer.

Ich war also doch auf mich allein angewiesen; ja, ich hatte auch vielleicht noch meinen Mann gegen mich.

Es war inzwischen Nacht geworden, und ich begab mich zu Bette! aber ich konnte trotz meiner Müdigkeit keine Ruhe finden. Ich erhob mich wieder und ging, ohne Licht anzuzünden, im Zimmer auf und ab, oder ich stellte mich an das Fenster und sah bald auf die Straße hinab, bald zu dem hell flimmernden Sternenhimmel empor. Nur ein Gedanke beschäftigte meine Seele: der Gedanke an die Rettung meines Beschützers; denn bald mußte sie ins Werk gesetzt werden, wo möglich schon am nächsten Morgen, wenn es vielleicht nicht zu spät werden sollte. Tausend Pläne wurden ausgedacht, aber wieder verworfen. Endlich hatte ich eine glückliche Idee.

Vor Ungeduld konnte ich kaum den grauen den Morgen erwarten. Sobald es zu tagen anfang, begab ich mich nach einem rückwärts gelegenen Zimmer und sah von hier in den Hof hinab. Da bemerkte ich denn mit klopfendem Herzen, wie unser Kutscher die Wagenremise öffnete, eine leichte Kalesche herauschob und dieselbe zu putzen begann. Ich eilte nach dem ersten Stock hinunter in die Speisekammer, deren Fenster ebenfalls nach dem Hofe hinausgingen, und winkte den Burschen zu mir herein.

"Der Herr General wird sich heute Morgen in unserm Wagen aufs Land begeben, nicht wahr, Johann?" fragte ich ihn mit gedämpfter Stimme.

"Ja, Frau, so hat mir der Herr Senator gestern Abend gesagt."

"Du wirst den Herrn General fahren, Johann — oder vielmehr Du wirst ihn nicht fahren."

"Ganz, wie Sie befehlen, Frau."

"Ja, was ich sagen wollte: ich hätte gerade einen wichtigen Auftrag für Dich. Höre, Johann"

fuhr ich fort und legte dem Burschen, der treu wie Gold war und auf den ich mich verlassen konnte, die Hand auf die Schulter; „höre, Du mußt heute noch plötzlich krank werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Geheimnisse eines alten Schreibtisches.

Eine heitere Geschichte, deren Pointe nur den Helden selbst traurig zu stimmen vermöchte, machte in einer südlichen Vorstadt Wiens die Kunde. Ein ziemlich vermöglicher Privatier daselbst, Herr J., ist seit längerer Zeit von einer eigenthümlichen Leidenschaft ergriffen, die den ganzen Inhalt seines Lebens bildet: er kauft aus allen Ecken und Enden der Stadt und Umgebung, wo nur immer eine bedeutendere Vizitation stattfindet, solche Möbel an, die durch ehrwürdiges Alter, durch seltsame Konstruktion oder sonst in einer Art auf geheimnißvollen Inhalt, auf verborgene Urkunden zc. zc. schließen lassen. Die Meinungen über den Ursprung der seltsamen Leidenschaft des Privatiers, welcher seiner Lieblingsidee schon manche hübsche Summe opferte, gehen ziemlich auseinander. Nach der einen Version hat man es hier bloß mit einem Ausläufer der Karitätenjäger zu thun, welcher seine Caprice bescheiden auf altmodische Tische und Sessel einschränkt, Andere glauben, der Mann verdanke sein ganzes Vermögen einem vor Jahren in einem alten Schreibtisch gemachten Funde, und diese Sage der Vorstadt umgibt auch unsern Helden, Hrn. J., mit einem märchenhaften Schimmer, den er durch verschiedene Exzentricitäten noch auffallender zu gestalten weiß. Man sieht ihn oft während des Tages stundenlang an alten wunderlich geformten Tischen und Kästen herumhämmern und Forschungen anstellen. Er zerlegt seine ehrwürdigen Möbelschätze in tausend kleine Stückchen, als ob er den Stein der Weisen darin zu finden hofft; doch, wieder nach folgende Fall lehrte, scheint er noch nicht bis zur Entdeckung desselben gelangt zu sein.

Bei einer großen Vizitation, die vor Kurzem in einem Hause einer Vorstadt stattfand, gab es wieder einen Freudentag für unseren Schatzjäger. Ein Schreibsekretär von höchst eigenthümlichen Aussehen und einer höchst verlockenden Fülle von Geheimfächern wurde unter anderem ausboten und von Herrn J. um hohen Preis erstanden. Rasch ließ er ihn

vorsichtig nach Haus transportiren, und um Mitternacht, als Alles im Hause schlief, als der Mond romantisches Dämmerlicht durch die kleinen Scheiben warf, begann er die Ergründung seines alten Schreibtisches. Ein Fach nach dem andern ward mit zitternder Hand geöffnet, nichts Ueberraschendes und Beglückendes zeigte sich dem forschenden Auge. Schon will er unmutig die Arbeit aufgeben, sie als neueste Serie seiner zahlreichen Enttäuschungen registriren — da endlich springt durch einen kräftigen Druck auf eine verborgen angebrachte Feder eine Schublade auf, und o Glück! hier liegt eine vergilbte Urkunde mit Wappensiegel und langgezogenen Unterschriften. Hastig nimmt er das Dokument, hält es zur Lampe, rückt die Brille zurecht und liest einen förmlichen Erkurs an den redlichen Finder. In der südlichen Wand des Zimmers, woselbst der Schreibtisch gestanden, sei ein Schatz von 150,000 fl. eingemauert, das Geld sei eigentlich Blutgeld, rühre von einer schauderhaften That her und sei von seinem ersten Besitzer aus Gewissensbissen verborgen worden.

Herr J. verbrachte die Nacht schlaflos, am andern Morgen eilte er zu dem Inhaber jenes Hauses und fragte naiv, ob er ihm das Zimmer vermieten möchte, woselbst jener Schreibtisch gestanden. Das verneinte der Hausherr mit verwundert aussehendem Gesichte. Darauf fragte Herr J. rundweg: „Wie theuer verkaufen Sie mir Ihr ganzes Haus? — „Das will erst überlegt sein,“ erwiderte der Hausbesitzer und vertröstete den Drängenden auf den andern Tag. Er machte noch einige Schwierigkeiten, schlug jedoch endlich das Haus „mit Allem, was drum und dran,“ an Hrn. J. um 30,000 fl. los. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als Maurer holen und die verhängnißvolle Wand einschlagen zu lassen. Das ganze Zimmer durchsucht, zerstört, jedes Stäubchen gesiebt und gesiebet, es fand sich nichts vor.

Herr J. hatte das Haus, das unter ähnlichen armseligen Brüdern nur 8000 fl. werth war, umsonst für den hohen Preis angekauft in und sitzt seitdem düster und verschlossen seiner neuen Wohnung, die ihn statt zum reichen Mann zum halben Bettler gemacht.

In der Nachbarschaft des Hauses will man aber den Grund der traurigen Enttäuschung sehr genau kennen. Schlaue Leute, die das Haus um einen hohen Preis an den rechten Mann gebracht sehen wollten, hatten, auf die romantische Fundsucht des Herrn J. spekulirend, die ganze Komödie mit der geheimnißvollen Urkunde, des noch geheimnißvolleren Schreibtisches, selbst angezettelt, und da der, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, so

begreift es sich: daß Herr F. seitdem das Stechblatt der schlechtesten Waise ist, die jemals in einer südlichen Vorstadt über Schätze und Schatzgräber gemacht worden sind. Es ist eine vergrößerte Auflage des bekannten Stratagem's jenes pfliffigen Handelsmannes, der in der Zudengasse ein ganzes Magazin von unbeschreiblich schlechten Hosen um hohe Preise an Bauern absetzte, weil er die Vorsicht gebraucht hatte, in die Taschen der alten Kleidungsstücke Portemonnaies hineinzustecken. Das verführte die Käufer, welche einen lukrativen Fund vermutheten, schlau die höchsten Preise zu gewähren. Sobald sie den Handelsmann im Rücken hatten und begierig das Portemonnaie öffneten, fanden sie nur allzurash, daß der Schein und „alte Kleiderhändler“ trügen. Mit dem Schicksale dieser Hosenkäufer mag sich der Hauskäufer, dem imm. rhin noch ein Vermögensrest zum Leben übrig bleibt, gemüthlich trösten.

Allerlei.

(Schiffszusammenstoß.) Das englische Schiff „Dolphin“, das von Shoreham in der Grafschaft Sussex nach Konstantinopel abgegangen war, stieß in der Nacht des 15. September im Marmorameere auf den französischen Dampfer „Bresil“ und durchschnitt ihn in Schiffsmitte 6 Fuß weit, obgleich der „Dolphin“ nur eine Barke von 280 Tonnen und der „Bresil“ ein Eisendampfer von 1700 Tonnen war. Letzterer sank fast augenblicklich und 16 seiner Leute kamen in den Wellen um; die übrigen wurden von der Mannschaft der Barke, die selbst nur einen Matrosen verlor, gerettet. Die französische Gesellschaft, deren Eigenthum der zu Grunde gegangene Dampfer war, erheben gegen die Besitzer des „Dolphin“ eine Entschädigungsklage von 32,000 Pfund Sterling; diese aber bestreiten die Forderung und verlangen eine gerichtliche Untersuchung, welchem Schiffe die Schuld an dem Unglück zuzuschreiben sei.

(Grauenhaft.) Ein entsetzlicher, grauenhafter Vorfall hat sich am 15. Okt. in Kaiserstuchl bei Böhmischem-Brod zugetragen. Die Tagelöhnerin Antonia Schw. trug nämlich ihrer neunjährigen Tochter Antonia unter Androhung von Schlägen auf, den zweijährigen Sohn

Wenzel zu ertränken. Das Mädchen kam auch wirklich dieser Aufforderung nach und warf, während die Mutter auf dem Rübenfelde arbeitete, ihren Bruder in einen Wassertümpel, so daß er umkam. Mutter und Tochter sind verhaftet und der That geständig. Das Weib ist Mutter von drei Kindern und sah ihrer Niederkunft entgegen; ihr Gatte, welcher wegen eines Bettendiebstahls gerichtlich verfolgt wird, hatte vor Kurzem die Flucht ergriffen, und so Weib und Kinder dem bittersten Elende preisgegeben.

In Dürkheim (Pfalz) findet alljährlich ein großer Wurstmarkt statt. Daß auf dem dießjährigen, der seinen Vorgängern weit zurückstand, trotzdem eine gute Klinge geschlagen wurde, geht aus nachfolgenden Angaben zur Genüge hervor. Es wurden 9 Ochsen, 43 Kinder und Kühe, 72 Kälber, 58 Schweine und 19 Schafe geschlachtet. Im Ganzen brachten die Metzger 19,500 Knoblauchwürste, 27,800 Kesselfwürste, 17,650 Bratwürste und etwas über 9 Zentner Schwartenmagen an den Mann. In lebhafter Thätigkeit waren 5 große Restaurationen, 5 Gartüchen und 20 Weinstände von früh bis spät versetzt.

(Eine famose ehegerichtliche Entscheidung) wird der „Wiener Presse“ mitgetheilt: Der Bauer A. that seiner Dienstmagd schön und prügelte jahrelang sein Weib, weil es eiferte. Heuer endlich suchte sie Schutz und fand ihn auch in folgendem Spruche des (geistlichen) Ehegerichts: „Die Ehescheidung werde auf so lange bewilligt, bis der Mann seine Gattin derart behandelt, daß ihr geistiges leibliches Wohl nicht leide.“ Wie der Mann sein Weib „behandeln“ kann, wenn Beide getrennt leben, Das hat das löbliche Ehegericht anzugeben vergessen.

(Ein originelles Paar.) In Dresden lebt ein wohlhabender und gelehrter Irländer mit seiner nicht minder gelehrten Tochter. Beide essen kein Fleisch, trinken keine Spirituosen und halten künstliche Wärme für ungesund, weßwegen sie denn auch im Winter nicht heizen, sondern bei offenen Fenstern kampiren. Das Kurioseste an ihnen ist aber, daß sie selbst bei weiten Reisen, jede Jahrgelegenheit, absonderlich die Eisenbahnen, perhorresziren. Sie machen von Dresden aus jährlich größere Ausflüge, z. B. nach Italien, Spanien und dem südlichen Frankreich, stets zu Fuß, mit dem Ovid oder sonst einem Classifier in der Hand.

Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 12.

Sonnabend, den 9. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

„Ganz, wie Sie befehlen, Frau“, entgegnete Johann, listig mit den Augen zwinkernd, als hätte er mich bereits verstanden. Indem er sich dann mit schmerzlich verzogenen Miene zusammenkrümmte, fuhr er fort: „Ja ich fühle mich krank und kann den Herrn General nicht fahren, und wenn er mir ein noch so gutes Trinkgeld verspricht. Er wird daher hübsch zu Hause bleiben müssen.“

„Um Gottes willen, nein! Wo denkst Du hin, Johann? Der General muß im Gegentheil unter jeder Bedingung auf das Land fahren.“

Der Bursche sah mich ganz verblüfft an.

„Na, da bin ich krank, und der Herr General mag sich selbst kutschiren“, sagte er dann. „Meinetwegen! Wenn er nur die Pserde in Acht nimmt!“

Ich schüttelte den Kopf, indem ich schwankte, wie weit ich den Burschen in meinen Plan einweihen sollte. Er sah zur Erde nieder, verlegen und fast traurig darüber, daß er die Gedanken seiner Herrin, wie er doch so gern wollte, nicht errathen konnte. Die treue Seele that mir leid, und ich fühlte, daß ich nichts wagte, wenn ich ihn, so weit es nöthig war, ins Vertrauen zog.

„Wenn Du Alles zurecht gemacht und die Berde angeschirrt hast, wirst Du krank, Johann, und legst Dich zu Bette“, sagte ich. „Weder Bitten, noch Befehlen, wieder aufzustehen, giebst Du Gehör.“

„Gut, ich lege mich in meine Koje, und wenn sie mich, wie einen Fuchs, herausräuchern wollen, sie bringen mich doch nicht heraus. Die sollen ihre liebe Noth mit mir kriegen“, antwortete er lustig, denn er agnte wohl nicht, um welche furchtbar ernstern Dinge es sich hier handle.

„So geh denn, Johann, ich rechne auf Deine Zuverlässigkeit. Und bringe mir einmal gleich Deine Livrée, ich meine den Kutschermantel und Hut herein. Vielleicht wird

es nothwendig sein, daß für heute einmal ein Anderer Deinen Platz auf dem Kutschbocke einnimmt.“

„Wie Sie befehlen, Frau; wenn ihm nur die Pserde nicht durchgehen. Sie sind etwas wild geworden, weil sie so lange im Stalle gestanden haben.“

„Sei ohne Sorge, Johann. Uebrigens wäre das, was Du besürchtest, auch gerade kein Unglück.“

„Na, wenn die Sachen so stehen, kann ich mich mit Ruhe zu Bette legen und meine Krankheit abwarten“, sagte er, sich mit einem listigen Blicke auf den Absätzen umdrehend

— „Aber, Frau“, rief er, schon in der Thür wieder zurück, „wie lange befehlen Sie, daß ich krank bin?“

„Nur bis heute Nachmittag — bis heute Abend — bis die Pserde wieder im Hofe stehen. Hoffentlich kannst Du so lange im Bette aushalten.“

„Sorgen Sie nicht, Frau; an einer so kurzen Krankheit stirbt Keiner.“

Er ging und brachte mir die verlangten Livréestücke herein. Ich nahm sie mit nach dem obersten Stockwerk hinauf. Niemand sah mich, da es noch früh war, und alle Bewohner des Hauses noch schliefen.

Nachdem ich selbst den Kaffee bereitet, begab ich mich zu Kaddas ins Zimmer. Ein Körbchen öffnend, nahm ich den Kaffee und etwas Gebäck heraus und setzte es ihm auf den Tisch, indem ich ihn fragte: „Nun, wie steht es mit ihrem Befinden?“

„O, ich danke Ihnen, über Erwarten gut, nur sehne ich mich wieder hinaus in die Freiheit, zu meinen Fluren, Wiesen und Wäldern. Ich bin mein Lebtag kein Stubenhocker gewesen; darum wird es mir nun so schwer, hier zwischen vier Wänden still zu sitzen, wie in einem Gefängnisse, selbst wenn die Schließerin so gütig ist, es zuweilen eine Stunde mit mir zu theilen“, sagte er, meine Hand ergreifend und mir mit einem tiefsinnigen und melancholischen Blicke ins Auge sehend. „Aber auch Sie scheinen noch zu leiden. Sorgen Sie nur nicht mehr um mich. Mein Schicksal

ist abgeschlossen, und ich habe mich drein ergeben."

Ruhig ging er im Zimmer auf und nieder. Ich erkannte in ihm den leidenschaftlich erregten, ja wilden Mann der letzten Tage gar nicht wieder: so gefaßt, so geduldig erschien er mir jetzt. Nur traurig war er, wie ein Löwe in der Gefangenschaft.

"Sie verstehen als Landwirth doch einen Wagen zu lenken, nicht wahr, Raddas?" brach ich endlich das Schweigen.

"Ja, nur nicht meinen Schicksalswagen; den habe ich umgeworfen", sagte er mit düsterm Lächeln.

"Nun, wenn Sie diesmal nur einen gewöhnlichen Wagen zu lenken verstehen, so ist es schon gut. Dieser Wagen wird Ihr Schicksalswagen werden."

Raddas sah mich forschend an. Ich fuhr fort: "Der General will heute Morgen nach der mecklenburgischen Seite hin auf's Land fahren, und wird sich dazu unsers Geschirrs bedienen. Aber unser Kutscher Johann ist plötzlich krank geworden und ich brauche deshalb einen Andern. Da hatte ich an Sie gedacht, Raddas; Sie thun mir schon einmal den Gefallen, auszuhelfen. Es wäre ja dies ohnehin eine gute Fahrgelegenheit für Sie, ganz unbesorgt und sicher aus dem Thore hinauszukommen. Welche von den französischen Wachen wird daran denken, auf den Kutscher eines ihrer Generale ein wachsameres Auge zu haben? Die Gendarmen und Wachen werden unter das Gewehr treten, wenn Sie vorüberfahren, und Sie rollen unterdeß ganz unbelästigt hinaus. Wenn Sie dann auf der Chaussee bis zu dem anliegenden Walde gekommen sind, steigen Sie ab unter dem Vorwande, daß an dem Geschirr etwas zerrissen sei; mit einigen raschen Sprüngen sind sie dann im Walde verschwunden, und der General kutschirt sich — wohl oder übel — selbst weiter."

Sprachlos vor Staunen blieb Raddas neben mir stehen: dann legte er mir die Hände auf die Schultern und sah mir mit freudeverklärten Blicken in's Gesicht.

"Welch' eine Frau sind Sie!" sagte er endlich tief ergriffen.

Wir rannen Thränen der Rührung und Freude über die Wangen. Ich konnte für einen Augenblick all das Unglück vergessen, welches wir ertragen hatten, und das uns noch bevorstand.

Und wie ein gefangener Löwe seinen Käfig mit unruhigen Schritten durchmiszt, nachdem er wieder einmal von der goldenen Freiheit der Wüste geträumt: so aufgereggt zeigte sich jetzt

Raddas. "Ja fahren will ich den General", rief er, "und ginge es in die Hölle!"

"Nur ruhig, lieber Freund, damit wir uns Alles noch ein Mal ordentlich überlegen können", sagte ich beschwichtigend, und zog ihr zum Sitzen nieder.

Ich beschrieb ihm hierauf die Straßen, welche er bis zu dem bezeichneten Thore zu passieren hatte, damit er sich nicht durch deren Unkenntniß verrathe.

Er mußte dann mit einer Scheere seinen Schnurrbart abschneiden und Johannes Hut und Mantel anprobiren. Sie paßten ihm vortrefflich.

"Ein schönes Kostüm für einen Freiheitshelden!" scherzte Raddas vor den Spiegel tretend. "Aber wenn der Anschlag mißlänge?" fragte er nach einer Weile, als sei ihm plötzlich ein Zweifel aufgetaucht.

"Er scheint mir zu gut angelegt, um dies befürchten zu müssen", entgegnete ich ruhig.

"Möglich! Wenn er aber auch gelingt: was wird aus Ihnen? Werden Sie nicht schon dadurch kompromittirt werden?"

"Nein, denn Niemand außer meinem Manne weiß, daß Sie, von den Franzosen verfolgt, in unserm Hause weilten."

"Hm! Der Senator also weiß darum" — sagte er, und ich sah wohl, daß er ein Bedenken äußern wollte, aber unterdrückte.

"Wer sollte also", fuhr ich fort, "dem General verrathen, daß der Kutscher, welcher ihn draußen im Stiche läßt, ein Geächteter war. Ich gebe vor, Jochen, unser Kutscher, sei plötzlich erkrankt, und da hätte ich einen sich gerade anbietenden Stellvertreter genommen, ohne ihn sonst weiter gekannt zu haben."

Als Raddas durch diese Erklärungen beruhigt schien, begab ich mich wieder nach unserm Wohnzimmer hinüber. Mein Mann wollte eben wie gewöhnlich um diese Zeit ausgehen. Er war sehr einsylbig und schien meine Blicke sowohl, wie eine Unterhaltung mit mir vermeiden zu wollen. Mir war es lieb, ihn das Haus verlassen zu sehen; er brauchte nun nichts von unserm Fluchtplane zu erfahren.

Einen Augenblick in der Küche bei dem Mädchen weilend, warf ich, wie absichtslos die Worte hin: "Der Jochen ist leider krank geworden. Ich war in Verlegenheit um einen Stellvertreter. Da kam gerade ein Bursche, der uns früher manchmal Gemüse gebracht hat. Ihn habe ich gedungen, den General heute zu fahren. Sehe doch Eine von Euch später einmal nach, wie es mit dem Jochen steht!"

Von Raddas nahm ich einen kurzen Abschied.

Er begab sich in den Hof hinunter und zog die Pferde aus dem Stalle, um sie an die Kalesche zu spannen. Eine Viertelstunde später hielt er vor der Thür, den Mantelkragen hoch aufgeschlagen — wegen des rauhen nebeligen Morgens konnte man glauben, von seinem ganzen Kopfe war kaum mehr als die Nase sichtbar.

Ich stellte mich mit hochklopfendem Herzen ans Fenster. Der General trat alsbald aus der Thür und bestieg den Wagen in Begleitung seines inzwischen angekommenen Adjutanten. Er sah zu den Fenstern empor und grüßte mich sehr verbindlich. Raddas saß ganz steif auf seinem Boock und klatschte nur mitunter ein Mal ganz harmlos mit der Peitsche, da die Pferde sehr unruhig waren, er schielte aber auch zuweilen, ohne indeß eine Miene zu verziehen, zu meinem Fenster empor.

Ich war gewiß, daß der General keine Ahnung von der wahren Persönlichkeit seines Kutschers hatte. Derselbe lehrte ihm den Rücken zu, und der General hatte ihn wohl kaum angesehen. Uebrigens war ihm Raddas sonst persönlich ganz unbekannt. Der General hatte ihn zwar an jenem Nachmittage seiner Ankunft gesehen, aber nur ganz flüchtig im Halbdunkel und ohne allen Argwohn, da ich ja auf seine Frage, wer er sei, geantwortet hatte: „ein Freund unseres Hauses.“

„En avant!“ rief der General jetzt dem Kutscher zu, nachdem man sich zurechtgesetzt hatte. Fort rollte der Wagen — und mir zugleich ein schwerer Stein vom Herzen.

Am Fenster stehen bleibend, nahm ich die Uhr zur Hand und zählte, nicht ohne große Beklemmung, die Minuten ab. Ich legte das Ohr an die Fensterscheiben, als ob ich etwas von dem in solcher Ferne Vorgehenden vernehmen könne. Alles blieb ruhig. Endlich athmete ich freier auf. — „Jetzt müssen sie draußen vor dem Thore sein — zwischen den Gärten — auf der Chaussee.“

Unwillkürlich falteten sich meine Hände, und ich blieb noch eine Zeit lang sinnend stehen.

„Was ist das?“ rief ich aber, plötzlich emporgeschreckt durch das Rollen eines Wagens, der um die nächste Ecke bog. Ehe ich mich nur recht besinnen konnte, sah ich schon unsere Pferde, unsern Wagen auf das Haus zukommen — neben Raddas auf dem Kutscherboock noch eine vierte Person, einen französischen Soldaten!

„Es ist vorbei!“ sagte ich tonlos, wie Jemand, der sein nicht erwartetes Todesurtheil vernimmt. Das ist meines Freundes Fahrt nach dem Richtplatze! —

(Fortsetzung folgt.)

Es reut mich nicht.

(Aus dem „Fürther Erzähler.“)

Viel reut mich einst an meines Grabes Pforte
Im Blick auf meinen irren Pilgerlauf,
In Schaaren steh'n Gedanken, Werke, Worte
Als Kläger wider meine Seele auf,
Mein Fleh'n, wenn mich des Richters Blick
durchflammt,

Ist: Herr, geh' mit dem Knecht nicht in's
Gericht!

Doch manches, Freunde, was ihr streng ver-
dammet,

— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Spruch, den schonend ich ge-
sprochen,

Wo man den Bruder auf der Waage wog,
Wenn ich gehofft, wo ihr den Stab gebrochen,
Und Honig fand, wo Gift ein Anderer sog,
Und war zu mild mein Spruch, zu kühn mein
Hoffen,

Im Himmel sitzt Er, der das Urtheil spricht,
Auch mir bleibt nur ein Gnadenpförtlein offen:
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Weg, d'rein sich mein Geist
vertiefte

Im ernsten Dienst gestrenger Wissenschaft,
Wenn ich, dieweil ihr schließt, die Flügel prüfte
Der angeborenen, gottgeschenkten Kraft,
Und war's ein Umweg, der nach heißen Stunden
Zurück erst führte zu dem ew'gen Licht!

Wer recht gesucht, nur der hat recht gefunden:
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Lied, in Fremdestreis gesungen,
Wie still genossen unter Busch und Baum,
Wenn von der Dichtung Zauberband um-
schlungen

Mein Haupt umfloß ein kurzer goldner Traum;
Und war's nicht immer eine Kirchenweise,
Und war's Homer's Gesang, Shakespeare's
Gedicht:

Im Waldesdom rauscht's auch zu Gottes Preise:
— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Tag, den ich in Thal und Hügeln
Durch meines Gottes schöne Welt geschwärmt,
Umsaust im Sturm von seiner Allmacht Flügeln,
In Sonnenschein von seiner Huld gewärmt,
Und war's kein Gottesdienst im Kirchenstuhle,
Und war's kein Tagewerk im Joch der Pflicht:
Auch auf den Bergen hält mein Heiland Schule;

— Es reut mich nicht.

Mich reut kein Scherlein, das am Weg der
Arme,

Im Bett ein Kranker — ungeprüft — empfing,
Daß durch ein Antlitz, trüb und bleich vom
Harme,

Wie Sonnenblitz ein flüchtig Lächeln ging,
Und warf ich manchmal auch mein Brod in's
Wasser,

Gott selbst im Himmel füttert manchen Wicht;
Mich macht ein Schelm noch nicht zum Men-
schenhasser,

— Es reut mich nicht.

Mich reut die Thräne nicht, die mir entlossen
Bei fremdem Schmerze, wie bei eig'nem Weh',
Wo Andre männlicher ihr Herz verschlossen
Und kühler standen auf des Glaubens Höh';
Und ist's noch menschlich, daß der Menschheit
Jammer

Mein Aug' mir feuchtet und mein Herze bricht:
Herr Jesus weint' an einer Grabeskammer;
— Es reut mich nicht.

Daß ich den Herrn verkannt auf tausend Pfaden,
Wo liebend mir sein Geist entgegenkam,
Daß ich vergrub so manches Pfund der Gnaden,
Das, Freunde, reuet mich und ist mein Gram;
Doch, daß ich auch als Christ ein Mensch ge-
blieben,

Und lech, was menschlich, faßte in's Gesicht,
Ein Mensch im Dulden, Glauben, Hoffen, Lieben,
— Es reut mich nicht.

Allerlei.

Ein kleines Erlebnis aus dem letzten Kriege. „Wir waren,“ so erzählt ein preussischer Lieutenant, „mit klingendem Spiele eines schönen Abends in ein böhmisches Städtchen eingerückt, und wie ein dürstender Hirsch nach frischem Wasser schreit, sehnte sich meine hungrige Seele nach einem guten Quartier und soliden Abendbrot. Bald sah ich auch meinen sehnlichen Wunsch erfüllt und steuerte direkt auf ein Häuschen los, das sich durch sauberen Anstrich vor seinen Nachbarn vortheilhaft auszeichnete. Ein junges Tischler-Ghepaar, von dem das Haus allein bewohnt ward, nahm mich freundlich auf und erquickte mich, was die Hauptsache war, mit einem gediegenem Abendbrot. Um jedoch das Städtchen, dem wir morgen schon wieder Adieu sagen sollten, wenigstens etwas kennen zu lernen, wurde auf den matten Beinen noch ein kleiner Spaziergang unternommen, und als ich mich todtmüde zurückschleppte, stand schon der Mond am Himmel. Kaum war ich in's Haus getreten, als ich

meinen gastlichen Wirth, einen Deutschen, bat, mir mein Nachtlager anzuweisen.

„Fürchten Sie sich, Herr Lieutenant?“ fragte er, mich ernst ansehend.

„Ich glaube gar,“ polterte ich heraus, „wie wird sich ein preussischer Soldat fürchten!“

„Auf Ihrem Zimmer stehen nämlich Säрге,“ fuhr der blonde Jünger der edlen Tischlerkunst fort, „und ich pflege im Winter, wenn ich weniger zu thun habe, dergleichen auf Borrath anzuferrigen. Da aber manche Menschen eine abergläubische Scheu haben, in der Nähe von Särgen zu schlafen, so erlaubte ich mir die Frage, mit der ich Sie indessen keineswegs tranken wollte.“

Mein Wirth zündete jetzt ein kurzes Licht an und führte mich auf mein Schlafzimmer, ein niedliches Stübchen, dessen eine Seite Säрге bis zur Decke aufgestapelt einnahmen, und wünschte mir eine gute Nacht.

Beim Anblick der Säрге konnte ich mich eines leichten Schauders nicht erwehren, da wir Soldaten doch dem Tode so nahe standen. Das frisch überzogene Bett lockte indeß nicht vergebens und bald lag ich in den weichen Kissen und sah auf die weißen Säрге, auf die der Mond sein bleiches geisterhaftes Licht warf; ein leichenartiger Firnißgeruch der Säрге erfüllte das ganze Zimmer. Eben als sich der Schlaf mir auf die Augenlider senken wollte, tönte mitten aus den vom geisterhaften Mondlicht beschienenen Särgen ein leises „Ach!“ Mir ward unheimlich zu Muth, sollte das, dachte ich bei mir, nicht vielleicht eine Ahnung sein, daß ein naher Verwandter sehr erkrankt ist, oder etwas Dem ähnliches? Ein abermaliges deutliches „Ach!“ schreckte mich aus meinen Betrachtungen auf und deutlich vernahm ich den Ton aus den Särgen; jetzt brach mir der Angstschweiß aus, und ich zog mir die Decke über die Ohren, um Nichts zu hören und Nichts zu sehen, und erst sehr spät schlief ich ein.

Als ich am andern Morgen erwachte, fiel mir sogleich der Vorfall des vorigen Abends ein, da durchtönte plötzlich dasselbe „Ach!“ das Zimmer, diesmal aber mit einem recht gemüthlichen Gähnen begleitet, und gleich darauf wie zur Bekräftigung schob sich das schlaftrunkene Gesicht des Tischlerjungen zwischen den Särgen hervor und sagte: „Guten Morgen, Herr Lieutenant!“

Am Abend vorher hatte der Junge, um die Bettstelle für mich zu räumen, seine Betten in einen großen Sarg gebracht und dann darin göttlich geschlafen, und er war der Urheber des gespenstischen „Ach!“ gewesen.

Unterhaltungsblatt

zur *Sofer* Zeitung.

Nr. 13.

Mittwoch, den 13. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

Die Kalesche hielt wieder vor der Thür und Raddas klatschte wie ein Kutscher, der die Ankunft seines Wagens melden will.

„Was?“ dachte ich, von einem Strahle der Hoffnung erleuchtet; „er klatscht noch ganz wohl-gemuth! Steht es denn auch wirklich schon so schlimm, als Du fürchtest? Wäre dieser kühne Mann so ruhig wieder ins Gefängniß zurückgekehrt, wenn er nicht hoffte, daß ihn noch etwas Anderes, als der Tod, daraus befreien könnte? Der hätte dann doch eher eine Kompagnie Feinde niedergefahren, als daß er so zahm und ruhig zurückgekehrt wäre!“

Um Alles möglichst schnell zu erfahren, eilte ich — mir selbst kaum bewußt, was ich that — die Treppe hinab. Der General kam mir schon auf der Diele entgegen. Ein Blick in seine freundlichen Züge — und ich war gefaßt. Er glaubte, wie ich später überlegte, gewiß, ich käme herab, um ihn zu empfangen. Deswegen war er auch wohl außerordentlich freundlich, küßte mir die Hand und sagte: „Sie sehen, verehrte Dame, wie man in meiner Stellung oft nicht Herr seines besten Willens ist. Anstatt hinauszufahren auf das Land, um die Quartiere unserer Soldaten zu besuchen und möglichen Unordnungen vorzubeugen — wie ich dies zu können nicht weniger lebhaft wünschte, als Sie — muß ich nun heute, wenigstens Vormittags, in der Stadt bleiben, da mich unterwegs eine Ordonnanz des Marschalls traf, der mich zu einer wichtigen militärischen Konferenz einladen läßt.“

„Ah“, dachte ich beruhigter; „der vierte Mann auf dem Bocke ist also die Ordonnanz, die sogleich wieder zurückgefahren ist.“

„Dann, Herr General, mußten sie freilich das gute Werk aufschieben“, setzte ich laut hinzu, immer mehr Fassung gewinnend.

„Ich hoffe aber, nur auf kurze Zeit!“ entgegnete er, und fügte dann mit einem theilnehmenden Blicke in mein Gesicht, hinzu: „Sie sehen noch immer angegriffen aus, verehrte Dame. Wie sehr bedauere ich, daß die unvermeidlichen

Schrecken des Krieges so nachtheilig auf ihre Gesundheit einwirkten! Suchen Sie sich doch zu beruhigen und ein wenig zu zerstreuen. Kehren Sie diesem Schauplatz der blutigen Ereignisse, wo Alles Sie an das Erduldete erinnert, auf einige Stunden den Rücken; machen Sie eine kleine Spaziersahrt hinaus ins Freie, wo der Frieden der Natur Ihre Nerven umstimmen und Sie selbst mit tröstlichen Gedanken erfüllen wird. Nichts wirkt ja beruhigender auf ein ver-störtes Gemüth, als ländliche Stille und Einsamkeit.“

„Sie haben Recht, Herr General; ich werde Ihren Rath befolgen, und zwar sogleich“, entgegnete ich, von einem kühnen und glücklichen Gedanken erfaßt, den mir der General selbst soeben unbewußt eingegeben hatte.

Er schien sehr erfreut über die Bereitwilligkeit, mit welcher ich auf seine Rathschläge einging.

„Jochen!“ rief ich zur Hausthür hinaus; „da der General verhindert ist, jetzt auszufahren, so werde ich selbst den einmal angespannten Wagen auf eine Stunde benutzen. Halte also einen Augenblick, ich bin sogleich bereit.“

Ohne sich nur umzusehen, nickte Raddas bejahend vom Bocke und klatschte wieder lustig.

Rasch eilte ich auf mein Zimmer, machte schnell ein wenig Toilette, ergriff Hut und Mantel und steckte eine volle Börse zu mir. Nach wenigen Minuten war ich wieder unten und stieg, als ob es wirklich nur einer Spaziersahrt gelte, scheinbar gleichmüthigen Sinnes in den Wagen, unterstützt dabei von dem General, der in der Thür auf mich gewartet hatte.

„Wie doch die Aufregung noch durch alle Ihre Glieder zittert, meine Dame!“ bemerkte er, indem er zögerte, meine Hand fahren zu lassen, und während der falsche Jochen, wahrscheinlich aus Ungeduld, klatschte und sich stellte, als könne er die unruhigen Pferde kaum noch im Stehen erhalten.

„Nun ich hoffe, Sie kehren beruhigter nach Hause. Also — bon voyage, Madame!“ schloß der General, und trat vom Wagenschlage zurück.

Und fort rollte der Schicksalswagen meines Freundes zum zweiten Male. Ich fühlte

mich merkwürdig sicher, weil ich mich in der Gesellschaft eines Mannes befand, dessen Unverzagtheit und Ergebenheit ich schon erprobt hatte.

Im scharfen Trabe ging es dem Thore zu. Da ich mich für den nun eingetretenen Fall mit Naddas nicht verabredet hatte, und auch jetzt nicht mehr verständigen konnte, so beschloß ich, genau auf alle seine Mienen und Bewegungen zu achten, um in seine etwaigen Pläne einzugehen und dieselben unterstützen zu können.

Als wir vor der Thormache ankamen, trat ein Sergeant heraus und winkte uns zu halten.

„Wer und wohin?“ fragte er, sich dem Wagen nähernd.

„Die Frau des Senators Brookmann“, entgegnete ich so unbefangen wie möglich. „Ich will eine kleine Spazierfahrt machen.“

„Frau Senatorin Brookmann — sagen Sie?“ wiederholte der Sergeant, die Augenbraunen bedeutungsvoll in die Höhe ziehend. „Hm! Ist das nicht gerade der Name, der mir soeben —“ Dabei zog er eine Brieftasche heraus und überflog ein aufgeschlagenes Blatt derselben.

Wieder aufblickend und die Achseln zuckend, fuhr er fort: „Bedauere sehr Sie nicht passiren lassen zu können, und bitte, wieder umzukehren.“

Wie versteinert saß ich da. „Von wem“, dachte ich in tiefster Bestürzung, „kann diese augenscheinlich soeben erst erfolgte Anzeige gemacht sein? Doch nur von meinem Manne!“ Ich fühlte, wie sich dieser Gedanke gleich der Spitze eines Dolches in mein Herz bohnte.

Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Endlich sagte ich: „Ich will ja nur eine Spazierfahrt machen. In einer Stunde bin ich wieder zurück. Welche Bedenken kann dies haben?“

„Bedauere, auch dies nicht gestatten zu können“, wiederholte der Sergeant fest und bestimmt.

Naddas klatschte wieder, und ich merkte wohl, daß er nicht übel Lust habe, vor der Nase der Wache vorbei durchs Thor zu stürmen. Aber am Ausgange desselben blinkten an beiden Seiten ein Bayonnet — das machte diesen Versuch sehr gefährlich, wenn nicht geradezu unmöglich.

Ich griff nach meiner Börse, zog aber die Hand wieder zurück, weil ich bedachte, daß wir dann sicher verrathen und verloren wären, wenn sie zurückgewiesen würde. Und dies war zu befürchten, weil sich der Sergeant von seinen Kameraden beobachtet sah. Auch schien Naddas

einen andern Plan zu haben, denn er wendete sich jetzt ein wenig vom Bocke zurück und sagte auf Plattdeutsch, weil hier kein Dienender Hochdeutsch spricht: „De Piere trecket nich giern torügg, un de Strate is to small; wie moetet bluten den Dare ümdrein.“

Ich verdolmetschte dem Sergeanten: „Die Pferde ziehen nicht gern rückwärts, und die Straße ist zu schmal, wir müssen außerhalb des Thores umdrehen.“

„C'est bien! J'en suis content; gut ich bin es zufrieden“, entgegnete derselbe, an die Pferde vortretend und das Handpferd in die Zügel nehmend, um sich derselben unter allen Umständen zu versichern.

Ich war während alle Dem mehr todt als lebend. So fuhren wir durch das Gewölbe des Thores hindurch, an den beiden Außenposten vorüber. Etwa zehn Schritte von demselben entfernt, will der Sergeant die Pferde eine Wendung zum Umkehren machen lassen. Aber in diesem Augenblicke haut Naddas plötzlich so gewaltig auf die Pferde ein, daß die edlen Thiere mit einem mächtigen Ruck und ein paar wilden Säßen den Sergeanten zur Seite schleudern und wie eine Windsbraut vorwärts stürmen. — Zwei Schüsse werden uns nachgefeuert; und ich höre eine Kugel an unsem Köpfen vorübersausen; ich komme jetzt zum Bewußtsein Dessen was vorging.

„Hui!“ ruft Naddas, sich umkehrend und mit wild leuchtenden Blicken die Peitsche wie eine Fahne schwingend; — „eine Abschiedsalve! — Spart doch Euer Pulver, bis Ihr es nothwendiger braucht!“

Er war übrigens vorzugeweise den Kugeln ausgezekt gewesen; denn ich, im Fond des Wagens, konnte nicht so leicht getroffen werden.

„Nun wollen wir sehen“, ruft er mir zu, die Pferde immer zu rasender Eile antreibend, „ob Ihre Braunen den guten Ruf der mecklenburger Race aufrecht erhalten. Ich glaube gewiß, die Franzosen werden noch ein kleines Wettrennen mit uns veranstalten. Der Wald ist das Ziel; — wenn wir ihnen bis dahin nur um einige Pferdelängen voraus bleiben!“

Es wahrte nicht lange, so hörten wir in einiger Entfernung hinter uns wilde Rufe und Pferdegetrapp.

Naddas sah sich um.

„Ah! Da sind ja die Franzosen! Sie wollen uns gern noch Adieu sagen. Da dürfen wir es auch nicht an einem Gegengruße fehlen lassen!“

Mit diesen Worten zieht er ein paar Pistolen aus seiner Jagdtasche unter dem Man-

tel hervor und legt sie mit gespannten Säbuen neben sich auf den Sitz. Auch seine Büchse bringt er jetzt aus der Tiefe des Kutschersitzes hervor und stellte sie neben sich.

„Kein Blut, Raddas! — Kein Blut!“ rufe ich ihm flehend zu.

„Nur wenn sie im Verfolgen zu hitzig sind, werde ich ihnen zur Ader lassen;“ tönt es zurück.

In diesem wild aufflammenden Muth war Raddas wunderbar schön, sein Gesicht von einem himmlisch heitern Scheine verklärt.

So sind wir wohl fünf Minuten lang gefahren. Mich umzusehen, wagte ich gar nicht. Aber man kann schon an dem Hufschlage der Pferde bemerken, daß die Entfernung zwischen uns und unseren Verfolgern sich verringert. Zum Glück haben wir nur noch wenige Minuten bis zu dem Walde und dem dichten Gebüsch, die sich zu beiden Seiten der Chaussée ausbreiten.

Als wir beinahe zu dieser Stelle gekommen sind, wendet sich Raddas um, die Pferde immer zu vollem Laufe antreibend.

„Bier Mann, sehr gut beritten, sind uns auf den Fersen“, sagt er in fliegender Hast.

„Einer davon wird uns sogar bald in den Wagen hereingucken. Unsere Braunen halten nicht aus — man kann schneller reiten als fahren. — Hier müssen wir aussteigen und uns in den Wald flüchten; dahin können uns die Reiter nicht folgen. Ehe sie absteigen und zu suchen anfangen — haben wir uns im Dickicht verloren. Im Nothfalle kann ich uns auch dort gegen alle Bier besser vertheidigen. Es ist ein schlimmer Weg, aber ich sehe keine andere Rettung.“

„Nein, nein!“ rufe ich in höchster Bestürzung; „so habe ichs nicht gemeint. Flüchten Sie allein, ich bleibe hier. Man wird mir nichts anhaben können — ich rede mich heraus. Ich habe Sie nicht gekannt und bin willenlos in Ihre Flucht verwickelt worden.“

„Man wird Sie mißhandeln“, wendet Raddas ein.

„Flüchten Sie, Raddas, allein! Schnell — schnell, ehe es zu spät ist.“

„So bleibe ich auch.“

Und mit diesen Worten mäßigt er den Lauf der Pferde. Einen Augenblick später aber sprengt der vorderste von unseren Verfolgern nahe an den Wagen heran und ruft, den Säbel schwingend, unaufhörlich: „Halt, halt!“

Raddas treibt die Pferde wieder an. Aber ein Vorsprung ist nicht wieder zu gewinnen. Der Reiter bleibt nur um ein

Beniges zurück, uns zur Seite. Seiner Pferde die Sporen gebend, ist er mit zwei mächtigen Säben plötzlich am Vorderrade des Wagens und will auf Raddas einhauen. Meine Angstrufe mischen sich in die Flüche des Reiters.

Da ergreift Raddas ein Pistol und richtet es auf denselben. Dieser hat die plötzliche Gegenwehr nicht vermuthet, denn er reißt im Nu so gewaltig in den Zügel seines Pferdes, daß es sich hoch aufbäumt, rückwärts geht und sammt dem Reiter in den tiefen Chausséeegraben stürzt.

„Den wären wir vorläufig los. Nun rasch absteigen!“ ruft Raddas dringend.

„Ich will nicht, ich kann nicht.“ Silen Sie in den Wald!“

„Ohne Sie? — Nein!“

Ein kurzes Schweigen; er hält die Pferde wieder an.

„Aber so fliehen Sie doch, Raddas! Ich handle im Einverständnisse mit dem General. Er hat mir seinen Schutz versprochen. Offen konnte er nicht helfen“, rufe ich, von der Hoffnung verführt, durch diese Unwahrheit den hartnäckigen und mir doch so theuern Mann gerettet zu sehen.

„Ist es wahr? — Doch Sie können nicht lügen. Leben Sie wohl! Auf Wiedersehen!“

Im Nu hat er den Mantel abgeworfen, Büchse und Pistolen ergriffen und den Hut gegen seine Mütze vertauscht. Er springt vom Wagen hinab, nachdem er mir die Zügel der Pferde zugeworfen und ihren Lauf gemäßiget. Dann eilt er über die Chaussée, setzt über einen breiten, mit Wasser gefüllten Graben und ist im nächsten Augenblick hinter einem großen, dichten Gestrüpp verschwunden, das ihn fürs Erste allen Verfolgungen der Reiter entückt.

Aber er eilt nicht weiter. Ich sehe den Lauf seiner Büchse durch die Zweige bliaken. In der Gewißheit, mich noch in der Schußweite seines Gewehres zu befinden, höre ich mit weniger Angst, als vorher, die Verfolger herankommen.

Es waren Chevauxlegers. Sie schienen sehr erstaunt, mich allein im Wagen zu finden. Entweder wußten sie gar nicht, auf wen der Fang eigentlich abgesehen war, oder sie hielten jede weitere Verfolgung des Flüchtigen für nutzlos, oder sie erriethen vielleicht auch, daß derselbe im Hinterhalte liege, kurz, sie ersuchten mich ziemlich höflich, nach der Stadt umzukehren.

Einer von ihnen stieg ab, gab die Zügel seines Pferdes einem Andern und setzte sich auf

den Kutschbock, um den Wagen selbst zu lenken. Die beiden Anderen folgten. Nachdem wir eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, zeigte sich auch jener in den Chausseeegraben gestürzte Reiter wieder. Er hinkte, wahrscheinlich in Folge einer Verstauchung, hinter seinem Pferde her."

(Fortsetzung folgt.)

Du fragst, warum ich weine?

Wer ist, ihn auszusprechen
Den tiefen, herben Schmerz,
Wenn man im Tod sieht brechen
Das treue Mutterherz; —

Wenn nach dem letzten Seufzer
Das Mutteraug' sich schließt,
Das uns mit gleicher Liebe
Im Glück und Leid begrüßt; —

Wenn unter'm Todestampfe
Die Mutterhand erbebt,
Die Hand, die ohn' Ermüden
Für uns geschafft, gewebt;

Die Hand, die uns getragen,
Die Hand, die uns gepflegt,
Die uns in Krankheitstagen
Den Pfühl zurecht gelegt,

Die in der Gluth des Fiebers
Den matten Leib erfrischt,
Die Hand, die manche Thräne
Bom Auge uns gewischt! —

Du fragst, warum ich weine?
O, wirst mich nun versteh'n:
Ich hab im Todtenschreine
Das Mutterherz geseh'n! —

Allerlei.

(Originelle Brutalität.) Man liest im Droit: Ein gewisser Schuster S., wohnhaft rue Riquel in Billette, war ein Mensch von heftigem und brutalem Charakter. Der Trunksucht ergeben, malträtirte er seine unglückliche Frau auf die grausamste Weise, wenn sie sich weigerte ihm ihr sauer verdientes Geld

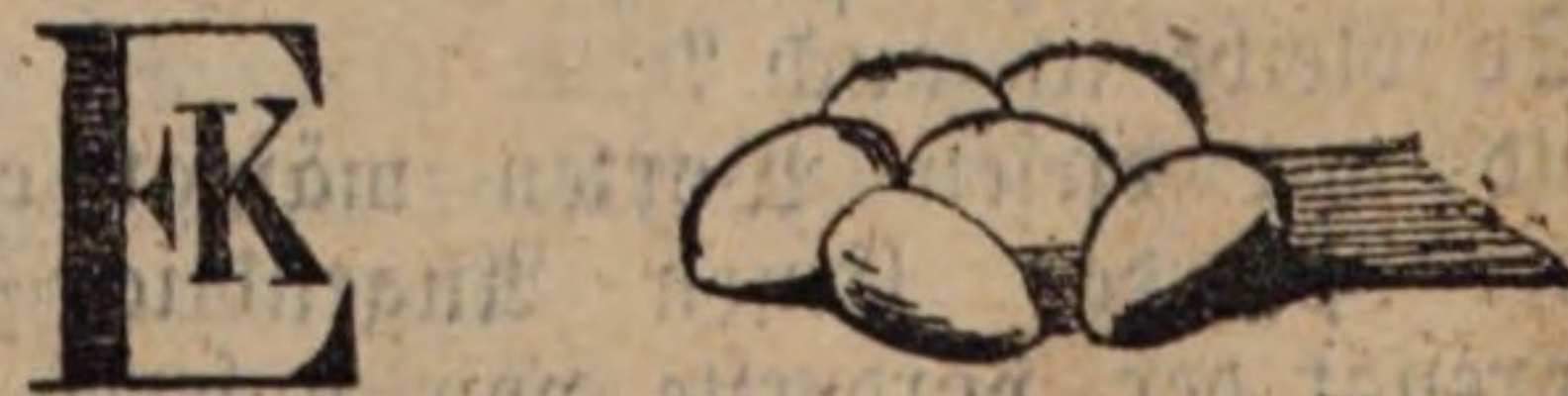
zu geben, um seinem heillosen Gange zu fröhnen. Montags aber fand eine heftigere Scene dieser Art als jemals zwischen den Gatten statt. — J. warf seine Frau auf den Boden, setzte ihr ein Knie auf die Brust und versuchte sie zu erwürgen. Du weigerst Dich mir Geld zum Trinken zu geben — schrie er — Du bist Ursache, daß ich zu Grunde gehe, aber Du sollst wenigstens Zeuge meines Todes sein, und ich will daß Dich meine letzten Grimassen zittern machen.

Von der Drohung zur Ausführung schreitend, band er ihr die Füße und die Hände derart, daß sie sich nicht bewegen konnte und, um ihre Hilferufe zu verhindern, schlang er eine Serviette um ihren Kopf, die er in ihren Mund stopfte. Zu gleicher Zeit legte er ein Tranchirmesser zurecht und drohte ihr den Tod bei dem geringsten Versuch, sich ihrer Fesseln zu entledigen.

Nach diesen Vorsichtsmaßregeln begann er die nöthigen Vorbereitungen, um sich an einem starken Nagel aufzuhängen, den er in den Plafond schlug. Während dieser Zurüstung nahm er Rum, und man vermuthet, daß er wohl an fünfzehn „petits verres“ hinuntergestürzt.

Endlich hing er sich auf, und er hatte seinen Calcul so richtig getroffen, daß er sich nach beendigter Operation in seiner schrecklichen Agonie gegenüber seiner unglücklichen Frau befand, die bei diesem schrecklichen Schauspiel glücklicherweise ohnmächtig wurde. Als sie wieder zu sich kam, gelang es ihr nach und nach sich des Tuches zu entledigen, das ihren Mund bedeckte, um durch ihr Geschrei endlich Hilfe herbeizurufen. Die Nachbarn erschienen, brachen die Thüre ein und befreiten sie.

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels in Nr. 2:

Was im Leben uns verdrießt,
Man im Bilde gern genießt.

Gothe.

Unterhaltungsblatt

zur *Sofor Zeitung*.

Nr. 14.

Sonnabend, den 16. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

VI.

„Von französischen Soldaten escortirt, kam ich in die Stadt zurück“, erzählte Meta weiter. „Die Braunen gingen im Schritt, mit dampfenden Weichen und niederhängenden Köpfen. Ich jah still vor mich hin.“

Unser Aufzug machte natürlich ein nicht geringes Aufsehen, trotz der außerordentlichen Ereignisse, die man in den letzten Tagen innerhalb der Mauern zu sehen gewohnt war.

Man fuhr vor unserer Wohnung vor. Mein Mann war nicht zu Hause; der General ebenfalls nicht.

Ein herbeigerufener Officier erklärte, mich bis auf Weiteres mit Hausarrest belegen zu müssen, und stellte zwei Wachen, eine an der Treppe, eine auf dem Corridor vor meinem Zimmer auf.

Ich aber schloß mich in dasselbe ein und warf mich auf die Kniee, das Gesicht in die Sophasissen gedrückt, und weinte vor Aufregung, vor Angst, vor Verwirrung und vor — ja ich glaube — vor Seligkeit, wie ich sie so himmlisch und süß noch niemals empfunden hatte.“

Die Erzählerin schwieg und schloß das feuchtschimmernde Auge, als ob ihre letzten Worte sie in ein wunderbares Traumleben versetzt hätten.

Es war inzwischen Abend geworden, und die Mondichel stieg glänzend am Horizonte empor. Ein weicher silberner Dufte lag über die stille Haide und das mummelnde Meer ausgebreitet.

Meta erhob sich und stützte sich, wie in tiefer Ermüdung, auf Arnolds Arm, indem sie unverwandt auf die unermessliche Flut hinauschaute.

Arnold wagte das Schweigen nicht zu brechen. Er fühlte sich erdrückt von der Last der eben vernommenen Begebenheiten. Was konnte er noch in dem Leben einer Frau sein, die so außerordentliche Schicksale gehabt und

durch dieselben mit Männern, wie Maddas und dem General verbunden war! Er kam sich mit seiner thatlosen Niedergeschlagenheit über seine eigenen Verluste so klein und unbedeutend vor neben jenen gewaltigen Ereignissen und diesen glänzenden Persönlichkeiten, daß er, von immer tiefer nagender Eifersucht erfaßt, auf Pläne sann, wie er sich dennoch dieses Weib erhalten könne; denn sein müsse sie werden — leben könne er nicht mehr ohne sie: — darüber war er mit sich einig. Er hätte sie freilich lieber offen gewonnen; aber da er sich nach der Vergangenheit Metas dazu nicht mehr fähig fühlte, so war er entschlossen, es auf andere Weise zu erreichen.

„Lassen Sie uns heimkehren, Arnold“, hob Meta jetzt wieder an; „es ist schon spät geworden.“

„Und soll ich das Ende ihrer Geschichte noch nicht erfahren?“ wagte er zu fragen.

„Heute nicht. Ich fühle mich zu angegriffen und aufgeregert durch diese Erinnerungen. — Ist übrigens in den letzten Tagen nichts an den Strand angetrieben worden?“ fügte sie leise hinzu.

„Nichts, das ich wüßte“, versetzte Arnold ziemlich unmuthig.

„So hat ihn wohl der Schoos des Meeres aufgenommen, und diese Wellen sind über sein Grab hinweggerollt!“

Meta sagte es in dumpfer Resignation. Arnold wollte durch einen flüchtigen Blick ihre Mienen erforschen, aber es war bereits zu dunkel und ihr Gesicht in weiche, unbestimmte Schatten gehüllt.

Beide traten schweigend den Rückweg an.

Als sich Arnold nach einer schlaflosen Nacht am andern Morgen erhob, war sein Entschluß gefaßt. Sobald er von der Mutter erfuhr, daß Meta bereits wach sei, ließ er sie um eine Unterredung bitten.

Er fand sie, etwas bleich, mit einem still melancholischen Ausdrücke am Fenster in einem Lehnstuhle sitzend und damit beschäftigt, etwas an dem einzigen Anzuge auszubessern, den sie hier besaß. Sie trug inzwischen über ihrem weißen Rocke ein großes, ganz unmodisches

Tuch von Arnolds Mutter. Aber wie reizend sah sie in dieser einfachen Toilette aus! Den jungen Schiffscapitän überrieselte bei ihrem Anblicke ein leidenschaftliches Entzücken, das er kaum zu verbergen wußte.

„Meta“, hob er mit gedämpfter, beinahe trauriger Stimme an; „ich habe mir in dieser Nacht Alles überlegt; wir müssen eine kleine Seereise machen.“

Arnold glaubte sich nun jene vertrauliche Anrede erlauben zu können, nachdem sich ihm Meta gestern so freundschaftlich genähert hatte.

„Wie?“ fragte sie erschrocken, die tiefbraunen Augen zu ihm emporhebend. „Eine Seereise sagen Sie? Bin ich doch kaum dem tückischen Elemente entronnen und soll mich ihm nun sogleich wieder anvertrauen?“

„Unter meiner Leitung und bei diesem stillen Wetter haben Sie nichts zu befürchten“, entgegnete Arnold.

„O, das ist mir schon ein Mal versichert worden, und doch kam es ganz anders.“

„Sehen Sie selbst hinaus, um sich zu überzeugen, wie ruhig die See ist!“ sagte Arnold und trat, gleichsam wie zur Beobachtung des Wetters, neben Metas Stuhl ans Fenster. — „Sehen Sie“, fuhr er, in dieser Stellung verharrend fort, „wie mild und klar der Sonnenschein auf dem Brink (dem Rasenplatz vor dem Hause) liegt; wie der Horizont so wolkenlos und tief blau ist, daß man kaum die Linie unterscheiden kann, wo er die azurene Fläche des Meeres berührt.“

„Aber dort die hohen Dünen!“ entgegnete Meta, nun auch hinausblickend; „sie kommen mir mit ihren weiß schimmernden Rücken und Wellenlinien vor, wie große schuppige Seeungeheuer, die sich jetzt am Ufer sonnen, aber im nächsten Augenblicke wieder in das Meer hinab gewälzt werden können.“

Arnold lächelte, wie über die grundlose Furcht eines Kindes.

„Ich versichere Sie, Meta, ich bringe Sie so ungefährdet hinüber, als hätten Sie die festen Dielen dieser Stube unter den Füßen.“

„Aber wohin wollen wir denn? Und warum muß ich überhaupt von hier fort?“ fragte Meta nach längerem Schweigen sehr niedergeschlagen.

„Ich erinnere Sie daran, daß ja das erste Wort war, das sie nach Ihrem Wiedererwachen aussprachen: Sie wollten im Verborgenen bleiben.“

„Ja, ja!“ rief Meta, wie von einer plötzlichen Angst ergriffen. „Bin ich das hier nicht?“

„Benigstens sind Sie vor einer Entdeckung durch die Franzosen hier nicht sicher, und diese haben Sie doch, wie ich nach Ihren

gestrigen Mittheilungen schließen muß, am meisten zu fürchten.“

Wie von einer Natter gestochen fuhr Meta empor und faßte Arnolds Arm, als suche sie nach einem Schutze, einer Stütze.

„Die Bonapartisten sind auch hier, auf dieser einsamen Insel, zu fürchten?“ fragte sie in ängstlicher Jact.

„Leider; denn es giebt hier französische Douaniers, welche nichts Anderes zu thun haben, als überall umher zu schnüffeln. Sie würden bald herausbekommen, daß sich die Insassen dieses einzelnen, freiliegenden und sonst so einsamen Hauses um eine Person vermehrt haben.“

„Das würden sie? Und dann erstatten sie Bericht darüber?“ fragte Meta in steigender Angst.

„Freilich; denn sie sind noch mehr Spione, als Zollbeamte.“

„Um Gottes Willen! So lassen Sie uns eilen, daß wir von hier fortkommen; denn ich habe von diesen Fremden mehr noch zu befürchten, als Sie glauben, Arnold. Sobald ich zur Ruhe gekommen bin, sollen Sie Alles aus meinem Leben erfahren. Jetzt sagen Sie nur, was ich thun soll!“

„Ich habe eine Schwester, die drüben an der pommerischen Küste an einen Wutspächter verheirathet ist. Sie bewohnen einen allein liegenden Hof, ein geräumiges Haus, rings umgeben von Gärten und weitläufigen Wirthschaftsgebäuden. Dort würden Sie vollkommen sicher sein. Bei dem Gesinde und vor Fremden gäbe man Sie für eine Verwandte der Familie aus! Niemand würde einen Argwohn gegen Sie haben; kurz, dort könnten Sie mit Bequemlichkeit in tiefster Stille und Zurückgezogenheit leben und diejenigen Maßregeln überlegen und einleiten, die etwa zu ergreifen wären. Meine Schwester — das kann ich im voraus versichern — würde sich außerordentlich über einen so angenehmen Zuwachs ihres Familientreises freuen.“

„Ist es eine lange Fahrt dahin?“
„Nein; sie nimmt, selbst wenn der Wind so stille wie jetzt bleibt, höchstens drei bis vier Stunden in Anspruch.“

„Gut; wie ich dort sicherer bin, als hier, so bedenke ich mich keinen Augenblick“, entgegnete Meta, „vorausgesetzt, daß ich Ihrer Schwester nicht beschwerlich falle. Ich wünsche nur, einmal Gelegenheit zu haben, mich Ihnen und Ihrer Familie für die so gütige Gastfreundschaft dankbar erweisen zu können.“

„Indes gilt es keine Zeit zu verlieren“, drängte Arnold weiter, hoch erfreut, daß sein Plan so rasch zu gelingen schien. „Ich habe

Grund, einem Douanier zu mißtrauen, welcher schon an dem ersten Tage, wo Sie sich hier befanden, mich in verdächtiger Weise auszuforschen suchte."

Davon, daß auch ein Lootse dasselbe gethan, sagte Arnold nichts, aus Furcht, dies könne vielleicht eine andere Wirkung, als die beabsichtigte, auf Meta hervorbringen; denn er selbst war noch ganz im Unklaren über die Beziehung, in welcher dieser Lootse zu Meta etwa stehen könne. Vielleicht in gar keiner; aber sein Mißtrauen warnte ihn vor demselben. Daß der Douanier ihn zunächst im Verdachte des Paschens gehabt habe, nahm Arnold mit ziemlicher Gewißheit an.

"Machen Sie sich also fertig. Ich besorge ein Boot und in einer Stunde können wir abfahren."

"Mich fertig zu machen, wird wenig Zeit in Anspruch nehmen", jagte Meta mit einem traurigen Lächeln auf ihr einziges Kleid.

"Auch in dieser Beziehung werde ich drüben besser Rath schaffen können, als hier, wo die nächsten Städte, Bergen und Stralsund, immer noch sehr abgelegen sind", tröstete Arnold.

Eine Stunde später nahm Meta den herzlichsten Abschied von Arnolds Mutter, indem sie die Hoffnung aussprach, dieselbe bald wieder zu sehen.

Meta und Arnold begaben sich nach einer kleinen Bucht am nahen Strande, wo etwa fünfzehn Schritte vom Ufer ein hübsches kleines Boot lag. Drinnen saß ein graubärtiger Fischer, bedeckt mit einem Filze, dessen breite Krämpen nach unten geschlagen waren. Arnolds großer Hund schwamm sogleich hinüber. Der Strand war leicht und von Felsblöcken übersät und hinderte daher das Boot, sich mehr zu nähern.

Meta konnte nicht anders in dasselbe gelangen, als wenn sie sich hinein tragen ließ. Arnold hatte heute ein Paar hohe, weit über das Knie gestreifte Wasserstiefeln angezogen. Er beugte sich nieder und nahm Meta auf den rechten Arm, während sie, um ihm die Last zu erleichtern und mehr Halt zu haben, ihren linken Arm um seinen Hals legte, und sich nach seinem Kopfe hinneigte.

So watele Arnold mit der süßen Last durch die flache See dem Boote langsam zu.

Wie lebhaft mußte er nun jenes Morgens gedenken, an welchem er sie scheinbar todt aus den Wellen herausgefischt und nach Hause getragen hatte! Und was war sie ihm in diesen wenigen Tagen geworden? Eine Perle, an deren Besitze — wie er meinte — sein Leben hing!

Während der alte Fischer die Segel bediente, setzte sich Arnold ans Steuer; ihm

gegenüber nahm Meta Platz. Eine leichte Brise blähte die Segel, und das Boot durchschnitt in sanft wiegender Bewegung die grünblau Fläche.

Sie fuhren in südwestlicher Richtung der ausdämmernden pommerschen Küste zu. Zur Linken lag die grüne Insel Rügen, in der Mitte überragt von dem Rugard und den darauf gelegenen weiß schimmernden Häusern der kleinen Stadt Bergen. Weiter nach Süden hinob erhoben sich die hohen Zinnen des alten Stralsund, gleich sausten Linien an dem Horizont hingehaucht. Zur Rechten hatten sie das weite offene Meer, weiter hinab die lange, schmale, öde Halbinsel „den Dars“, und hart daran stoßend die ebenso öde Insel Zingst, deren dichter Nadelholzwald auf der Meeresfläche zu schwimmen schien: so tief liegt der Boden, so niedrig sind die Ufer, auf welchen die Bäume stehen. Zwischen diesen Inseln und dem festen Lande schimmerte, gleich einem glänzenden Silberstreifen, das Binnenwasser, eine Inwiehl hervor.

"Ist dies nun dasselbe Meer, dessen Schrecken ich kennen gelernt habe?" fragte Meta, den Blick von dieser herrlichen Umschau auf Arnold zurückwendend.

(Fortsetzung folgt.)

November.

Alle Schleusen stehen offen
Und wir sind ins Haus gebannt:
Rahl und sumpfig liegt das Land,
Keine Freude ist zu hoffen
In dem Freien; Weg und Steg
Ueberfluthet's; dunkelgrau
Ist der Himmel; Tag und Nacht
Strömt's hernieder traurig träg.
Aber trautgesellig wacht
Schon die Flamme im Kamine,
Daß sie uns zum Troste diene,
Wo's in Märchen und in Sagen
Träumer von den goldnen Tagen.

Allerlei.

(Ein toller Schwindel) ist jüngst in London passirt. Ein dortiger Schneider besaß

eine Tochter, welche längere Zeit an der Schwindsucht litt, so daß ihrer Auflösung mit Bestimmtheit entgegengesehen wurde. Endlich starb sie und wurde, mit Blumen bekränzt und wie eine Braut geschmückt, in den Sarg gelegt und zu Grabe getragen. Da eines Abends sitzt die Schneidervfamilie bei Tisch, und noch fließen Thränen über den Tod der so früh dahin Geschiedenen, als sich plötzlich die Thür öffnet und die Verstorbene lebhaftig eintrat. Nach ihrer Angabe kam sie direkt aus dem Jenseits, und beglaubigte ihre Aussage auch durch genaue Erzählung ihres Verkehrs mit Wallington, dem Prinzen Albert u. s. w., sowie durch anderweite höchst interessante Aufschlüsse. Bald verbreitete sich die Kunde von der Resurrection der Abgeschiedenen, und es dauerte auch nicht lange, bis sich das Publikum drängte, jene Wundergestalt zu besichtigen, um Aufklärung über das zukünftige Leben zu erhalten. Der Schneider, welcher dies Miraculum indessen auszubeuten beabsichtigte, erhob von jedem Wissensbegierigen einen Shilling, wodurch er in kurzer Zeit mehr verdiente, als seine Nadel in Decennien zu schaffen vermochte. Als jedoch die Geschichte immer größere Dimensionen annahm, ja sogar Nankee's aus Amerika hinübergekommen waren, um mit eigenen Augen die Wiederauferstandene zu schauen und sich von Petrus erzählen zu lassen, hielt es die Polizei an der Zeit zum Einschreiten und, was auch vorher anzunehmen gewesen: die ganze Sache entpuppte sich als ein ausgesuchter Schwindel, wobei sich denn auch herausstellte, daß sich das Mädchen, die drei Monate, während welcher es im Sarge gelegen haben sollte, in einem verrufenen Hause aufgehalten hatte. Jedenfalls ist die Betrügerin nur deshalb aus dem Jenseits gekommen, um ins Zuchthaus zu wandern.

(Weggelaufenes Eisenbahngut.)

Jemand wollte seinem Freunde durch die Ueber- sendung zweier Hasen eine Freude bereiten. Um das Maß der Ueberraschung voll zu ma- chen, hat er die Thiere lebend eingefangen, sie an eine Schnur befestigt und ihnen eine in Chloroform getränkte Leinwand noch um den Kopf gebunden, so daß die Gebrüder „Lampe“ seiner Berechnung nach im betäubten Zustande ankommen mußten. Sie wurden auf der Expe- dition in gewöhnlicher Weise behandelt, und jedem derselben eine Frachtgut-Nummer auf den Pelz geklebt. Als auf der letzten Station

einige Gegenstände abgeladen werden sollten, warf der Conducateur auch die beiden Hasen aus dem Waggon. Bei dieser Gelegenheit war die Kopfhüllung des Einen entfernt, und das Thier durch den heftigen Fall aus seiner Lethargie erwacht. Mit aller Krastanstrengung sprang es seldeinwärts, seinen noch immer be- täubten Cameraden mit sich schleppend, während der Conducateur starr vor Entsetzen ihnen nach- sah, und dann die Meldung machte, „daß das Gepäck Nr. 107 und 108 davongelaufen sei“. Am folgenden Tage erhielt der gute Freund zu seiner nicht geringen Bewunderung das Begleitschreiben des Geschenkgebers mit dem amtlichen Bemerkten, daß die Direction wohl für „abhandengekommenes“, nicht aber für „fortgelaufenes Gepäck“ verantwortlich gemacht werden könne.

(Die höflichsten Räuber sind schon von Alters her die spanischen.) Ein Reisender er- zählt, daß er einmal auf einer einsamen Straße von einem dieser Strolche mit den Worten angehalten ward: „Entschuldigen Sie, Sennor; Sie haben meinen Rock an, und auch meine Börse steckt, glaube ich, in Ihrer Tasche. Darf ich Sie vielleicht ganz ergebenst ersuchen, mir Beides unverweilt zurückzugeben?“ — „Ihr irrt Euch, Freund,“ entgegnete der Reisende, indem er zugleich ein doppelläufiges Pistol zog und dem Wegelagerer dicht vor die Nase hielt, „Rock und Börse sind mein und ich gedenke Beides zu behalten.“ — „Sie haben Recht, Sennor“, entgegnete der Räuber; „ich habe mich geirrt. Darf ich Sie aber vielleicht er- suchen, mir Ihren werthen Namen zu nennen, damit ich Sie in mein Gebet einschließen kann?“

(Stoff zu einer Schauer Geschichte.) In der Nähe von Pöltschach bei Marburg in Oesterreich sind drei Brüder, wohlhabende Grund- besitzer, strafgerichtlich eingezogen worden, da sie im Verdachte stehen, ihr Vermögen durch Mordthaten erworben zu haben. Die Nach- forschungen, die bis Ende September fortgesetzt worden, haben zu schauerlichen Entdeckungen geführt; neun menschliche Geirippe sind ausge- graben worden.

Buchstaben-Räthsel.

J S A L

Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 15.

Mittwoch, den 20. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

„Freilich“, entgegnete dieser; „das Meer ist wie unser Herz. Zuweilen scheint es so ruhig und heiter, daß wir nicht begreifen, welche dräuende Leidenschaften in seiner Tiefe schlummern.“

„Ganz recht“, erwiderte Meta; „und Ihre Bemerkung erinnert mich daran, daß ich Ihnen noch die Erzählung der letzten Katastrophe aus meinem Leben schuldig bin. Sie sollen Alles erfahren, Arnold, damit Sie meine Lage richtig beurtheilen, und ich Ihnen und Ihrer Schwester keine völlig räthselhafte Fremde mehr bin.“

„Wir sind Sie keine Fremde mehr, Meta; ich kenne, ich verstehe Sie, als wenn wir uns Jahre lang nahe gestanden hätten.“

„Ich war also in meiner Erzählung“, — hob Meta an, stockte aber sogleich wieder, indem sie mit Kopf und Augen eine lebhaftere Bewegung nach dem Fischer hin machte, der in ihrem Rücken am andern Ende des kleinen Bootes saß.

„Vor ihm, dem Fischer, können wir völlig ungenirt sein“, sagte Arnold; „unser Hochdeutsch ist ihm, wie allen Hiddenseern, eine vollkommen fremde und unverständliche Sprache. Erzählen Sie nur; wir sind ganz unbelauscht.“

„Ich hatte Ihnen also berichtet“, begann sie wieder, „wie Kaddas glücklich entkommen und ich nach Hause zurückgekehrt war. Die Erinnerung an die ersten Tage nach diesen zahlreichen aufregenden Ereignissen ist nicht in meinem Gedächtnisse zurückgeblieben, denn endlich ließ die gewaltsame Ueberspannung meiner Nerven nach und ich verfiel in einen völlig apathischen Zustand.“

Auf viele Lübecker, Männer und Frauen, haben jene furchtbaren Tage der Plünderung so verderblich eingewirkt, daß sie entweder bald starben, oder Zeit ihres Lebens siech bleiben werden. „Gestorben an Dem, was sie am sechsten November erlitten“ — berichteten lange nachher noch die Trauerlisten der Lübeckischen „Fama“. Mich hatte der Gedanke aufrecht

erhalten, helfen zu müssen, und die Verpflichtungen, die ich mir auferlegt sah. Sobald aber die letzte erfüllt und Kaddas gerettet schien, brach auch ich zusammen und verfiel in eine todtenähnliche Stumpfheit.

Als ich wieder genesen schien, überhäufte mich mein Mann mit Hohn und Spott dafür, daß ich dem verfolgten Kaddas beigestanden. Einst trat er zu mir ins Zimmer und sah mich eine Weile mit seinen graugrünen Augen starr an.

„Die Entführung ist also nur halb gelungen“, sagte er dann mit einem gewissen ironischen Bedauern in seiner Stimme; „sie hat, wie die meisten Entführungen, damit geendet, daß man die Verblendete zurückschickte — hier vielleicht sogar, bevor man sich noch die Zeit genommen hatte, ihrer überdrüssig zu werden.“

„Sage“, sprach ich entrüstet, aber indem ich mich zu fassen suchte, „ist es Deine ernstliche Meinung, daß ich mich von Kaddas habe entführen lassen wollen?“

„Die ganze Stadt glaubt es, und ich habe keinen Grund, anderer Meinung zu sein“, erwiderte er kalt.

„So wenig kennst Du Deine Frau?“

„Ich weiß nur, daß sie fähig ist, sehr unbedachtlich zu handeln und daß sie für den Entflohenen eine sehr warme Theilnahme hegte.“

„Und hältst Du diese für etwas Anderes, als für ein inniges Mitleid mit dem patriotischen, aber unglücklichen Manne?“

„Aus Mitleid allein giebt eine Frau ihrer eigenen guten Ruf und den ihrer Familie nicht so leichtsinnig preis; aus bloßer Theilnahme setzt sie sich nicht so ernstlichen Gefahren aus.“

„Ich schwöre Dir, Brookmann, ich hatte keinen andern Zweck, als Kaddas so schnell und sicher, wie möglich, aus der Stadt zu bringen, da ich mit jeder Stunde Verzug die Gefahr für ihn wachsen sah und doch kein anderes Mittel kannte, als das angewendete; denn Du selbst wolltest ja nichts für ihn thun. — Ist es nicht genug, daß mich die herzlose Welt verleumdet? Mußt auch Du noch an meiner Unschuld zweifeln? — Ich weiß mich rein vor den Augen des Allwissenen und bitte Dich

stehentlich, laß ab von Deinem schwarzen Verdachte," schloß ich unter heißen Thränen.

"Thränen und Beteuerungen können Thatsachen nicht entkräften", erwiderte er immer noch mit schneidender Kälte. "Wäre die Entführung vollständig gelungen, hätten die französischen Reiter Euch nicht so hart bedrängt und wäre es Dir, einer Frau, möglich gewesen, ebenso behende und schnell zu entweichen, wie — der Undankbare: — so würde jetzt ein glückliches Liebespäarchen über einen geprellten Ehemann lachen! Nach dem Erfolge regelt sich Alles in der Welt."

War er mir bisher gleichgültig gewesen: von diesem Augenblicke an haßte ich ihn mit der ganzen Kraft meiner Seele. Ich empfand es als eine erniedrigende Schmach, ihm auch nur dem Namen, dem Scheine nach anzugehören.

"Es bleibt uns also nichts übrig, als eine Trennung", begann ich wieder, mich erhebend. "Hoffentlich bist Du damit einverstanden."

"Nicht so ganz unbedingt."
"Was könnte Dir noch an einer Frau gelegen sein, deren Treue Du in so unerhörter Weise beschimpfst?"

"Persönlich könnte ich mich über ihren Verlust trösten; denn eine Frau, die so großen Skandal hervorgerufen, kann meinem Hause nicht länger zur Zierde gereichen. Aber ich bin Kaufmann; Deine Wittgilt ist in meinem Geschäfte angelegt, ich kann sie augenblicklich nicht herausziehen, und zwar um so weniger, als ich jetzt gerade ungeheuerer Verluste erlitten habe."

Schon schwebten mir die Worte auf der Zunge: "So behalte die Wittgilt und gieb mich frei!" aber in diesem Moment traf mein Auge seinen lauernden Blick, und mein großmüthiger, aber unbedachtsamer Einfall blieb unausgesprochen. Mir schien es, als habe Brookman eben nur jene Worte erwartet, um seine Einwilligung für diesen Preis zu verkaufen. Schnell überlegte ich auch, in welche hülflose Lage ich kommen mußte, wenn ich ohne Vermögen, ohne Aeltern auf mich selbst angewiesen sei.

"Also weil Du mein Geld brauchst, bin ich Dir nur noch unentbehrlich?" fragte ich kurz.

"Nun, wir sprechen noch davon", entgegnete er; "vielleicht läßt sich ein Arrangement treffen. Es hängt von Dir und Deinem Verhalten ab, ob ich Dir die Freiheit, wie Du wünschest und es mir selbst lieb wäre, zurückgeben kann."

Er schwieg eine Weile und ging mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor mir stehen

und sagte: "Wir befinden uns Beide in der Hand des Generals Lacroix."

"In der Hand des Generals Lacroix?" wiederholte ich erstaunt. "Das ist mir ja etwas ganz Neues!"

"Das sagte das Mäuschen auch, als die Kaze mit ihm zu spielen anfing", entgegnete mein Mann, spöttisch lächelnd.

"Ich bitte Dich, sprich ernsthaft und deutlich."

"Ist das nicht deutlich genug? Nur dem Wohlwollen, das der General für uns hegt, verdankst Du es, daß Du wenigstens noch hier, innerhalb des Hauses, frei bist, daß man es vorläufig bei einem Hausarrest bewenden läßt; denn Deine romantische Entführungsgeschichte hat auch ihre hochverrätherische und kriegsgerichtliche Seite. Von dem General wird es abhängen, ob man bei Dir die Confiscation des Vermögens vollzieht, welche für ein Vergehen, wie das Deine, angedroht wurde. Mir persönlich können sie freilich nicht an den Kragen", fuhr er fort, sich behaglich die Hände reibend: "ich habe meine Hand in Unschuld gewaschen. Aber dennoch bin ich, wie Du siehst, wegen Deines Vermögens auch bei Deiner Schuld und Beurtheilung betheiliget. Außerdem hänge ich auch noch in so fern vom General ab, als ich eben mit ihm in Unterhandlung stehe wegen Lieferungen für die französische Armee. Wenn dieselbe zum Abschluß kommt, so wird mir ein großer Gewinn daraus erwachsen, und ich bin dann eher in der Lage, Dir bei einer Trennung Deine Wittgilt zurückzugeben. Ueberlege Dir also genau und ruhig die Schritte, die Du thun mußt, damit jeder von uns zu seinem Ziele gelange. Wir sprechen nächstens mehr davon."

Er verließ das Zimmer. Seine Eröffnungen hatten, wenn auch mit trüben Dichte, meine dunkle Lage ein wenig erleuchtet. Ich sah es jetzt klar, was ich schon längst gefühlt: er war meiner überdrüssig, vielleicht weil ich ihm nach meiner ganzen Denk- und Sinnensart unbequem sein mußte. Geliebt hatte er mich ohnedies niemals. Außerdem war er aber, wie alle solche Charaktere, der öffentlichen Meinung gegenüber, sehr empfindlich, und da mich diese nach dem äußern Scheine, der allerdings gegen mich war, verdamnte, so hätte mein Mann nur zu gern in eine Trennung von mir gewilligt, wenn dies ohne materielle Verluste für ihn geschehen konnte. Die letzteren abzuwenden, darauf ging sein ganzes Streben hin.

Ueber seine Beziehungen zum General wurde ich infolge dieser Aufklärungen sehr unruhig. Es schien mir einen Augenblick, als hätten sie sich beide dahin verständigt, daß mein

Mann zu Gunsten des Generals auf mich verzichten wolle, wenn ihn dieser dafür durch Zuwendung von gewinnbringenden Lieferungen und durch die Erhaltung meiner Wittgilt entschädigen wolle. So spielte mein Mann eine doppelte, aber im Grunde doch dieselbe Rolle gegen mich und den General: er wollte sich von mir scheiden lassen, wenn ich selbst geneigt schien, in ein näheres Verhältniß zum General zu treten, so daß dieser sich meinem Manne für dessen scheinbares, aber doch nur zu gern gebrachtes Opfer verpflichtet fühlte.

In welchem furchtbaren Gespinnst von Intriguen war ich also unversehens gerathen! Und keinen Freund, keinen Berather hatte ich zur Seite; nur einen Gatten, den ich haßte und von dem ich mich jeder Herzlosigkeit versehen mußte, und den General, dem zu mißtrauen Grund genug vorlag. So war ich auf meine eigene Kraft angewiesen. Der Hausarrest schnitt mir jeden persönlichen oder schriftlichen Verkehr mit der Außenwelt ab.

Bald sollte mir auch das Verhalten des Generals beweisen, daß dies Alles nicht bloß auf dunkeln Vermuthungen meiner erhitzten Phantasie beruhte.

Er ließ mich bitten, mir seine Aufwartung machen zu dürfen. Lächelnd und freundlichen Blickes trat er bei mir ein.

„Es freut mich außerordentlich, Sie wieder wohl zu sehen — nach einer so gefährlichen Spazierfahrt!“ hob er mit theilnehmender Stimme an.

„Ja, wenn man es Wohlsein nennen kann, sobald nur die körperlichen Organe noch zusammenhalten, die Seele aber gebrochen ist,“ entgegnete ich ruhig, in gemessenem Tone.

„Auf diese, hoffe ich, wird die Zeit auch noch heilend einwirken. Warum haben Sie mir aber auch einen so verhängnißvollen Rutscher gegeben und sich dann noch selbst von ihm fahren lassen!“ entgegnete er mit leichtem Scherz.

„Jerr General, Sie sind Soldat; Sie werden meine Handlungsweise nicht mißverstehen!“

„Mein Herz spricht sie frei, ja — belobt, bewundert Sie wegen dieser kühnen That. Ich lege ihr nicht die Motive unter, mit denen die Welt in diesem Falle, wie immer, nur zu schnell bei der Hand ist. Aber ich bin auch ein treuer Unterthan meines Kaisers; und in dieser Eigenschaft bedaure ich sehr, meiner rücksichtslosen Theilnahme für Sie Schranken gesetzt zu sehen.“

„Was wird mit mir geschehen?“ fragte ich ruhig.

„Ich werde meinen ganzen Einfluß auf-

sieten, um Ihr Loos zu mildern“, entgegnete er, seine feurigen Augen auf mir hasten lassend.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar —“

„Und ich bin glücklich, Ihnen einen Dienst erweisen zu können. Zunächst werde ich dafür sorgen, daß man es bei dem Hausarrest bewenden läßt. Vielleicht ist es freilich nur Egoismus von dem Gefängnißdirektor, der die Nähe einer so reizenden Gefangenen nicht entbehren möchte. Aber dieser Egoismus kommt dennoch auch ihr zu gute.“

„Und was dann weiter?“

„Ich werde selbst an die Spitze der Untersuchungscommission treten und dafür sorgen, daß man Sie mit all der Rücksicht und Milde behandelt, welche man einer so verehrungswürdigen Dame schuldig ist.“

„Und wie wird der Spruch der Untersuchungscommission ausfallen?“

„Das wird zum Theil von der Angeklagten selbst abhängen. So viel kann ich indes versichern, daß es mir eine große Genugthuung sein würde, zu bewirken, daß Ihnen gegenüber Gnade für Recht erginge.“

„Glauben Sie an diese Möglichkeit, Herr General?“

„Unter der eben genannten Einschränkung, daß beinahe Alles von Ihnen selbst abhängt“, sagte er und fügte dann lächelnd hinzu: „Die Binde, welche die Göttin der Gerechtigkeit trägt, ist ihr oft von Amor, dem Schalk, umgelegt worden; die Gerechtigkeit, eine für gewöhnlich so strenge Göttin, hat doch mitunter auch ein schwaches Herz. Können Sie von mir, Ihrem ersten Richter, ein strenges Urtheil erwarten? Höchstens würde ich dafür stimmen, daß man Sie von allen Fesseln befreit, und ich Sie dagegen in viel weichere Banden zu schlagen suche“, schloß er, sein brennendes Auge in das meine bohrend und meine Hand ergreifend.

„Ich erwarte und verlange keine Gerechtigkeit, die eine solche Binde vor den Augen trägt“, sagte ich kalt, indem ich mich erhob.

„Und selbst wenn die Göttin der Gerechtigkeit ihre gebräuchliche Wage trägt, so werde ich in die eine Schale meine Liebe werfen, so daß die andere mit Ihrer Straffälligkeit, meine Dame, in die Höhe schnellst und als zu leicht gegen jene befunden wird“, entgegnete er galant, sich niederbeugend und einen Kuß auf meine Hand drückend.

Er sagte mir Adieu — auf die freundlichste Art und mit der zuversichtlichsten Miene von der Welt, als ob er meiner Gunst bereits vollkommen sicher wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Der Auerhahn.

(Eine Humoreske.)

Der Oberförster des Grafen S. ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und schien nicht gut gelaunt zu sein, als der Förster L. bei ihm eintrat und auf seinen Morgengruß keine Antwort erhielt. L. stand mit seinem Vorgesetzten auf einem guten Fuße, so daß er ungenirt nach der Ursache dieses Verstimmtseins fragen konnte. So erfuhr er denn bald, daß ein Brief von dem Oberforstmeister angekommen sei, welcher die Ankunft eines vornehmen Herrn melde, der noch nie einen Auerhahn geschossen habe: Se. hochgräf. Gnaden erwarteten ganz bestimmt, der Herr Oberförster werde dafür sorgen, daß der hohe Gast wenigstens Einen Auerhahn erlege."

"Erlege?" rief der Oberförster, und warf den verhängnißvoll lakonischen Brief dem Förster zum Lesen hin. "Der Herr Oberforstmeister meint wahrscheinlich, ein Auerhahn und ein Spaz seien dasselbe. Und „wenigstens“ — natürlich, der gnädige Herr Graf hätte ja gleich ein Duzend auf Einen Schuß befehlen können. Nun frage ich, wie soll ich dafür sorgen? Ein Mensch, der vielleicht noch nie einen Vogel getroffen hat, soll einen Auerhahn schießen! Ich kann doch nicht für ihn schießen!"

Beide Männer gingen eine Weile schweigend auf und ab; plötzlich rief der Förster L.: "Herr Oberförster! ich habe einen guten Einfall! Ich mache ganz gewiß, daß der fremde Herr einen Auerhahn schießt."

Der Oberförster wurde, nachdem er den Plan seines Untergebenen vernommen hatte, ganz vergnügt.

Die nöthigen Verabredungen wurden getroffen und L. ging sofort zu einem zuweilen als Wilddieb verdächtigen Holzhauer, Beide konferirten ziemlich lange miteinander, und als sie sich vor der Thür trennten, sagte L.: "Also es bleibt dabei, Ihr sitzt um die bestimmte Zeit auf der großen Fichte und, sobald er geschossen hat, laßt ihr den Hahn fallen!"

"Aber, wenn er nun zufällig mich treffen sollte . . ."

"Esel, glaubt Ihr denn, daß wir ihm eine scharfgeladene Büchse in die Hand geben werden? Dafür laßt mich sorgen."

Am andern Morgen zog eine Anzahl Schützen zum Walde hin. Dem Oberförster war keineswegs wohl bei dem Spasse und er

hielt sich in gemessener Entfernung von dem fremden Herrn, der durchaus keinem Jäger gleichsah und überdies sehr kurzsichtig und harthörig war.

Als man in der Nähe der großen Fichte ankam, ließ der Wilddieb ein „fluck, fluck, fluck! schschishi!“ ertönen, so gut nachgemacht, daß mancher Jäger sich hätte täuschen lassen.

„Hören Sie, mein Herr?“ flüsterte L. dem Fremden zu, er balzt!"

„Was? Wie?“ schrie der Fremde.

L. empfahl Schweigen, denn es fluckte jetzt ganz nahe. Endlich errieth der Fremde, worauf der Forstmeister ihn habe aufmerksam machen wollen.

„Da, da!“ ließ sich dieser vernehmen und wies auf die Fichte.

Der fremde Herr richtete sein Glas auf den Baum, aber er sah nichts als eine schwarze Masse.

„Wo denn?“ fragte er.

L. reichte ihm das Gewehr, trat hinter ihn, richtete ihm den Lauf und sagte:

„So schießen Sie nur darauf los!“

Diesmal hörte der Fremde; er drückte ab, und — pass! knack, knack knackte es in den Zweigen, und hums! fiel ein Körper auf den Boden nieder.

„Ah!“ rief der Fremde und eilte auf die Stelle zu, wo der Vogel liegen mußte.

„Das war ein Meisterschuß!“ sagte L., der dem Schützen gern etwas Schmeichelhaftes sagen wollte.

Gleichzeitig folgte er und die Uebrigen dem Fremden, welcher mit dem Glase sehr erstaunt betrachtete, was er geschossen hätte.

„Was ist das?“ fragte der fremde Herr endlich.

L. antwortete diesmal nichts, er war ganz betäubt. Jetzt trat der Kammerdiener des Fremden heran, befühlte den angeblichen Auerhahn, hob ihn in die Höhe und — o heil. Hubertus! — es war wohl ein Auerhahn, aber er stak in einem festzugebundenen Sacke, wie ihn der Wilddieb auf seinem Rücken hergetragen hatte. Der Gimpel hatte, da er zu spät auf den Platz gekommen war und die Jäger sich schon näherten, in seiner Verwirrung vergessen, den Vogel aus dem Sacke herauszunehmen.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 14:

S a l a m i.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 16.

Sonntag, den 23. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

Vielleicht hätte ich ihn strenger zurückweisen sollen, aber in meiner mizlichen Lage glaubte ich, der Klugheit auch Gehör geben zu müssen.

„Also von Deinem Verhalten hängt das Urtheil des Kriegsgerichts ab“, sagte ich entmuthigend zu mir selbst; „natürlich von Deinem Verhalten gegen den General! Entweder Du wirst die Frau eines Franzosen und beschimpfst Dich damit vor Dir selber, wenn Du auch von dem verhaßten Gemahl dadurch frei wirst, oder Du bleibst an diesen gefesselt und gehst anderseits einer langen Reihe von Qualereien, vielleicht einer jahrelangen Haft entgegen!“

„Ich gestehe“, fuhr Meta nach einigem Zögern fort, indem sie erröthete und die dunkeln Augen mit den schwarzen Wimpern verschleierte; „ich gestehe, einen Augenblick lang war ich schwach genug, die leichtere Wahl in Erwägung zu ziehen und darüber nachzudenken, wie ich den bitteren Kelch der Leiden an mir vorüber gehen lassen könnte.“

Von meinem Manne wollte und mußte ich frei werden — das stand nun ein Mal bei mir unumstößlich fest. Der General war unvermählt, jung, schön, gebildet, tapfer, bis zu einem gewissen Grade großmüthig und ritterlich; er schien eine leidenschaftliche Neigung für mich zu hegen; er würde mich heirathen; aber — er stand in den Reihen der Feinde unseres Vaterlandes! Doch ich konnte ihn vielleicht bewegen, sie zu verlassen.

Ueber diesen Erwägungen verflossen einige Tage und ich behandelte den General bei den Besuchen, die er mir öfter machte, mit der gewöhnlichen Freundlichkeit. Ich hatte auch durchaus keinen Grund, mich über Zudringlichkeiten von seiner Seite zu beklagen. Ich durfte täglich eine Spazierfahrt machen; nur gab mir der General seinen Reitknecht als Kutscher und setzte außerdem noch eine Ordonnanz in Bedientenlivrée auf den Bock; „denn“, sagte er scherzend, „ich muß doch verhüten, daß ein fal-

scher Jochen ihr Vertrauen wieder mißbraucht und den Heimweg vielleicht verfehlt.“

Bei einer dieser Spazierfahrten kam ich auch einmal auf die Straße, wo ich Emil Raddas auf der Flucht begleitet hatte. Wie lebhaft trat mir hier sein Bild, die ganze Scene vor Augen, die damals hier abgepielt wurde! Unwillkürlich verglich ich Raddas mit dem General. Doch fühlte ich mich noch in der Erinnerung wie berauscht von Emils kühner Männlichkeit, von seiner Uneigennützigkeit, von seiner todtverachtenden Hingabe an mich und an die heilige Sache des Vaterlandes.

„Wie vorwurfsvoll würde sein Auge auf Dir ruhen“, dachte ich, „wenn er die Schwäche sehe, in die Dein Herz jetzt gefallen ist!“

„Habe ich Dich darum gerettet“, würde er sagen, „daß Du Dich einem dieser Erzfeinde des Vaterlandes verbindest? Geh, Du bist nicht für was ich Dich hielt!“

Diese Gedanken brannten mir im Herzen und auf den Wangen. — „Nein Raddas“, gelobte ich mir selbst, „Du sollst mich stets Deiner würdig finden. Nicht umsonst hast Du mir gezeigt, wie der frische Muth der Seele einen Menschen zum Halbgott macht! So weit soll es nicht mit mir kommen, daß ich die Augen vor Dir niederschlagen mußte, wenn wir einander im Leben ein Mal wieder begegneten.“

Wie verwandelt kehrte ich heim, in tiefer Reue über meine momentane Verirrung. Ich sah jetzt ein, der General stehe mit all seiner Eleganz, seiner Selbstgefälligkeit, seiner Galanterie und seiner Selbstsucht tief unter dem biedern, effenen, tapferen, lakonischen Raddas, bei dem beinahe jedes Wort so schwer wie eine That wog, und zu dem man sich, wie ein Mädchen zu seinem älteren Bruder, rückhaltslos hingezogen fühlte.“

VII.

„Eine gewisse Scheu warnte mein Herz“, erzählte Meta weiter, „mich dem General mehr noch zu verpflichten, weil er damit Mißbrauch treiben könne. Ich machte von der Erlaubniß, spazieren zu fahren, ferner keinen Gebrauch; ich begegnete ihm kalt und gemessen und verlangte eine Beschleunigung der gegen mich ein-

geleiteten Untersuchung; denn bis jetzt hatte mich nur ein Auditeur in Gegenwart des Generals zwei Mal zu Protokoll vernommen, bei welcher Gelegenheit ich den ganzen Thatbestand offen darlegte.

Der General war sichtlich verstimmt und betroffen über die Aenderung, die er in meinem Verhalten gegen sich wahrnehmen mußte.

Da trat er eines Tages wieder bei mir ein und zog mit einem etwas boshaften Lächeln ein zusammengefaltetes Papier aus der Brieftasche.

„Nun begreife ich die Kälte, Madame, mit welcher Sie in der letzten Zeit allen meinen Bemühungen um Ihre Gunst und meinem Streben begegnet sind, Ihre Schuld möglichst abzuschwächen. Thor, der ich war, nicht daran zu denken, daß der Sturm auf das Herz einer Dame immer am schwierigsten ist, wenn darin schon ein Anderer im Hinterhalte liegt!“

„Was wollen Sie damit sagen, Herr General?“ fragte ich kühl.

„Nichts, was Sie nicht schon errathen haben.“

„Ich verstehe Sie durchaus nicht.“

„Sie kennen aber wohl diese Handschrift?“ sagte er, immer noch lächelnd, indem er mich einen Blick auf das zusammengefaltete Papier werfen ließ, das er in der Hand hielt.

„Ich kenne diese Schriftzüge nicht, Herr General; ich sehe sie zum ersten Male.“

„Selbst in diesem Falle“, fuhr Jener fort, „wird man dennoch dafür sorgen, daß Sie dieselben auch zum letzten Male erblicken, so sehr ich auch persönlich bedauere, Sie dieses Genusses beraubt zu sehen.“

„Schriftzüge, deren Urheber mir so ganz unbekannt ist, lassen mich völlig gleichgültig“, erwiderte ich kalt und ohne die mindeste Neugierde zu zeigen.

„Sollten Sie den Urheber wirklich nicht kennen?“ fragte er, mit ironischem Lächeln.

„Ich versichere Sie, Herr General, nein.“

„Nun, sagt Ihnen Ihr Herz nicht, daß diese Schriftzüge dem falschen Kutischer Jochen angehören?“ fragte er gedehnt und das Auge fest und prüfend auf mich gerichtet.

„Ah, von Emil Kaddas, meinen Sie!“ entgegnete ich und konnte eine plötzliche Verlegenheit und Erregung nicht verbergen.

„Ja, von demselben. Er beklagt sich, daß er auf seinen ersten Brief, den er an Ihren Herrn Gemahl gerichtet, keine Antwort erhalten habe, und erkundigt sich nun direct bei Ihnen, meine Dame, wie Sie sich befinden. Er ist Ihres Schicksals wegen in großer Unruhe.“

„Wie kommt aber der Brief in Ihre Hände, Herr General, da er Ihre Adresse nicht trägt?“ fragte ich mit beleidigtem Stolz über die Indiskretion.

„Ganz gegen meinen Willen, gegen meine Absicht, verehrte Dame. Nur in der leidigen Eigenschaft eines Vorsitzenden der Militärkommission war es meine Pflicht, von einem Briefe Einsicht zu nehmen, der von der Postbehörde zurückgehalten und zu den betreffenden Akten abgeliefert worden ist.“

„In diesem Falle kam Ihre Neigung nicht in Kollision mit Ihren Pflichten“, sagte ich schneidend.

„Ich verstehe Ihren Unwillen über diese Indiskretion, meine Dame; aber wie gesagt, sie ging nicht von mir aus. Ich gehöre nicht zu jenen eifersüchtigen Thoren, die dem Zufalle ängstlich nachlaufen, ob er ihnen vielleicht etwas in die Hand spiele, womit sie ihre Qualen vermehren können;“ schloß der General mit seiner gewohnten Zuversicht in Ton und Haltung.

„Und in welche Beziehung bringt man diesen Privatbrief zu der über mich verhängten Untersuchung?“

„In eine sehr nahe und Ihrer Sache leider nicht günstige“, antwortete er, die Achseln zuckend.

„Wie ist das möglich?“

„Nun, Herr Kaddas, Ihr glücklicher Schützling, spricht in diesem Briefe unter Anderm auch von allerhand Plänen, welche man gegen die Besetzung des Landes durch unsere Truppen verfolge. Er selbst sei für diese Pläne thätig und werde gelegentlich auch Ihre Mitwirkung in Anspruch nehmen.“

„Das berechtigt noch nicht zu dem Schlusse daß ich auch wirklich in irgend ein derartiges Komplott eingeweiht oder geneigt sei, daran Theil zu nehmen.“

„Ich persönlich glaube es Ihnen gern, meine Dame; aber ich bezweifle, daß die anderen Beisitzer der Kommission sich so leicht von Ihrer Unschuld in dieser Beziehung überzeugen lassen. Herr Kaddas ist ein gefährlicher Mensch, und wessen Sie selbst im Vereine mit ihm fähig sind — das haben Sie uns schon gezeigt;“ schloß der General mit einem leichten Lächeln.

Genug, ich wurde an einem der nächsten Tage — es war nun bereits Frühling geworden — wegen dieses Briefes ins Verhör genommen. Sein Inhalt war wirklich derselbe, den der General angegeben. Aber ich hatte nun die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Kaddas nicht die Unvorsichtigkeit begangen habe, ihn an mich zu richten; daß das Schreiben falsch und untergeschoben sei, entweder von dem

ungebuldigen General, oder von meinem Manne, um mich zu verderben und desto sicherer und schneller dem Feinde gänzlich in die Hände zu spielen. Beweise für meinen Verdacht hatte ich freilich nicht, und ich mußte es daher ruhig über mich ergehen lassen, daß man mich vorläufig zur Internirung in der Festung Stralsund verurtheilte, um mir, wie es hieß, die Möglichkeit zu benehmen, mit den Feinden des Kaisers weiter zu conspiriern und zu einer etwaigen Ueberrumpelung der offenen Stadt Lübeck mitzuwirken.

Man holte mich an einem vorher bestimmten Tage ab und brachte mich auf eine im Hafen liegende kleine Brigg, die „Concordia“. Mir war, als gehe ich in den Tod. Von meinem Manne hatte ich nur einen sehr frostigen, von dem General aber gar keinen Abschied genommen, da Letzterer bei meiner Abreise überhaupt nicht in unserm Hause anwesend war.

Mit welchen Gefühlen ich dieser neuesten Wendung meines Schicksals entgegen sah, können Sie sich denken, Arnold. Nur das Bewußtsein, um Naddas willen und für meine Ehre zu leiden, gab mir einigen Trost. Wo mochte er jetzt weilen? Vielleicht war er in seiner Heimath versteckt, und ich kam ihm dann in Stralsund näher. In dem Briefe, den ich freilich für untergeschoben hielt, hatte er mich gebeten, ihm unter einem fremden Namen, Streliß poste restante zu schreiben.

Schon am ersten Tage meiner Reise zur See sollte ich Aufklärung erhalten, warum mich meine Feinde von Lübeck nach Stralsund brachten.

Nach einem nebeligen Morgen war die Sonne schön und klar über dem ebenen Wasserspiegel aufgestiegen. Ich begab mich aus der Kajüte, die man mir angewiesen, aufs Deck hinauf, um mich an dem Anblicke des Meeres ein wenig zu erheben. Eben verschwand Trave- münde am westlichen Horizont aus Sicht. Ich lehnte über die Brüstung gebeugt, der Heimath meine sehnsüchtigen Grüße zusendend. Da hörte ich plötzlich meinen Namen nennen und zugleich einen Gruß an mich richten von einer Stimme, bei deren wohlbekanntem Klange ich beinahe vor Schreck über Bord gefallen wäre. Auch hatte ich wirklich das Gefühl, als ob der Boden unter meinen Füßen plötzlich zu weichen anfänge und ich in einen tiefen Abgrund sänte, über welchen die Wogen brausend zusammenschlugen.

„Guten Morgen, meine Dame!“ ließ sich die heitere Stimme des Generals Lacroix hinter mir vernehmen. „Sie sehnen sich nach der Heimath zurück? — Ich begreife es. Indes ist mir das Glück hold gewesen und hat mich in Ihr Gefolge aufgenommen, mich, der ich ja schon

lange als Ihr Hausgenosse das Vergnügen hatte, in Ihrer Nähe zu weilen. So befinden Sie sich wenigstens nicht ganz unter Fremden und dürfen in jedem Falle auf meine Ergebenheit rechnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Pater Fischer.

Man erinnert sich des Pater Fischer als des Begleiters und Gefährten des Erzherzogs Maximilian auf seinem letzten Lebensgange in Queretaro (Mexiko). Derselbe wurde von dem republikanischen Tribunale später bekanntlich zu vier Jahren Einsperrung verurtheilt. Oesterreichische und andere, für romanhafte Auffassung endgiltiger Thatsachen eingenommene Blätter versuchten, aus diesem „Pater Fischer“ ein Musterbild der Treue und Hingebung zusammenzustoppeln. Das Gegentheil davon ist die Wahrheit. Gerade Pater Fischer ist als ächter Loyolite für das tragische Ende Maximilians verantwortlich zu machen. Augustin Fischer, wie schon der Name kündigt, ein Deutscher von Geburt und Protestant, hatte sich etwa im Jahre 1845 einer nach Texas auswandernden Kolonistentruppe angeschlossen. Nachdem er ohne Erfolg den Schreiber eines Notars gespielt, wanderte er als Goldgräber nach Californien. Dort schwor der ehemalige Kolonist seinen Glauben ab, erhielt in Mexiko die kirchlichen Weihen und avancirte bald zum Sekretär des Bischofs von Durango. Wegen liederlichen Lebenswandels aus des Bischofs Palast verstoßen, fand er bei Sennor Sanchez Navarro zu Parras (Mexiko) Aufnahme, welcher ihn, durch sein Aeußeres bestochen, selbst dem Kaiser Maximilian vorstellte. Es dauerte nicht lange, so fand sich der mit ungewöhnlicher Einsicht und Gewandheit begabte Pater Fischer mit einer diplomatischen Mission nach Rom betraut, welche scheiterte, bei seiner Rückkunft nach Mexiko jedoch trotzdem sein Ansehen gewaltig erhöhte und den kaiserlichen Sekretär und Günstling in den Bischofssitz von Queretaro beförderte, die fetteste Pfründe in ganz Mexiko. Nicht genug, im August 1866, als Maximilian, schon damals am Rande des Abgrunds, sich entschloß, mit der klerikalen Partei zu paktiren, erhob er den Abbé Fischer zum Chef seines Kabinetts, von welchem Zeitpunkte an derselbe die Seele aller der verhängnißvollen Mißgriffe blieb, welche

Maximilian schließlich in die Gräben von Quere-
retaro warfen. Denn schon im Begriffe, im
Oktober 1866 nach Europa heimzukehren, war
es der unselige Rath dieses Erz-Intriganten,
der Maximilian mit zur Rückkehr nach der
Hauptstadt und so in sein unfehlbares Verder-
ben drängte. Solcher „Treue“ gegenüber sind
vier Jahre Zuchthaus eine mildere Strafe, als
sie das zivilisirte Europa gewähren würde.
Hätte der „treue“ Abbé am Morgen des 19.
Juni mit dem zum Tode schreitenden Maxi-
milian die Rollen getauscht, — die irdische und
himmlische Gerechtigkeit wären dabei keinesfalls
zu kurz gekommen. (K. Ztg.)

Allelei.

(Eine Leiche, welche Appetit hat.)
Zu einer Dame, welche Mitglied einer Berliner
Böhlthätigkeits-Gesellschaft ist, kam vor weni-
gen Tagen eine Frau, die mit bewegten Wor-
ten ihre trostlose Lage schilderte, daß ihr Mann
gestorben und sie in Folge der langen Krank-
heit desselben aller Mittel beraubt sei, ihn be-
erdigen zu lassen, und bat um eine Unterstützung.
Gerührt von so viel Glend, erkundigt sich die
Dame nach Namen und Wohnung und ver-
spricht selbst zusehen zu wollen, um eine Un-
terstützung bei dem Vorstande ihres Vereins
zu beantragen. Bald darauf erscheint sie denn
auch in der Wohnung des Glend und erblickt
durch die offenstehende Thür, auf welche mit
stummer Geberde die Hilfesuchende weist, in
einer Nebenkammer auf einem Bette, bedeckt
mit einem Laken, eine Person, deren bleiches
Gesicht sie als Leiche kennzeichnete. Auch die
ganze Einrichtung weist auf große Dürftigkeit
hin, so daß die Dame voll Mitleid in die
Tasche greift, zur Bestreitung der dringendsten
Bedürfnisse aus eigenen Mitteln einen Thaler
gibt und sich mit der Zusage, daß Sie für
schleunige Hülfe Sorge tragen wollte, entfernt.
Da will es der Zufall, daß die Dame, auf
der Straße angelangt, ihren Regenschirm ver-
misst, und sich deshalb genöthigt sieht, noch ein-
mal nach der Trauerwohnung zurückzukehren.
Behutsam ersteigt sie die Treppen und öffnet
die Thür. Doch welch' ein Anblick bietet sich
ihr dar, ein arger Schrecken durchrieselt ihre
Glieder. Die vermeintliche Leiche sitzt mit

freidebleichem Gesichte am Tische und läßt sich
den aus einer mächtigen Kaffeekanne eben ein-
gesenkten Kaffee, zu dem der ebenfalls auf
dem Tische befindliche ansehnliche Napfstücken
den nöthigen Zimbiß liefert, vortrefflich schmek-
ken. Doch auch die Leiche erschrickt ob der un-
verhofften Störung und bleibt mit offenem
Munde sitzen. Da wirkliche Leichen irdische
Speisen zu verschmähen pflegen, so erholt sich
die Dame schnell von ihrem Schrecken und
weiß, daß sie das Opfer einer schmähligen
Gaukelau geworden. Natürlich konnte nunmehr
von einer Unterstützung nicht mehr die Rede
sein.

Aus Reidenburg (Ostpreußen) wird
folgendes Wahlkuriosum mitgetheilt: Als der
Wahlmann Maschinenbauer W. aus Osterode
zum Abgeben seiner Stimme aufgefordert
wurde, antwortete er: „Ich wähle den Kutscher
des Landraths aus Osterode“. Er wurde hie-
rauf ganz nahe an den Wahlisch gerufen und
vom Landrath von Brandt gefragt: „Wer
wählen Sie?“ „Ihren Kutscher“. „Wie heißt
er?“ „Das werden Sie wohl am besten wissen;
er trägt lange Stiefel“. Die Veranlassung zu
dieser eigenthümlichen Stimmabgabe war der
Umstand, daß bei den Urwahlen der Landrath
von Brandt in der ersten Klasse seinen Kutscher
zum Wahlmanne gewählt hatte.

Pfarrer und Bräutigam. Ein
Brautpaar, welches zwei verschiedenen Konfes-
sionen angehört, erscheint in Linz vor dem ka-
tholischen Pfarrer, um sich durch passive Assi-
stanz zusammengeben zu lassen. Der Pfarrer
läßt bei diesem Geschäfte die Pfeife, welche er
raucht, nicht ausgehen. Als der Alt in dieser
gewiß wenig kirchlichen Weise gethan ist, for-
dert der Pfarrer die Sporteln. Der Bräuti-
gam erklärt kurz und bündig: für das Tabak-
rauchen des Pfarrers zahle er nichts. So ge-
schehen im Oktober 1867.

Buchstaben-Räthsel.

Schaf Schaf t

Auflösung des Logogrphyhs in Nr. 8:

Aktion. Reaktion. Redaktion.

Unterhaltungsblatt

zur Sofer Zeitung.

Nr. 18.

Samstag, den 30. November

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

Der General zog jetzt wirklich die Klingelschnur; ein Matrose — jener reiste ohne alle persönliche Begleitung — erschien und erhielt den Befehl, den Kapitän der Brigg herzubefahren.

„Was wird es nun geben?“ dachte ich, und das Herz schlug mir so, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, um etwa noch den aufwallenden Zorn des Generals zu beschwichtigen.

„Zu Befehl, Herr General!“ sagte der eingetretene Schiffskapitän.

„Lassen Sie einige Segel einnehmen. Ich bin Willens, hier längere Zeit zu kreuzen — aus militärischen Rücksichten. Diese Dame“, fügte er mit einem spöttischen Blicke auf mich hinzu, „wird sich diese kleine Zögerung schon gefallen lassen müssen.“

„Zu Befehl, Herr General“, sagte der Kapitän. „Ohnehin würde uns der konträre Wind zu kreuzen zwingen.“

Der General machte eine Handbewegung zum Zeichen, daß Jener entlassen sei.

„Ich habe meine Partie ergriffen“, redete der General mich nun wieder etwas milder gestimmt an, indem er vor mir stehen blieb. „Ergreifen Sie nun die Ihre. Ich lasse Ihnen dazu einige Tage Bedenkzeit; Sie sollen sich nicht überstürzen.“

„Was beabsichtigen Sie zu thun?“ fragte ich, nach Fassung ringend.

„Sie haben es so eben gehört, meine Dame. Der Kapitän der Brigg ist für diese Reise meinen Befehlen untergeordnet. Er muß segeln, wohin ich will und sei es — an die Küsten Frankreichs.“

„Frankreichs?“ wiederholte ich voll Bestürzung.

„Oder Dänemarks, oder auch, Weta“, und seine Blicke ruhten bittend auf mir, „an die Küste von Mecklenburg oder Holstein, wenn Sie dieses vorziehen. In dem Falle mache ich nur die einzige Bedingung, daß wir als Verlobte ans Land steigen.“

„Und fürchten Sie nicht, daß man Sie nachträglich zur Verantwortung zieht?“

„Ich habe einen längeren Urlaub genommen und kann mich begeben, wohin ich will“, sagte er mit einem beinahe mitleidigen Lächeln der Ueberlegenheit. „Sie aber sind meiner Obhut anvertraut, und es würde mir nicht schwer fallen, mich bei meinen Vorgesetzten zu rechtfertigen, wenn ich Sie — sei es, wo es sei — ans Land setze, oder auch auf der „Konfordia“ zurückhalte. Und wer würde auch überhaupt Ihre schwache Stimme hören, jetzt, wo wir die Herren Deutschlands sind!“

„Also nach Frankreich wollen Sie mich führen?“

„Nur für einen gewissen Fall! — Ich würde gewiß von einer großen Sehnsucht nach der Heimath befallen werden, wenn Sie mir nicht eine solche in Ihrem Herzen anweisen wollten. Aber Sie können weder gegen sich selbst, noch gegen mich so grausam sein, dies zu verweigern. — In einigen Tagen also frage ich wieder nach, wohin die Reise gehen soll. Ihr Wort ist der Kompaß, nach welchem sich der Lauf unserer Brigg richtet.“

Damit empfahl sich der General auf die höflichste Weise von der Welt, und ich blieb zurück mit der Gewißheit, daß ich diesem Manne auf Gnade und Ungnade übergeben sei.

„Lieber springe ich in die See, oder stoße mir den Dolch ins Herz, als daß ich der Gewalt weiche!“ — das war der Gedanke, der mich von nun an quälte.

Am andern Tage war der General sehr zuvorkommend gegen mich, erwähnte aber mit keiner Sylbe die entscheidende Frage. Er erzählte mir viel von seiner Jugend, von seinen Wektern, von seinen Feldzügen in Italien, in denen er sich vom Lieutenant bis zu seinem gegenwärtigen Range emporgeschwungen hatte.

Ich blieb lange, bis spät Abends auf Deck. Ich sah wohl an der Sonne, daß die „Konfordia“ nicht mehr den östlichen Kurs inne hielt, sondern wirklich kreuzte. Eine unendliche Angst und Wehmuth überkam mich.

Und wer hatte mich in diese Lage gebracht? Mein treulosser feiger Mann, der keinen Funken patriotischen Gefühls im leeren Herzen trug!

Ich lehnte über die Brüstung und sah zum hellgestirnten Himmel auf.

„Hier vor den Augen des Allgerechten sage ich mich von meinem Manne los, erkläre ich meine Ehe für aufgehoben!“ sprach ich zu mir selbst in wehevoller Entrüstung. „Hiab mit Dir, Du Zeuge meiner Schmach!“ Und ich zog den Trauring vom Finger und schleuderte ihn in die Fluthen hinab.

Meta schwieg und Arnold sah unwillkürlich nach ihrer kleinen Hand, die im Schooße ruhte.

„Nun ist wenigstens das eine Räthsel gelöst“, dachte er, „das mich gleich Anfangs beschäftigte, als sie noch bewußtlos auf dem Bette lag und ich an ihrem Finger einen Einschnitt, wie von einem Ringe bemerkte.“

Meta ließ ihre Blicke traurig in die klaren Wellen neben dem Boote sinken, als suche sie nach einem verlorenen Glücke. Unter den Wimpern stahlen sich Thränen hervor.

Man war jetzt bereits an die Spitze des Gellen, des westlichen Einlaufs nach Stralsund, gekommen. Das Fahrwasser ist hier schmal. Links hat man die grünen, mit Bäumen und weißen Giebeln besäeten Ufer Rügens; rechts das große und kleine Schar, eine langgestreckte Untiefe, die gleichsam eine Fortsetzung der Halbinsel Ringst ist, bei hochgehender See einige Fuß hoch mit Wasser bedeckt, bei tiefstehender eine Sandwüste, nur bevölkert von Seevögeln. Vor sich hat man die Küste Pommerns, welche hier stellenweise ziemlich steil aufsteigt.

Meta erwachte wieder aus ihren Träumen und fragte Arnold: „Sieht es denn hier in der Nähe eine Lootsenstation?“

„Ja, Meta“, entgegnete dieser sehr gespannt.

„Wo liegt sie denn?“

„Sehen Sie dort gerade vor uns die Huc? Die vorspringende Ecke? Dort bemerken Sie unter einem Abhange einige Häuser auf dem grünen Strande. Das ist die Lootsenstation Barhöft.“

„Kommen wir dort vorüber?“

„Nein, Meta, wenn wir nicht ganz von unserer Richtung abweichen wollen“, antwortete Arnold, obwohl er recht gut hätte vorübersegeln können. Aber er wollte erst über Metas Schicksale ganz unterrichtet sein, um die geliebte Frau nicht etwa unvermuthet ihren Feinden oder auch — seinem Nebenbuhler in die Arme zu führen. Ein Eifersüchtiger wittert überall Gefahr, und Arnold jetzt um so mehr, als jenes verdächtige Boot ihnen noch immer hartnäckig folgte.

„Sie begeben sich aber morgen ein Mal nach diesem Orte, nach Baarhöft, um etwas zu

erkunden — nicht wahr, Arnold?“ fragte Meta weiter.

„Gewiß, wenn Sie mir nur sagen wollen, um was es sich hier handelt.“

„Freilich — das wissen Sie ja noch nicht! Nun, so muß ich Ihnen sogleich noch den schließlichen Verlauf meiner Erlebnisse erzählen, obwohl es mir recht — recht schwer fällt“, schloß Meta mit einem tiefen Seufzer.

Indem sie sich dann eine straffere Haltung zu geben suchte und ihr Auge noch ein Mal in der Runde schweifen ließ, fuhr sie fort:

Die „Konfordia“ kreuzte also schon mehre Tage in der Ostsee. Der General blieb sich in seinem galanten und zuvorkommenden Wesen gegen mich ganz gleich. Ich begegnete ihm mit gemessener Ruhe.

Ein Mal sagte der General in seiner scherzenden und selbstgefälligen Weise zu mir:

„Nun wird sich Meta-Helena doch bald entschließen, dem Lacroix-Paris nach Troja zu folgen! Manche Huldgöttin hat ihm schon gelächelt, aber er will allein die Meta-Helena. Und ein Krieg wird ja ob dieser Entführung nicht gegen Frankreich-Troja entbrennen, da der verständige Brootmann-Menelaus mit dem Arrangement ganz zufrieden ist.“

„Sprechen Sie lieber von der treuen Penelope, Herr General, welche die Freier standhaft zurückweist.“

„Ah“, lächelte er, „Kaddas-Odysseus kehrt doch wohl nicht von seinen Irrfahrten wieder, aber die Freier fürchten auch seine Ränke nicht. Vielleicht hat er auch seine Circe gefunden, die ihn mit zarten Banden umstrickt.“

„Spotten Sie nicht über einen Mann, Herr General, dessen Charakter und Schicksale Achtung und Theilnahme verdienen! — Und“, fügte ich in Gedanken hinzu, „vielleicht kehrt er dennoch ein Mal zurück!“

Diese geheime, scheinbar so thörichte Hoffnung nämlich verließ mich auch jetzt noch nicht. Am nächsten Nachmittage schaute ich voll trauriger Gedanken durch die kleinen Fensterscheiben meiner Kajüte auf die See hinaus. Die Sonne stand schon tief am Horizont. Es war eine Küste in Sicht. Wie sehnte ich mich aus meiner aufregenden Gefangenschaft hinüber zu den stillen, öden Ufern!

Da sah ich ein größeres Boot auf die „Konfordia“ zusegeln. Mechanisch folgte mein Auge seinen gewandten Bewegungen. Es kam uns, da die „Konfordia“ nur langsam trieb, sehr bald näher. Ich sah zwei Männer darin, einen am Ruder, einen auf dem Vordertheil bei den Segeln beschäftigt.“

VIII.

„Das Boot, welches ich auf unsere Brigg zusegeln sah“, fuhr Meta in ihrer Erzählung fort, „kam immer näher und ich erkannte in den beiden Männern an ihren rothen Aufschlägen und blanken Knöpfen Lootsen. Der eine von ihnen trug einen großen braunen Bart und eine Binde über dem linken Auge. Zwischen der „Konfordia“ und dem Boote hörte ich Klufe durch das Sprachrohr wechseln, ohne indeß etwas verstehen zu können. Die Neugierde, zu erfahren, was es gäbe, trieb mich endlich aufs Deck. Das Boot hatte inzwischen angelegt, und war von der „Konfordia“ ins Schlepptau genommen worden; die beiden Lootsen befanden sich bei uns an Bord und sprachen mit dem Schiffskapitän.“

Großer Gott, was sehe ich! Mir drohen die Füße den Dienst zu versagen. Der eine von den Lootsen, der mit der Binde, kehrt mir eben den Rücken zu; aber ich erkenne ihn an seiner Gestalt, an seiner Stimme. Es ist — ja, es ist — Emil Raddas! In dem ersten Jubel wußte ich nicht, was ich thun sollte. Ich mußte mein Auge abwenden und mich an der Brüstung anklammern. Aber ich drängte mein Entzücken zurück, indem ich sogleich überlegte, daß ja Raddas hierher wie in die Grube des Löwen gekommen war, wo ihm der Tod drohte, sobald er erkannt wurde.

Raddas schien mir absichtlich das Gesicht nicht zuzuwenden, damit ich ihn nicht plötzlich erkennen sollte. Er wollte mich erst durch seine Stimme und Figur auf Vermuthungen bringen und mich so auf seine Anwesenheit vorbereiten. Er hatte mich wahrscheinlich schon früher, als ich ihn, bemerkt.

„Wir sahen die „Konfordia“ kreuzen“, sagte Raddas zum Schiffskapitän, „und glaubten daher, sie bedürfe unserer Dienste, um in den Gellen und in den Hafen von Stralsund einlaufen zu können.“

„Dies ist allerdings wohl eigentlich unsere Absicht“, entgegnete der Kapitän. „Ich werde den General befragen, wann dies geschehen soll. Wir kreuzten nur, um, wie ich vermüthe, einem Schiffe mit Kriegs-Contrebande oder sonst Verdächtigem aufzulauern.“

Der Schiffskapitän ging in den untern Raum hinab. Raddas wendete sich jetzt um und seine Augen streiften meine Gestalt. Mir war, als wenn mich plötzlich ein elektrischer Strahl beleuchtete und berühre, viel heller und eindringlicher, als das glänzendste Sonnenlicht. Ich fühlte ein heißes Nieseln durch alle Glieder.

Emils Gesicht aber blieb ruhig und unbeweglich. Er hielt die Arme über die Brust ge-

kreuzt und unterhielt sich mit seinem Gefährten, dem andern Lootsen.

Der Schiffskapitän kam zurück und sagte zu den Beiden:

„Der General behält sich seinen Entschluß bis morgen vor und bittet Sie, über Nacht an Bord der „Konfordia“ zu bleiben. Obnehin würde es zu spät zu Ihrer Rückkehr sein, zumal, meiner Meinung nach, ein kleines Unwetter im Anzuge ist.“

„Wir hatten auch die Absicht, über Nacht hier an Bord zu bleiben, da es für die „Konfordia“ nicht rathsam ist, bei der Dunkelheit in das enge Fahrwasser des Gellens zu gehen“, erwiederte Raddas.

Dieser blieb auf dem Deck zurück, während der andere Lootse mit dem Kapitän nach dem untern Raume stieg. Raddas setzte sich nachlässig auf eine umgestülpte Tonne und zündete sich eine Cigarre an, indem er das Papier, in welches er sie gewickelt hatte, auf den Boden warf.

Ich stand zehn Schritte von ihm entfernt, an die Brüstung gelehnt, und bemerkte wohl, wie er mir rasch aber bedeutungsvoll mit dem Auge zuwinkte, auf den weggeworfenen Papierfetzen zu achten. Der Wind trieb denselben bald in meine Nähe, und ich bedeckte ihn, wie zufällig mit dem Fuße; dann ließ ich mein Tuch fallen und hob zugleich mit demselben das Papier auf.

In meine Kajüte hinabgeeilt, betrachtete ich es von allen Seiten. Es war ein Stück Maculatur und mit großen Lettern bedruckt: aber umsonst suchte ich etwas daraus zu enträthseln, was sich auf unsere Lage bezog. Und doch mußte das Papier eine wichtige Botschaft an mich enthalten! Ich hielt es gegen das Licht, ich las die ganz gleichgültigen Worte hundert Mal durch — ich konnte nichts enträthseln.

Meine Einfalt verwünschend, begann ich die Untersuchung von neuem, mit einer Sorgfalt, mit der etwa ein Gelehrter ein Stück Pergament voll verwischter Lettern zu enträthseln sucht. Ich hielt es bald auf die eine, bald auf die andere Weise vor die Augen.

Es blieb mir unverständlich. Ich hätte weinen mögen, wie ein Kind, das an dem Gelingen seiner Schularbeit verzweifelt. Endlich bemerkte ich auf der einen Seite — die andere war mit einem Bleistift durchstrichen —, daß einzelne Buchstaben, ganze Sylben und kleine Worte leicht unterstrichen waren. Ich fange an, das so Unterstrichene von der ersten Zeile an aneinander zu setzen und lese bald — o, mit welcher Freude! — den rechten Sinn heraus. Der ganze Satz lautete nun so:

„Du wirst mich heute Nacht zwölf Uhr

am Hinterdeck bereit finden, Dich in Freiheit zu bringen.“

Mein Herz wollte vor Freude zerspringen. Die Minuten wurden mir zu Stunden. Ich packte ein kleines Bündel der nothwendigsten Wäsche zusammen, das ich mitnehmen wollte. Draußen hörte ich die Stimme des Generals, der sich aufs Deck begab. Es ließ mir keine Ruhe mehr in der Kajüte. Ich wollte bei Allem, was sich etwa zutragen konnte, selbst zugegen sein.

(Fortsetzung folgt.)

M e n t a n a.

Als sie Christus einstens führten
Vor den Römer ins Gericht;
Sprach er: „Ich bin Fürst der Wahrheit!
Ueber Länder herrsch' ich nicht!“

„Wär' mein Reich von dieser Welt hier,
Kämpften meiner Diener Massen —
Doch ich segne, die mich fluchen,
Und ich bel' für die mich hassen!“

In dem Thale zu Mentana
Knattern wild die Mordgewehre,
Und sie zeigen, wie der Jünger
Jetzt befolgt des Meisters Lehre!

In dem Thale zu Mentana
Heult der Feldschlacht grauses Morden,
Für den Stellvertreter Christi
Würgen seine Söldner-Horden.

Greiser Priester! dessen Schläfe
Schon das Leichtuch halb umhüllet,
Wird durch Chassepots und Mirailles
Deines Gottes Lehr' erfüllet?

Herbst ist's und die Blätter fallen
Auch in Tivoli's Gefilde —
Doch getroßt! Auf Winters Eishauch
Folgt die Frühlingsluft, die milde.

In dem Thale zu Mentana
Sank Italiens Helbenjugend,
Mit dem Schwert bewies der Priester
Wie man übet Christentugend!

Kennst Du, Priester, nicht die Worte:
Vom dereinstigen Auferstehen?
Siehe, über all' den Leichen
Wird der Freiheit Banner wehen!

Jeder Tropfen ihres Blutes
Rufet neue Rächer wach,
Aufersteh'n wird auch Italien
Nach Mentana's tiefer Schmach!
Sei getroßt, Du greiser Feldherr!
Gott den Tapferen nie verläßt!
Auf erstürmtem Capitele
Feierst Du das Osterfest!

(Didaskalia.)

A l l e r l e i.

Der König Karl Albert besuchte vor zwanzig Jahren die kleine Stadt Bonville, die heute zu dem französischen Departement Haut-Savoie gehört. Die Bürgerschaft hatte sich in bedeutende Unkosten gestürzt, und ihre Mittel dabei stark überschritten. Als der König seine Zufriedenheit mit dem Empfange bezeugte, sagte der Syndikus mit tiefer Verbeugung: „Sire, die Stadt hat nichts gethan, als was sie schuldete; sie schuldet aber auch Alles, was sie gethan.“ Der König lächelte mit Verständniß — aber erbot sich nicht zur Zahlung.

(Geistesgegenwart.) Eine gewiß seltene Geistesgegenwart, theilt das Berliner „Fremd- und Anz. Blatt“ mit, bewies ein junges Mädchen vor einigen Tagen. Als dasselbe auf ihre Schlafstube kam, und im Begriff sich auszuziehen vor den Spiegel trat, bemerkte sie durch denselben unter ihrem vis-à-vis des Spiegels stehenden Bett einen Fuß hervorsehen. Schnell gefaßt, machte sie in gleichgültigem Tone eine Aeußerung, nach der sie etwas vergessen hatte, und entfernte sich aus dem Zimmer, dasselbe hinter sich verschließend. Bald darauf wurde die Thür geöffnet und es erschien ein Polizeibeamter mit mehreren Hausbewohnern, die den ungebetenen Gast, einen gefährlichen Eindreher, aus seinem Versteck hervorholten.

Buchstaben-Nebus.

P k k f

Auflösung des Buchstaben-Räthels in Nr. 16:

Nachbarschaft.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 19.

Mittwoch, den 2. December

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

Kaddas saß noch immer auf seiner Tonne und blies mit harmlosen Behagen die Rauchwolken seiner Cigarre in den dämmernden Abend hinaus, oder besah aufmerksam die Spitzen seiner Stiefeln. Der General stand in der Nähe und ertheilte einige Befehle.

Wir war doch recht übel zu Muth, als ich diese Männer so dicht neben einander sah. Wenn der General meinen Befreier erkannt hätte! Wir stockte schon der Athem, wenn der Blick des Generals ein Mal länger in der Richtung verweilte, wo Kaddas saß.

„Aber“, ermutigte ich mich wieder, „der General hat ihn niemals genau angesehen; und damals, als Kaddas den Jochen vorstellte, trug er den Mantelkragen aufgeschlagen und hatte gar keinen Bart. Wer kennt nach einem halben Jahre den Deutscher wieder, der ihn einmal zehn Minuten lang gefahren und mit dem er kein Wort gewechselt hat!“

Dennoch ging ich auf den General zu und rebete ihn an — zum ersten Male, seit wir auf der „Konfordia“ waren, um seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen und dieselbe von Kaddas abzulenken.

Der General schien sehr erfreut über meine Zuorkommenheit und unterhielt sich angelegentlich mit mir. Kaddas sprach unterdeß mit dem Steuermann des Schiffs und schien uns gar nicht zu bemerken. Als es dunkelte, begab ich mich nach meiner Kajüte hinab. Beim Abschiede hatte der General lächelnd gesagt:

„Nun, meine Verehrte, morgen werde ich wohl noch einmal den Kompaß befragen müssen, nach welchem Hafen der Ruhe und des Glückes wir segeln.“

Ich legte mich in den Kleidern auf die Matratze und zählte die Minuten. Endlich schlug es zwölf und ich schlich mich, in einen Shawl gehüllt, aus der Kajüte die Treppe zum Deck hinauf. Ich wunderte mich nicht die regelmäßigen Schritte der Schilbwache zu hören. Im Nu war ich am Steuerbord, wo ich Kad-

das und seinen Begleiter, den andern Lootsen, traf.

„Hast Du Muth?“ flüsterte mir jener ganz leise zu.

Statt aller Antwort drückte ich ihm die Hand.

Kaddas stieg nun behende über die Brüstung und ergriff mit der rechten Hand ein außerhalb hinablaufendes Tau. Der andere Lootse hob auch mich über die Brüstung hinaus und legte mich in Kaddas linken Arm. Dann ließ sich derselbe am Tau ins Boot hinabgleiten, der andere Lootse folgte auch nach, das Schlepptau wurde gekappt und — ich war wieder frei! In stummer Seligkeit lag ich an des Freundes Brust und weinte. Auch er sprach nicht und strich mir nur mit der Hand über das Haar. Aber bald machte er sich wieder los von mir, indem er flüsterte:

„Nun gilt es, einen Vorsprung zu gewinnen, ehe man auf der „Konfordia“ unsere Flucht bemerkt.“

Und die beiden Männer arbeiteten nun rüstig an Segeln, Tauen und am Steuer. Ich selbst mußte mit zugreifen und einige Schotten, (die Tane am untern Ende des Segels) halten. Nach einer halben Stunde erst setzte sich Kaddas ans Steuer. Ich mußte meinem Danke gar keine Worte zu geben. Er aber blieb immer ruhig und hörte mir nur freundlich zu.

„Wie war es nur möglich, daß Du von der Gefahr wußtest, in der ich schwebte?“ fragte ich endlich in geordneter Rede.

„Glaubst Du“, entgegnete er, „ich würde Dich ganz sorglos Deinem Schicksal überlassen haben, nachdem Du mich glücklich aus Lübeck herausgeleitet hattest?“

„Wie konntest Du aber von meiner Entführung auf der „Konfordia“ etwas wissen?“

„Ich war mit einigen guten Patrioten in Lübeck heimlich in Verbindung getreten und sie mußten mich von Allem benachrichtigen, was sie über Dein Schicksal in Erfahrung bringen konnten. So hörte ich, daß man eine Untersuchung gegen Dich eingeleitet und während dem ein Militärkommando zur Observation Deiner Person in Guer Haus gelegt habe; daß jeder Besuchende mit einer Legitimation versehen sein

müsse, wenn er sich nicht Unannehmlichkeiten, d. h. der Verhaftung aussetzen wollte."

"Das wußtest Du Alles?"

"Ja, und eben deswegen schien es mir unmöglich, schon früher etwas für Dich zu thun. Nun erfuhr ich aber auch, daß Du unter Bedeckung und wahrscheinlich in Begleitung des Generals Lacroix auf der „Konfordia“ nach Stralsund abgereist seiest, um daselbst internirt zu werden. Jetzt war es Zeit für mich, ans Werk zu gehen. Ich hatte diese Nachricht sehr schnell erhalten und durfte hoffen, da ich mich gerade in der Nähe Stralsunds versteckt hielt, wenigstens zugleich mit der „Konfordia“ in dieser Stadt, oder in dem dortigen Hafen anzukommen. Dann, dachte ich, würde sich schon eine Gelegenheit ergeben, Dich aus den Händen der Feinde zu befreien. Bei meiner Ankunft in Stralsund war aber die „Konfordia“ noch nicht in den Hafen eingelaufen. Ich beschloß, ihr entgegen zu gehen und wo möglich, als Bootse verkleidet, an Bord derselben zu gelangen, um mich mit Dir ins Einvernehmen zu setzen, oder Dich — wenn sich die Gelegenheit böte — gleich von da zu befreien. Ich gewann einen früheren Bootsegehilfen — meinen Gefährten, den Du da siehst, für meinen Plan, und wir verschafften uns Bootsenkleider und ein schnell segelndes Boot. Wir fuhren in den Gellen hinaus und trafen bald die „Konfordia“. Wie wir an Bord kamen, weißt Du. Die Wache und den Steuermann traktirten wir von zehn Uhr Abends an so freigebig mit dem stärksten Rum, daß die Wache ein tiefes Schläfschen machte und der Steuermann sein Amt sehr gern auf einige Zeit meinem Gefährten abtrat, was ihm um so unbedenklicher schien, als ja der Bootse diese Gewässer noch besser kennen mußte, als er selbst, und er ihn für einen wirklich beidigten Hafenbeamten hielt. — Wird sich der General wundern, wenn er Dich morgen früh begrüßen will, aber das Nest ausgenommen findet!"

"Aber er wird sofort seine Verfolgung beginnen."

"Wir haben dieselbe zunächst auf der See dann nicht mehr fürchten; denn gegen Morgen werden wir an den Küsten Rügens und Hiddensees sein, wohin uns die „Konfordia“ nicht folgen kann, weil das Fahrwasser dort für sie nicht tief genug ist. Aber wir müssen immerhin sehr vorsichtig sein, denn die Franzosen werden es an Nachforschungen nicht fehlen lassen; sie haben ja das ganze Land mit Spionen, Gendarmen und Douaniers wie mit einem Netze umstellt. Indes vermeiden wir keine verderblichen Maschen, indem ich Dich morgen auf dem Boote zu einer Familie bringe, die hart

an der Küste auf einer kleinen Insel in der Einsamkeit lebt. Dort wirst Du für die erste Zeit geborgen sein."

So plauderten wir weiter. Wir sahen die Laterne der „Konfordia“ nur noch, wie einen Geisterschein, in der Ferne schweben. Endlich verschwand sie ganz aus Sicht. Schon begann der Morgen im Osten zu grauen. Da erhob sich plötzlich ein furchtbarer Orkan; einzelne Sturzwellen schossen über unser kleines Boot hinweg.

Raddas und sein Begleiter sahen sich sehr bedenklich an. Sie wollten mir die Größe der Gefahr verheimlichen, aber ich erkannte sie wohl. Die beiden Männer arbeiteten mit unverzagter Kraft gegen die Wuth des furchtbar aufgeregten Elements.

"Halte Dich am Mast fest, Meta! Um Gottes willen, laß ihn nicht los! Hier, ergreife auch dies Tau und schlinge es um den Leib!" rief mir Raddas zu.

Ich that es, aber vielleicht nicht ordentlich, und umklammerte auch den Mast mit beiden Armen. Das Boot wurde wie eine Nußschale umhergeworfen. Ich verlor in dem Tumult und von den überstürzenden Wogen beinahe die Besinnung. Auf einmal gab es einen jähen heftigen Stoß. Der Boden unter meinen Füßen schien zu bersten, der Mast krachte und stürzte über Bord — ich mit ihm. Als ich wieder erwachte — standen Sie vor mir, Arnold! — Und Raddas, mein Freund und Retter, wird hier in der Tiefe schlummern. — Wir fahren vielleicht eben über seinem Grabe dahin! Meta schwieg, sie hatte die letzten Worte mit leise verhallender, tief klagernder Stimme gesprochen. Sie stützte nun den Kopf in die Hand und starrte lange — lange auf das Meer hinaus; ihr Auge blieb trocken; es hatte keine Thräne mehr.

Während sie so ganz der Gegenwart entrückt schien, war Arnold mit dieser und der Zukunft beschäftigt. Nachdem sich ihm die dunklen Schicksale Metas enthüllt hatten, drängten sich ihm wieder andere, nicht minder dunkle Fragen auf, Fragen, die über seine Zukunft entscheiden mußten.

Inzwischen hatte sich die Barke der pommerischen Küste genähert. Wie aus einem Traum erwachend, fragte jetzt Meta sehr lebhaft:

"Gibt es denn um Rügen und Hiddensee viele kleine Inseln?"

"Sehr viele!" entgegnete Arnold.

"Da würde es wohl schwierig sein, diese dige ausfindig zu machen, auf die mich Raddas an jenem Morgen bringen wollte, und eine ihm befreundete Familie wohnt."

„Sehr schwierig!“ antwortete Arnold achselzuckend.

„Hätte er mir doch nur den Namen der Insel genannt! Dann wäre es möglich gewesen, durch die dort wohnende Familie, die er im Sinne hatte, etwas über sein Schicksal zu erfahren oder ihm Nachricht von meinem Aufenthalte zu geben, denn wenn er auch noch lebt, wird er doch mich für todt halten! Wer hätte freilich gedacht, daß wir, kaum vereinigt, so bald wieder getrennt würden! — Aber ich muß Gewißheit haben. Lieber Arnold, Sie gehen gleich morgen auf Nachforschungen aus — nicht wahr? Sie kennen ja nun meine Schicksale und können danach bemessen, wie Sie sich benehmen müssen, um dem Geächteten nicht durch unvorsichtige Fragen zu schaden; denn ich kann und mag es noch nicht glauben, daß er todt ist. Wir bedürfen Ihrer treuen Dienste, Arnold. Unsere Lage ist zu schwierig und kritisch. Waddas darf nicht offen nach mir forschen, da er und ich zugleich von den Franzosen verfolgt werden. Den Namen seiner Heimath, seines Gutes kenne ich auch nicht, um dort vielleicht von den ergebenen Freunden des Geächteten etwas über ihn zu erfahren. Eben so wenig kenne ich seine Vertrauten in Lübeck. Die Zeit unseres letzten Zusammenseins war zu kurz, als daß er mir davon etwas erzählen konnte. Wie sollen wir uns also wieder finden, zumal Keiner von dem Andern weiß, ob er noch lebt? Nur Sie, Arnold, können dazu behülflich sein. Morgen gehen Sie nach der Lootsenstation — wie heißt sie doch gleich?“

„Barhöft.“

„Ja, also nach Barhöft und fragen die Lootsen vorsichtig aus, ob sie nichts von den Vorgängen auf der „Konfordia“ wissen, oder ob Sie etwa den Namen des früheren Lootsengehülfen erfahren können, der uns auf der Flucht unterstützte. Er war ein großer, wettergebräunter Mann von etwa vierzig Jahren. An den folgenden Tagen machen Sie auf der Barke eine Rundreise nach den an der Küste liegenden Inseln und suchen jene Familie zu erforschen, mit welcher Waddas bekannt sein muß. Der Auftrag ist lästig und schwierig, vielleicht nicht ohne alle Gefahr für Sie. Aber Sie nehmen ihn über sich — aus Freundschaft zu mir — nicht wahr lieber Arnold?“

„Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht“, entgegnete er ein wenig verdrossen; „Alles soll aufgeboten werden, um Ihnen Gewißheit zu verschaffen.“

„Der Ton, mit welchem Sie das sagen, Arnold, scheint anzudeuten, daß Sie meine Hoffnung nicht theilen“, versetzte Meta traurig.

„Ich will Sie derselben nicht berauben, Meta! Gottes Wege sind wunderbar“, tröstete Arnold. Bei sich war er aber im Voraus entschlossen, Metas Freund nicht zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Märchen.

(Von Heinrich Heine.)

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn.

Einst sah, nach Wassenblitzen,
In Wien ich Hand in Hand
Viel deutsche Männer sitzen
Im Rath um's Vaterland.

Wie waren sie geschäftig
Und guten Willens gleich;
Wie schmiedeten sie so kräftig
Zusammen das deutsche Reich!

Laut klangen die deutschen Lieder
Von Vaterland und Rhein,
Die Alpen hallten es wieder:
Das Land muß größer sein!

Jetzt sah, nach Wassenblitzen
Und Wunden noch blutig-frisch,
Ich wieder Männer sitzen
Zu London, am grünen Tisch.

Doch waren sie deutsch-geschäftig
Und guten Willens gleich?
Und schweißten sie stark und kräftig
Zusammen das deutsche Reich?

Die Luxemburg liegt am Boden,
Und traurig flüstert der Rhein:
Ein Stück ward feil geboten,
Mein Reich soll kleiner sein!

Die Harsensträng' zerspringen,
Die Arndt einst aufgespannt,
Man hört nicht jubeln und singen
Im deutschen Vaterland.

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin,
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das will mir nicht aus dem Sinn:

Es war einmal eine Krähe,
Die warf, genährt so feist,
Die Knochen herum in die Nähe
Vom Opfer, das sie verspeist. —

Allerlei.

Ein Diamant. Die „Pr. = Litth. = Ztg.“ meldet: „Auf dem Gute Heibütten, Kreis Löben, fand ein Arbeiter beim Ausroden von Erlensträuchern einen Stein, der mit seiner Umhüllung, von welcher die Art ein Stück abgelöst hatte, in der Größe einer großen Haselnuß und in Tropfenform erschien. Die von der Umhüllung befreite Stelle verrieth durch ihren Glanz und ihr Farbenspiel den Diamant dergleichen durch Härte und Schärfe. Ein Glaser schnitt zuerst Glas damit, dann legte er den Stein auf einen festen Körper und versuchte ihn so durch heftige Schläge mit einem Hammer zu zertrümmern, was ihn jedoch nicht gelang. Mittlerweile erfolgten auch Gebote von Seiten des Glasers und von Juden, die sich bis auf 30 Thaler steigerten, und in Folge des Handelns kam es zu Klagen, wodurch die Polizei aufmerksam gemacht wurde. Der Stein wurde dem Finder polizeilich abgenommen. Sein Werth ist jetzt durch Sachkenner auf 12,000 Thlr. abgeschätzt und er ist nach Breslau an die dortige Diamantenschleiferei gesandt worden. Da nach den bereits festgestellten näheren Umständen dem Fiskus kein Antheil zusteht, so dürfte der Fund dem Besitzer des Gutes zufallen, der ein Behntel des Werthes dem Finder zu zahlen haben wird.“

Lange Predigten. Die Klagen über lange Predigten werden in England noch mehr laut, als bei uns, obwohl man hier zu Lande auch genug unter der geistlichen Weitschweifigkeit zu leiden hat. Die Königin Viktoria hat nun ein gutes Beispiel gegeben, um diesem Uebelstande ein Ziel zu setzen; sie konnte, da sie zugleich das Haupt der englischen Kirche und als fromme Dame hochgeschätzt ist, am Besten die Initiative ergreifen. Dieselbe hat also auf der Kanzel der königlichen Kapelle, Savoy, Strand, London eine Sanduhr anbringen lassen, die in 18 Minuten abläuft: Die Prediger haben sich streng nach derselben zu richten.

(Römische Anzeigen.) Ein Agent zeigte seinem Hause an: „Der Thron, den ich für

Sie im Auge hatte, ist mir durch die Nase gegangen.“ — Jemand machte bekannt: „Die Fuhrre Lehm kostet 15 Silbergroschen, wobei der Fuhrmann schon mit drin liegt.“ — Im grünen Weg in Berlin befindet sich ein Schild, auf welchem zu lesen: „Wäch von einer Kuh für Seuchlinge.“ — Auf dem Kirchhof zu Tempelburg in Hinterpommern befindet sich die Grabschrift: „Hier ruht ein Pockenkranker.“ — „Ein schöner Graßstein ist wegen Todesfall billig zu verkaufen bei N. N.“ — An dem Vergnügungsgarten des Herrn Haberland zu Treseburg am Bodethal liest man auf einer Tafel: „E. Haberland empfiehlt sein Kutschfuhrwerk zum fahren sowie zum reiten.“ — Der Magistrat zu Beuthen sagt in einer Bekanntmachung: „Wir erjuchen die hiesigen Ortseinwohner hiedurch, milde Liebesgaben für die Abgebrannten zu Hörtrecht abzuführen zu wollen, zu deren Einsammlung in den nächsten Tagen der Rathsdieners und Polizeisergeant Weiß in einer verschlossenen Büchse von uns beauftragt worden ist.“ Wer hätte eine solche raffinierte Grausamkeit von einem mildthätigen Magistrat für möglich gehalten? — In einer amtlichen Nachricht, durch die zwei Gauner verfolgt werden, steht wörtlich: „Der eine legitimirte sich durch einen englischen Paß, während der andere nur einen schwarzen Schnurrbart trug.“

(Ein raffinirter Bösewicht.) Man schreibt aus New-York, 26. Okt.: John W. Cave wurde gestern eines Verbrechens beschuldigt, für welches, wenn es erwiesen wird, selbst die Todesstrafe zu gelinde ist. W. Cave lebte seit längerer Zeit mit seiner Frau in Unfrieden, da er sich dem Trunke ergeben hatte. Am Donnerstag Abend gegen 9 Uhr kam W. Cave nach Hause und fiel gleich über seine Frau her, welche er zur Thüre hinauswarf. Er ging dann an ein Bett, in welchem seine zwei Kinder, ein Mädchen von 9 und ein Knabe von 4 Jahren, schliefen, nahm Zündhölzchen aus der Tasche und zündete das Bett an. Die Flammen schlugen sofort lichterloh in die Höhe. Der Angstschrei der Mutter, die durch ein Fenster Alles angesehen hatte, brachte die Nachbarn zur Stelle, die Thüre wurde erbrochen, und man sah W. Cave ruhig vor dem Bette stehen und beobachten, wie die Flammen den noch immer schlafenden Kindern näher und näher kamen. Der Schurke wollte nicht zugeben, daß die Nachbarn die Kinder vom Bett nehmen sollten und erst ein tüchtiger Schlag mit einem Stuhlbein brachte ihn zur Vernunft.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 20.

Samstag, den 7. December

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

Die Barke war am Ziele. Arnold warf noch einen finstern Blick nach jenem Boote zurück, das sie auf der Fahrt begleitet hatte, jetzt aber weiter links zu steuern schien; dann nahm er Meta auf den Arm und trug sie nach dem trockenen Strande hinüber, an welchem auch hier wieder die Barke des allzu seichten Wassers wegen nicht anlegen konnte.

Während aber der alte Fischer die Kette der Barke am Strande befestigte, stiegen Arnold und Meta den grünen Rasenabhang hinauf, der die wogenden Getreidfelder von dem sandigen Ufer trennte. Oben hatte man eine ziemlich weite Umschau in das Land hinein und über das Meer hinaus. Arnold wendete den Blick noch ein Mal zurück und bemerkte, wie jenes räthselhafte verdächtige Boot jetzt auch mit allen Segeln dem Lande zusteuerte, um wahrscheinlich etwa eine halbe Stunde von ihrem Landungsplatze entfernt, ebenfalls anzulegen.

Dies Räthsel beunruhigte ihn immer mehr, und er schritt daher sehr eilig auf dem schmalen Rasenrain vorwärts, nachdem er seinem Begleiter, dem alten Fischer, zugeflüstert hatte, sich hier in der Nähe zu halten und jenes Boot zu beobachten. Man kam an einem Tannenkamp vorüber. Etwa hundert Schritte hinter demselben gelangte man in eine Straße, zu deren beiden Seiten die Rathen oder Häuslerwohnungen lagen, welche zu Warrentin gehörten. So nämlich hieß der Hof, den Arnolds Schwester und Schwager bewohnten. In dem Zaune eines mit Bäumen und Buschwerk dicht bepflanzten Gartens vorüberschreitend, betraten sie endlich den Hofraum, ein längliches Viereck, das rings von Gebäuden begrenzt war. An der Ostseite, mit der Fronte dem Hofe zugewendet, lag das schlichte Wohnhaus.

Auf der Diele des Wohnhauses kam ihnen Arnolds Schwester, eine blonde hübsche Frau, entgegen.

„Hier, liebe Louise,“ sprach Arnold, ihr die Hand reichend, „bringe ich Dir noch eine

Schwester, die Deine Einsamkeit ein wenig beleben wird.“

„Seien Sie uns bestens willkommen!“ rief diese überaus freundlich, und führte Meta bei der Hand ins Wohnzimmer. „Wie angenehm hast Du mich überrascht, Arnold!“ fuhr sie dann, zu diesem gewendet, fort. „Deine Braut, nicht wahr? Darf ich gratuliren?“

Arnolds Antlitz übergoß Purpurröthe. „Noch nicht“ — stotterte er in der größten Verlegenheit heraus, die sich jetzt zur vollständigen Verwirrung steigerte, da das verrätherische Wörtchen „noch“ seinen geheimsten Wunsch ans Licht gebracht hatte — „Du irrst Dich, liebe Louise.“

„Nun, was nicht ist, kann noch werden!“ fuhr die heitere Frau fort, und bemühte sich mit Zuverlässigkeit um Meta, es ihr bequem zu machen.

„Wie geht es der Mutter, Arnold?“ fragte sie unterdeß.

„Gut, liebe Louise.“

„Ihr habt so lange nichts von Euch hören und sehen lassen! Nun ist's nur gut, daß Du da bist, und gleich in einem doppelten Exemplar,“ setzte sie mit einem schalkhaften Blicke auf Meta hinzu; „denn ein Paar ist doch immer nur Ein und Dasselbe.“

Sie wollte sich hinausbegeben, aber noch an der Thür rief sie Meta zu:

„Wünschen Sie ein Glas Wein oder ein kühlendes Getränk, mein Fräulein? Es ist heute sehr heiß gewesen.“

„Aber, liebe Schwester,“ sagte Arnold noch immer in Verlegenheit, auf sie zutretend; „diese Dame ist kein Fräulein, sondern Frau Senator Broockmann aus Lübeck.“

„Was?“ rief Louise erstarrt, und die schon geöffnete Thür wieder schließend; „Frau Senator? — Sapperment, warum hast Du mir das auch nicht sogleich gesagt!“

„Kann man denn zu Wort kommen bei Dir?“ entschuldigte er sich.

„So oder so!“ — rief die muntere Frau zu Meta gewendet; „seien Sie mir auch als Frau Senator ebenso herzlich willkommen. Also schon verheirathet?“

III

III : III

III : III

Meta schüttelte traurig mit dem Kopfe:

„Ja und nein.“

„Also Wittwe!“ fuhr Louise fort, ihren muntern Ton mäßigend; ich hätte das freilich gleich aus Ihren ernsten Zügen lesen sollen. Verzeihen Sie also meine voreiligen Scherze, Frau Senator!“ schloß sie, Metas Hand voll herzlicher Theilnahme drückend.

„Kennen Sie mich nur Meta,“ bat diese leise; „ich werde Ihnen Alles erzählen, wie ich hierher gekommen bin.“

„Hat durchaus keine Eile,“ sagte die Frau gutmüthig. „Aber über dem Reden vergessen wir das Nothwendigste — Essen und Trinken. So eine kleine Tour zur See schärft Hunger und Durst bis zur Qual. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, beste Meta, ich bin so gleich wieder zurück.“

Und die geschäftige Wirthin eilte hinaus, um rasch einen Imbiß für ihre Gäste zu besorgen. In kürzester Zeit war der kleine runde Tisch vor dem Sopha gedeckt und mit Speisen und Getränken reichlich besetzt. Louise richtete das Alles mit jener lebendigen Freudigkeit her, die einen Gast am beredtesten willkommen heißt.

Meta fühlte sich hier bald ganz heimisch. Arnolds Schwester war herzlich und freundlich gegen sie; sein Schwager, der gegen Abend vom Felde nach Hause kam, zeigte sich zwar, im Gegensatz zu seiner Frau, etwas wortkarg, aber auf seinem Gesichte waren desto deutlicher die Züge freundlichen Wohlwollens ausgeprägt. Und doch wußten die beiden Verwandten Arnolds noch nicht mehr über Meta, als daß sie von den Franzosen aus der Heimath entführt und auf Hiddensee ans Land gespült worden sei. Aber dies Wenige genügte, sie wie eine Angehörige des Hauses zu betrachten.

Arnold nahm seinen Schwager bei Seite und fragte: „Liegen hier in der Nähe auf dem Lande Franzosen im Quartier?“

„Noch nicht; wohl aber sind später welche zu erwarten.“

„Glaubst Du, daß Meta hier zunächst vor Ihnen sicher ist?“

„Vollkommen. Wer sollte etwas von ihrer Ankunft wissen? Man müßte Euch denn schon von Hiddensee aus beobachtet haben. Aber das Meer hinterläßt ja keine Spuren?“

Arnold machte eine nachdenkliche Miene und fuhr dann nach einer kleinen Pause fort: „Ich bin auch Deiner Ansicht. Niemand wird sie hier suchen.“

Das aber war dennoch nicht seine volle Ueberzeugung. „Vor den Franzosen zwar“, dachte er, „sind wir hier wohl sicher; aber der Kaddas! — Wenn er noch lebt und Meta nun nicht für todt hält? Oder wenn er bei dem

Forſchen nach ihrer Leiche, das er gewiß nicht unterlassen wird, zufällig auf Anzeichen trifft, daß sie noch am Leben ist! Dann entführt er sie mir gerade so und noch viel leichter, wie der General. Das ist ein ebenso zäher, als verschlagener Mensch. Da heißt es aufgepaßt!“

„Höre, Schwager“, fragte Arnold wieder, scheinbar ganz harmlos; „ist denn Deine Flinte und Dein Jagdzeug in Ordnung?“

„Warum?“ entgegnete dieser ein wenig verwundert; „bist Du ein so leidenschaftlicher Jäger geworden?“

„Nun, die Langeweile, die Ruhe und das Stillsitzen plagten mich. Und ich habe gehört, daß in dem Rauchholze jetzt Rehe stehen; vielleicht könnte ich auf dem Anstande heute Abend einen Bock erwischen.“

„Versuche Dein Glück! Hier ist der Schlüssel zu meinem Gewehrschrank.“

IX.

Arnold ging nach der Kammer, wo der Gewehrschrank stand, und nahm eine Büchseflinte, deren einen gezogenen Lauf er mit einer Kugel, und den andern glatten mit Rehpfeilen lud. Auch das Waidmesser steckte er zu sich. Dann schlenderte er mit hereinbrechender Nacht den Gartenzaun entlang, jenem Tannenkamp zu, an dem er Nachmittags mit Meta vorübergekommen war.

Das Boot, welches ihnen heute auf der Ueberfahrt von Hiddensee gefolgt war, jener geheimnißvolle Bootse, der am ersten Tage nach Metas Rettung ihn auszufragen suchte: diese beiden Umstände machten ihm viel Kopfzerbrechens.

Der Fischer, dessen er sich bei der Ueberfahrt bedient, kam jetzt vom Strande her auf ihn zu, Arnold erkundigte sich nach dem Resultat seiner Beobachtungen.

„Das Boot legte weiter unten an,“ berichtete dieser, „etwa eine halbe Stunde nach unserer Landung. Ein Mann stieg aus, einer blieb im Boote zurück und krenzte an der Küste. Der Ausgestiegene wendete sich rasch querseiden und entschwand meinen Blicken in diesem Tannenkamp.“

„Wann war das?“ fragte Arnold rasch.

„Vor einer Stunde etwa.“

„Gut, gehe nach Warrentin, laß Dir das Nachessen geben und stelle Dich dann an einem Platze auf, wo Du den Weg beobachten kannst, der vom Strande nach dem Hofe führt. Gewahrst Du beim Scheine des Mondes jenen Mann wieder, so achte genau darauf, was er treibt. Im Nothfalle, und wenn etwas passiren sollte, bist Du dann gleich bei der Hand.“

Halte Dich also immer in der Nähe des Hofes — vielleicht hinter dem Baune. Ich will erst den Lannenkamp ein wenig durchsuchen, dann kehre ich auf demselben Wege zurück. Du wirst mich schon bemerken und mir dann berichten, was Du wahrgenommen hast."

Arnold pfliff seinem Neufundländer zu und wendete sich in den Wald hinein.

Inzwischen hatte Meta nach Ruhe verlangt und Frau Louise ihr ein kleines einfaches Schlafgemach angewiesen, das nach dem Garten hinausging.

Meta lag noch ein wenig im Fenster und sog die frische Nachtkühle ein, die hier nach den heißesten Nachmittagen oft so wohlthuend vom Meere herüberstreicht.

Wie anmuthig und idyllisch erschien ihr hier Alles im Vergleich zu der erhabenen, großartigen Schönheit von Hiddensee! Endlich schloß Meta das Fenster und ging sinnend im Gemache auf und nieder.

Da hört sie plötzlich ein Knistern an den Glascheiben, als wenn Sandkörner dagegen geworfen würden. Erschreckt bleibt sie in der Mitte des Zimmers stehen und lauscht. Das Knistern wiederholt sich ein, zwei Mal. Sie will schon zur Thür hinaus nach dem Wohnzimmer eilen, als sie sich ihrer vielleicht thörichten Furcht zu schämen anfängt. Beherzt tritt sie einen Schritt näher an das Fenster und sucht mit einem Blicke über die Brüstung hinweg die Ursache von jenem Geräusch zu entdecken.

Was ist das? Zwischen den Rosensträuchern ein Mann! Sie stößt einen Angstschrei aus. Der Mann winkt ihr zu. Sie kann ihn nicht erkennen.

"Um Gottes Willen! Der General? Aber wie wäre es möglich! Oder ist es ein Spion, den er nach mir ausgesendet? Oder ist es nur Arnold Jessen? Aber was könnte der hier wollen?" Der Mann winkt wieder. Meta steht wie versteinert. "Großer Gott! stieg etwa Emil Maddas aus den Tiefen des Meeres wieder empor? Aber dieser Mann hier trägt ja keinen Bart, wie er. Nein — und doch!"

Meta wäre gern vor- oder rückwärts geeilt, aber es ist unmöglich, die Füße von der Stelle zu bringen. Nicht einmal die Augen kann sie bewegen.

"Fürchtet sich Emilia Galatti vor mir? Erkennt sie mich nicht mehr?" flüstert eine Stimme draußen, doch laut genug, daß es hier vernehmbar ist.

"Gütiger Gott!" ruft sie und reißt das Fenster auf.

Eine Männergestalt schwingt sich herein in das Zimmer, und mit dem Rufe: "Maddas!

Meta!" sinken zwei Herzen an einander. Lange halten sie sich still umfassen.

"Ich glaubte nicht, Meta, Dich noch am Leber zu finden. Ich forschte nur der todtten Hülle Deiner Seele nach, um ihr ein ehrliches Grab zu weihen."

Sie schmiegte sich fester an ihn, als fürchte sie, noch einmal durch die Fluthen von ihm fortgerissen zu werden.

Er setzte sich endlich auf einen Stuhl, sie rückte einen kleinen Schemel heran und ließ sich vor seinen Füßen nieder, indem sie den Arm auf seine Knie stützte und zu ihm auf sah.

"Ich erkannte Dich gar nicht vor dem Fenster draußen, in Deinem Fischeranzuge mit dem breitkrämpigen Hute, der Jacke und den leirenen Beinleidern. Den langen Bart hast Du ja auch nicht mehr!"

"Ja, man muß sich jetzt ganz nach der Gesellschaft richten, in der man erscheint," sagte er lächelnd und ihre Hand ergreifend. "Als ich neulich auf der Concordia vor dem General Lacroix erscheinen wollte, vor diesem galanten Krieger, so konnte ich mich gewiß nicht besser bei ihm einführen, als wenn ich einen martialischen Bart trug, der mich unkenntlich machte. Und da ich hierauf auch unerkannt bleiben wollte, indem ich einer Dame nachforschte, die ich ihm entführt, so war es rathsam, sich wieder rasiren zu lassen."

Entzückt hörte Meta zu, wie dieser kühne Mann, der ihr bis in den Tod ergeben war, mit so leichtem Tone über Dinge sprach, die ein anderer Mann einer Frau gegenüber als gar nicht hoch genug anzuschlagende Heldenthaten sich in Rechnung gebracht haben würde.

"Wußtest Du, daß ich auf Hiddensee geborgen war?" fragte Meta weiter.

"Nein; da aber diese Küste der Stelle zunächst liegt, wo wir Havarie erlitten, so glaubte ich, dort etwas über Dich erfahren zu können, zumal damals gerade der Wind auf diese Insel zu stand. Ich mußte vermuthen, daß Du dort angetrieben seiest. Und denke Dir! Ich habe neben demselben Hause gestanden, in welchem Du lebstest, und wir wußten dennoch nichts voneinander!"

"Aus Furcht vor den Verfolgungen des Generals hatte ich Arnold Jessen gebeten, meine Gegenwart verbergen zu halten," sagte Meta.

"Aus demselben Grunde mochte ich mich Deinem Gastfreunde nicht ganz entdecken," erwiderte Maddas. "Arnold Jessen flößte mir kein Vertrauen ein."

"Wie so?" fragte Meta, erstaunt zu dem Freunde emporblickend; "ich halte ihn für einen aufrichtigen und zuverlässigen Mann."

„Nun, er mag es auch sein. Aber er be-
nahm sich sonderbar gegen mich; schüchtern, zu-
rückhaltend, mißtrauisch. Sein Wesen hatte
etwas von einem Manne, der sich mit Hinter-
gedanken trägt.“

„Welche konnten dies sein?“ fragte Meta.

„Ich will Dich nicht gegen Deinen Er-
retter aus den Kluthen einnehmen,“ erwiderte
Kaddas. „Es ist natürlich, daß Du zunächst
nur Empfindungen des Dankes für ihn hast.
Aber Du bist ein Weib — und er ist ein junger
unverheiratheter Mann.“

„Doch was soll nun aus uns Beiden wer-
den?“ fragte Meta mit einem halbunterdrückten
Seufzer. „Du bist hier im ganzen Lande, so
weit der Arm der Franzosen reicht, keinen Au-
genblick ungeschützt und ich — ich kann nichts
für Deine Sicherheit thun. Mir freilich geht
es nicht gleich ans Leben, aber Dir, Kaddas,
Dir!“

„Um mich sei unbesorgt, liebe Meta! So-
bald ich ein schützendes Asyl für Dich ausfindig
gemacht habe, wende ich mich nach Oesterreich,
das sich gewiß bald gegen den Unterdrücker er-
heben wird.“

„Mich von Dir trennen!“ rief Meta, die
großen Augen mit einem Ausdruck des Schrek-
kens und des Vorwurfses zu dem Freunde em-
porhebend.

„Heute können wir darüber zu keinem
bestimmten Schlusse kommen, liebe Meta. Ich
habe hier in der Nähe einen Bekannten, bei
dem ich übernachten werde.“

„Ich könnte mich ja ohnehin nicht mehr
in so später Stunde bei Deinen Wirthen ein-
führen. Ich ziehe indessen Erkundigungen über
sie und Arnold bei meinem Bekannten ein und
lehre morgen am Tage wieder. Du kannst
Arnold und dessen Verwandte darauf vorbe-
reiten.“

(Fortsetzung folgt.)

König David.

Lächelnd scheidet der Despot,
Denn er weiß, nach seinem Tod
Wechselt Willkühr nur die Hände
Und die Knechtschaft hat ein Ende.

Armes Volk! wie Pferd und Farr'n
Bleibt es angeschirrt am Karr'n,
Und der Nacken wird gebrochen,
Der sich nicht bequemt den Jochen. —

Sterbend spricht zu Salomo
König David: Apropos!
Daß ich Joab dir empfehle,
Einen meiner Generale.

Dieser tapf're General
Ist seit Jahren mir fatal.
Doch ich wagte den Verhafteten
Niemals ernstlich anzutasten.

Du mein Sohn bist fromm und klug,
Gottesfürchtig, stark genug,
Und es wird dir leicht gelingen
Diesen Joab umzubringen.

Allerlei.

Mißverständnis aus Eifersucht.
Ein junger Chemann in Wien hatte in einem Ge-
wölbe der Margarethenstraße für seine Frau
heimlich Einkäufe gemacht und sagte dem Ver-
käufer, er möge nur das Packet liegen lassen,
bis er es durch einen Dienstmann abholen
lassen werde; dann notirte er sich flüchtig die
Adresse: Margareth, Nr. 13. Seine junge
Frau, sehr eifersüchtig, hatte die Gewohnheit
seine Briestafche sehr fleißig zu durchsuchen.
Da findet sie nun das Billet und liest: Mar-
gareth. Sie geberdet sich sofort auffallend er-
zürnt und erklärt dem zärtlich besorgten Gatten,
indem sie ihm das Billet vor die Füße wirft,
die Ursache ihrer Wuth. Der Gatte liest ruhig
und lacht dann laut auf; sie fährt ihm darüber
in die Haare, er aber drängt sie saust zurück
und sagt, noch immer lachend: „Zur Strafe
wirst Du heute mit mir zu dieser Margareth
hingehen und Buße thun!“ Sie war frappirt,
ja empört über diese Zumuthung, doch die Ei-
fersucht siegte und die Dame begleitete den un-
getreuen Gemahl zur vermeintlichen Nebenbuh-
lerin in die Margarethenstraße Nr. 13, wie
solches auf der Adresse bezeichuet war. Im
Verkaufsgewölbe rief nun der Gatte: „Ich
habe keinen Dienstmann gefunden, das Packet
Seidenstoff für meine liebe Frau zu tragen,
da ist sie nun selbst!“ sprach's und ließ die
Erstaunte tief beschämt mit ihrem Packet allein
nach Hause gehen.

(Kellnerlogik.) „Ich habe doch eine
ganze Portion bestellt!“ — „Das ist eine ganze
Portion, mein Herr!“ — „So? Nun dann
möchl' ich wirklich wissen, wie bei Ihnen halbe
Portionen aussehen?“ — „Die sind auch nicht
größer, mein Herr!“

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 21.

Mittwoch, den 11. December

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

„Ich habe nichts gegen Deinen Vorschlag einzuwenden,“ entgegnete sie.

„Da wünsche ich Dir denn also gute Nacht, Meta!“ sagte Kaddas, indem er sich schnell erhob, ihr nochmals die Hand reichte und sich wieder zu demselben Fenster hinauschwang, durch das er hereingekommen war.

Sie stand immer noch am Fenster, als seine Schritte längst schon verhallt waren. Es herrschte tiefe Stille; sie glaubte in weiter Ferne den leismurmelnenden Wogenschlag des Meeres zu hören. Nur zuweilen wurde die nächtliche Ruhe durch die unheimlichen Rufe der Käuzchen unterbrochen.

Eben wollte sich Meta in ihr Zimmer zurückziehen, da dröhnte vom äußersten Garten her der Knall einer Feuerwaffe durch die stille Nacht. Meta sank in die Kniee, als wenn sie selbst getroffen wäre. Im nächsten Augenblicke aber raffte sie sich wieder auf, denn es ließen sich auch Hundegebell und laute Männerstimmen vernehmen.

„Kaddas, Kaddas! o mein lieber, theurer Freund, was ist Dir geschehen!“ rief Meta verzweiflungsvoll in die Nacht hinein; und ohne zu wissen, was sie eigentlich thun wollte, folgte sie blos einer Eingebung ihres Herzens, indem sie einen Stuhl aus Fenster zog, darauf trat und sich in den Garten hinabließ, der nur etwa sechs Fuß tief unter dem Fenster lag.

Es war das Werk eines Augenblickes. Weder die Dunkelheit noch das dornige Gestrüpp achtend, eilt sie in der Richtung vorwärts, in welcher der Schuß gefallen und von wo jetzt noch immer Hundegebell ertönt. —

Mit fliegender Hast gelangte sie in einen Gang, zu dessen beiden Seiten dichte Hecken stehen. „Kaddas! Kaddas!“ versuchte sie zu rufen, aber sie kann es nur hervorstöhnen, denn die Kehle ist ihr wie zugeschnürt.

Da hört sie am äußersten Ende des Ganges ein dumpfes Dröhnen, Zweige und Büsche knacken, ein Hund stößt gurgelndes Wuthgeheul aus.

Noch zehn Schritte, da sieht sie beim ungewissen Schein des Mondes dicht neben dem Zaune zwei Männer am Boden liegen, die mit einander ringen. Der Eine scheint zu unterliegen. Ein Messer blitzt in der Hand des Andern. Die Mondstrahlen brechen sich auf dem blanken Eisen, mit dem er nach einem großen wüthenden Hunde um sich stößt.

Meta kann die Kämpfenden noch nicht erkennen; aber sie sieht: es ist ein Ringen auf Leben und Tod. Wer ist der Unterliegende? Ist es Kaddas?

„Stirb, du feiger Mörder!“ ruft der Eine und hebt das blitzende Eisen, um es dem Gegner in die Brust zu senken.

In diesem Augenblicke aber hat Meta den gehobenen Arm erfaßt und der so Geheimte starrt ihr überrascht und mit wilden Blicken in die entsetzten Züge.

„Ah, Meta, Du — Du —“
„Laß ihn los, Kaddas! Laß ihn los, es ist ja Arnold Jessen, unser Freund!“ ruft sie flehend, indem sie sich voll Entsetzen nach dem unten Liegenden niederbeugt, dessen Gesichtszüge verzerrt sind, wie die eines Erstickenden. Kaddas' linke Faust hat sich gleich einer eisernen Klammer um seine Kehle gepreßt.

„Ein schöner Freund, der rücklings auf mich schießt!“ ruft Kaddas immer noch in wildem Zorne.

„Bist Du verwundet?“ schreit Meta auf; „Deine Hand ist voll Blut!“

„Ich weiß es nicht.“
„So laß ihn doch los, Kaddas! Du siehst ja, er stirbt unter Deiner Hand!“

„Er hätte es verdient! doch lasse ich den Schelm zu seiner eigenen Schande laufen.“

Kaddas zog das Knie von der Brust Arnolds zurück und erhob sich zitternd vor Grimm und Aufregung.

„Nun eile, daß Du mir aus den Augen kommst!“ sagte er verächtlich zu seinem Gegner, der sich wieder zu regen begann.

„Du blutest ja überall! Du bist doch nicht tödtlich getroffen? Sprich doch Kaddas, sprich: fühlst Du Dich noch gesund?“ drängte Meta, und wischte mit ihrem Taschentuche das Blut von seiner Hand.

„Beruhige Dich, es wird hoffentlich nicht viel zu bedeuten haben. Die verrätherische Kugel pfiff mir am Kopfe vorüber. Die Wunde an der Hand rührt von den Zähnen des Hundes her.“

Pluto stand jetzt wedelnd an Metas Seite.

„Verrätherische Kugel!“ stammelte Arnold, der sich inzwischen auch erhob. „Entschuldigen Sie ein großes Mißverständnis — ich dachte, es wäre ein Spion der Franzosen, der dieser Dame wegen hier herumvigilirt.“

„Ein Mißverständnis, das mir oder Ihnen das Leben kosten mußte!“ sagte Staddas kalt.

„Ein anderer bedeußt sich zwei Mal, ehe er den Lauf seines Gewehrs auf einen Menschen richtet.“

„Ich rief Sie ja zuvor an mit einem: Wer da? Aber Sie antworteten nicht und suchten durch die Büsche zu entchlüpfen!“ jagte Arnold, indem er sich von seiner Verwirrung etwas zu erholen schien.

„Ich bin jetzt selten in der Laune, eine so neugierige Frage zu beantworten,“ erwiderte Staddas. „Aber das berechtigte Sie noch lange nicht, auf mich zu schießen.“

„Ich betraf Sie aber in unserm Gehege, und auf jeden Fall hatte ich daher das Recht, jene Frage an Sie zu richten. Der Leichtsinne ist also auf Ihrer Seit.“

„Ich konnte nicht wissen, wer Sie waren. Ich selbst mußte einen Spion in Ihnen fürchten; dennoch habe ich Sie nicht zuerst angegriffen, und bin erst über Sie hergefallen, als der mir nachgeschickte Schuß mich in jener Vermuthung bestärkte.“

„O, ich danke nur Gott, daß Ihr Euch beide nicht umgebracht habt!“ sagte Meta. „Welch' ungeliger Zufall mußte Euch zusammenführen!“

„Mich trieb nur die Sorge um Ihre Sicherheit hinaus!“ bemerkte Arnold, zu Meta gewendet.

Diese aber schwieg.

„Eben Deine Sicherheit, Meta, zwingt uns, noch heute Nacht diesen Ort zu verlassen,“ sagte Staddas zu ihr. „Hast Du noch Kleidungsstücke hier im Hause?“

„Sehr wenige; ein kleines Bündel ist meine ganze Habe,“ entgegnete sie.

„Komm, laß es uns holen und dann sofort aufbrechen.“

„Sie werden doch nicht so plötzlich ohne alle Vorbereitungen von uns scheiden wollen!“ wandte Arnold mit offenbarer Bestürzung ein.

„Und warum nicht?“ fragte Staddas kalt.

Nach diesen Worten schritt er an Metas Seite den Laubgang entlang und dem Fenster ihres Zimmers zu. Arnold folgte ihnen in

einiger Entfernung, nachdem er sein noch am Boden liegendes Gewehr aufgerafft hatte. —

Staddas stieg behende in Metas Schlafkabinet zurück und packte rasch ihre umherliegenden wenigen Effekten zusammen. Bald stand er wieder neben ihr. Sie blickte unschlüssig von Staddas zu Arnold hinüber, der inzwischen auch wieder herbeigekommen war. Staddas verstand sie:

„Entschuldigen Sie das Verschwinden dieser Dame bei Ihrer Frau Schwester, so gut Sie können“, sagte er, zu Arnold gewendet. „Im Uebrigen machen Sie in Zukunft einen bessern Gebrauch von Ihren Kugeln.“

„Ja, Arnoldessen,“ fiel Meta ihrem Freunde in die Rede, weil sie doch noch Mitleid mit dem Verblendeten hatte und fürchtete, Staddas möchte ihn zu tief beleidigen; „ja, Arnold, denken Sie an unser armes, geknechtetes Vaterland, und Sie werden darüber all' die kleinen Schmerzen vergessen, die gegen den großen, allgemeinen Jammer nur wie leichte Nadelstiche sind. — Adieu! Ich danke Ihnen herzlich für alles Gute, was Sie mir gethan und werde Ihnen später noch viel inniger danken, wenn diese kräftigen Arme nicht länger müßig geruht.“

Mit gesenktem Kopfe hörte Arnold diese feierlich gesprochenen Worte an und erwiderte keine Silbe, schien aber ein krampfhaftes Schluchzen nur mit Mühe unterdrücken zu können.

Staddas und Meta waren hinter den dichten Hecken verschwunden. Der Unglückliche aber warf sich, gleich einem Wahnsinnigen, auf den Rasen nieder und schluchzte laut. „O, dies herrliche, dies großmüthige Weib! und ich dagegen!“ stöhnte er, die heiße Stirn in dem thauigen Grase kühlend.

Im August 1807, also wenige Wochen nach den eben erzählten Vorgängen, war der General Lacroix von seinem Urlaub wieder nach Lübeck zurückgekehrt. Er saß dem Senator Brookmann in düsterem Sinnen gegenüber.

„Wie gesagt also“, nahm er die, wie es schien, eben erst unterbrochene Rede wieder auf, „Sie müssen Ihre Frau Gemahlin wieder zur Stelle schaffen oder — Sie haben meine Gunst für immer vercherzt.“

„Sie haben eine sehr schmeichelhafte Meinung von meinen Talenten und von meinem Scharfsinn, Herr General“, entgegnete Brookmann mit einer leichten Verbeugung.

„Und zum Beweis, wie hoch ich Ihre Dienste anschlage, Herr Senator, verspreche ich Ihnen eine Lieferung von fünftausend Centnern Mehl zu übertragen, wenn Ihre Bemühungen glücken.“

Brookmann überrechnete schon in Gedanken den Gewinn, welchen er von einem solchen Geschäft haben müßte, und murmelte vor sich hin: „Ei, das wäre ein Zug aus der Flasche!“ Dann sagte er laut:

„Ich werde noch heute meine Mission antreten, Herr General, und Ihnen sobald als möglich von dem Erfolge derselben Nachricht geben.“

„Ich harre derselben mit Ungeduld“, entgegnete der General. „Also — bon voyage, glückliche Reise!“

Die beiden Herren trennten sich.

X.

Senator Brookmann war nicht im Zweifel, wohin er sich wenden müsse, um seine Frau zu finden. Meta ist dem General an den pommerischen Küsten entslüpfet, und zwar höchst wahrscheinlich mit Hülfe des verwegenen Kaddas,“ sagte er zu sich selbst. „Ueber diesen muß ich also zuerst Näheres erkunden, über seinen gegenwärtigen Aufenthalt, über seine verwandtschaftlichen Verhältnisse und dergleichen. Zu dieser Auskunft ist aber Niemand geeigneter, als der tapfere Major von Köller, der im vorigen Herbst bei uns im Quartier lag und sich selbst einen Gutsnachbar von Kaddas nannte. Höchst wahrscheinlich hat sich jener auf sein Gut Hagenow bei Tribsees zurückgezogen, um nach Beendigung seiner kriegerischen Laufbahn auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Also fort zu ihm!“

Dieses Städtchen liegt hart an der meklenburg-pommerischen Grenze, östlich von Rostock; Tochem mußte seinem Herrn ein Postbillet dahin lösen. (Fortsetzung folgt.)

Das Abwaschwasser.

(Aus dem „Fürther Tagblatt“.)

Es is a Schreinermeister höi, den thout a Jedes
Leina,

A braver Moh, der spät und früh thout nach
sein G'schäft rumreina,

Den is lezhi a Straach passirt, dös loh mer
leicht nit finna,

Dös stöht in kaner Chronik und in kan Ka-
lender drinna.

Lezthi is on an Sunnta früh der Moh in
G'schäft'n g'wes'n,

Sei Frau thout in die Köring göih, möcht
häiern die Pridi les'n,

Dau sagt's no on der Stubesthür: Mei löiber
gouter Moh,
In Us'n stöht a Wasser drin, dau kornst di
waschen oh.

Und wöi der Meister ferti woar, zöigt er von
Us'n raus
An Hof'n, der vull Wasser woar, und leert'n
fast ganz aus.

Er wäscht si oh und sagt derzou, dös Wasser,
dös is gout,
All' Tog möcht ih a su an's hob'm, dös wau
su rutschen thout.

Doch wall dös Wasser su gout woar, wäscht
er si dreimoal oh,
Dau hout mei gouter Christoph g'jeg'n als wöi
a janger Moh;
Sei G'sicht hout glänzt wöi ohlackirt, su denkt
er, dös is g'scheidt,
Mei Frau, wenn von der Köring kummt, döi
hout a Fexen Freud.

Us' ahmoal göiht die Stub'enthür af, biz kummt
sei Weibla ham,
Der Christoph stöht on Spöig'l dort, und richt'
si recht schöi z'samm;
Dau, sagt die Frau: Herr Ze, mei Mo, wöi
bist du heunt so schöi!
Kumm sei ba Zeit zo'n Ess'n ham, wenn'st
soltest forta göih!

Drauf göiht die Frau an Us'n hi, und schaut
ihr Supp'n noch,
Wall's von der ganzen Woch'n her die Tröpfli
Fleischbröih hout;
Dau woar in Hof'n nix mäih'r drin dös woar
a grouß Malohr,
Ka Bisla Bröih, nix hint' und vorn, der Hof'n,
der woar leer!

„Ja, wer is denn von Danner-Deil dau über
d' Fleischbröih kumma?“

„Ja,“ sagt der Jung', „der Meister hout's als
Abwaschwasser g'minna!“

„Wos?“ schreit die Frau, „du Limmel du, du
unverschämter Moh,

„Kan größern Schaufkupf trifft mehr doch wohl
aj der Welt nit oh!“

Der Christoph stöht, als wöi a Dohs stöht
vur an neue Thur,

Doch endli sagt er: „Weiba Frau, wöi kummt
du mir dau vur?“

„Halt's Maul!“ schreit sie, „sonst werf' ih glei
den Hof'n in dei Waffel,

„Ih wollt, du wärst, ih was nit wau, mit
deiner grouß'n Kaffel!“

Der Stoffl, der rennt naus af d' Strouß und
 nei in gelb'n Löw'n,
 Er denkt, der Hof'n könnt'n doch no on sein
 Kupf hin flög'n.
 Dös is die ganze Fleischbröih-G'schicht, doch
 woar es Allerhöinst,
 Daß lang dernauch der Stöffel hout no von
 der Fleischbröih glänzt.

Allerlei.

Die Rh. Z. erzählt aus dem heuerigen Examen der lippe'schen Kandidaten zum einjährigen Freiwilligendienst folgendes Ergötzliche und bemerkt dazu, daß ihr noch ein ganzes Heft ähnlicher Antworten zu Gebote stehe. Der Verfasser eines Aufsatzes über einen Brand führt „als leicht entzündbare Stoffe Schwefelhölzer, Zunder und Feuersteine“ an. Ein Anderer beschreibt einen Frühlingmorgen: „Lämmer und Kühe hüpfen auf den Wiesen“ u. i. w. Nun auch einige Beispiele aus dem mündlichen Examen: F. Wie heißt die höchste Spitze von Europa? A. Rußland. Welches Meer liegt zwischen Frankreich und England? Das Mitteländische. Wie heißt das Grenzgebirge zwischen Spanien und Frankreich? Die Appeninen. Wo liegt Konstantinopel? In Egypten. Wo liegt Breslau? In Pommern an der Meisse. Wo liegt Hamburg? An der Weiser. Wo entspringt die Ems? Im Riesengebirg und fließt in die Ostsee. Gegen wen führte Xerxes Krieg? Gegen die Türken. Gibt's auch Mahomedaner in Europa? Nein! Gar keine? Ja doch, so einige sechszig. Zu welcher Gattung von Kriegen gehört der dreißigjährige? Zu den bedeutenderen. Wer war Nero? Ein deutscher Kaiser. Kennen Sie noch einen Kaiser? Ja, Peter der Große. Gegen wen führte Peter der Große Krieg? Gegen Karl den Zwölften. Wer war Karl der Zwölfte? König von Italien. Wo ist Napoleon der Erste geboren? In Californien. Welchen Krieg führte Friedrich der Zweite? Den 7jährigen. Was eroberte er da? Frankreich. Frankreich? Nein, Norddeutschland.

(Die Frauen in Californien.)

Im Jahre 1848 waren schon 100,000 Männer in Californien, als Frauen noch zu den Seltenheiten gehörten. Man denke sich eine solche Anzahl Junggesellen, Wittwer oder Stroh-wittwer allein in einem Lande ohne Frauen und Kinder! Welchen Eindruck wird es auf

dieselben gemacht haben, als sie nach zwei Jahren einmal wieder eine Frau zu Gesicht bekommen haben? Die Frauen wurden in den ersten Jahren vergöttert; ging eine solch seltene Erscheinung durch die Straßen San Franzisko's, so hörte das Geschäft auf, Käufer und Verkäufer, der Chef und der Buchhalter liefen an Thür und Fenster und zollten der Göttin ihre Ehrfurcht. Die Geschenke, die derzeit den Damen gemacht wurden, waren weder Armbänder, noch Halschmuck oder Diamanten, noch geprägte Münzen, dieß Alles hatte man dort in den ersten Jahren nicht; es war nur ein unansehnliches Beutelchen von Leinen oder Leder, gefüllt mit Goldstaub. Mit den Damen kam indeß auch bald der Luxus in das Land, das Beste und Schönste der Pariser Moden, die feinsten Weine und Delikatessen wurden importirt und mit fabelhaften Preisen bezahlt, und so gehört denn in der gegenwärtigen Periode San Franzisko zu den hervorragendsten Städten des Luxus der Welt. Die Damen stehen noch heute auf einer höhern Stufe der Achtung, als in irgend einer andern Stadt; sie sind dort nicht dem beleidigenden Gaffen und herausfordernden Blicken von Gecken ausgesetzt, wie solches in andern großen Städten der Fall ist. Das Verhältniß der weiblichen zu der männlichen Bevölkerung Californiens ist jetzt erst eins zu fünf, während in den Oststaaten Amerika's, z. B. in New-York und Massachusetts, die weibliche Bevölkerung die männliche übertrifft. Junge Damen, die noch beständig in Californien einwandern, machen rasch ihr Glück. Wenig bemittelte nehmen entweder eine Stelle in einer Familie an oder eröffnen ein Geschäft als Putzmacherin, Kleidermacherin u. dgl.; es fehlt ihnen nicht an Gelegenheit, in Gesellschaften eingeführt zu werden, und nachdem sie den Charakter des Mannes, der ihnen Aufmerksamkeit zollt, geprüft, verheirathen sie sich bald. Bei der jetzigen Bevölkerung dürften 20,000 junge Mädchen in Californien innerhalb eines Jahres nach Ankunft gute Partien machen. Die fleißige und arbeitssame deutsche Frau wird dort sehr gesucht. Während die Amerikanerinnen den Platz des europäischen Adels einnehmen wollen, begnügt sich die deutsche Frau mit einem ruhigen, soliden Haushalt und ist dem Farmer und Handwerker eine angenehme Hülfe und Gesellschafterin, verzehrt nicht allein das Geld, welches ihr Mann verdient, sondern trägt durch ihre Umsicht im Haushalt dazu bei, es zu vermehren.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 22.

Samstag, den 14. December

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung.)

Der kluge Agent fuhr ab. Von Tribsees aus miethete er ein Privatgeschirr und fuhr schon am dritten Tage nach seiner Unterredung mit dem General vor dem Herrenhause in Hagenow vor.

Eben als der Wagen an den Fenstern der Wohnstube im Erdgeschosß vorüberflog, bemerkte Brookmann, daß eine weibliche Gestalt sich eiligst erhob und das Zimmer verließ — ein an sich nicht auffälliger Umstand, da dieß ja bei unerwarteten Besuchen so oft vorzukommen pflegt.

Der Wagen hielt vor der Thür. Nach einigen Secunden trat eine ältliche Dame heraus und bat den Senator abzustiegen. Ihr Bruder, der Major, werde sogleich erscheinen; er sei gerade noch mit seiner Toilette beschäftigt.

Sie führte den Senator in die Puzstube, welche links auf dem Hausflur, der Wohnstube gegenüber, lag. Er nannte seinen Namen und wurde dem Major gemeldet. Alsbald erschien derselbe in noch unvollendeter Toilette.

„Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, Herr Senator, daß ich Sie so empfangen; aber die Ungeduld, Sie bei mir zu begrüßen —“

„Bitte sehr, bitte sehr!“ entgegnete der Senator.

„Ich freue mich außerordentlich, Sie ein Mal wieder zu sehen,“ fuhr er fort, ohne sich weiter um den lächelnden Blick des Senators zu kümmern. „Ich habe leider bei der Capitulation von Maffow mein Ehrenwort geben müssen, während des gegenwärtigen Feldzuges nicht gegen Frankreich zu kämpfen, und bin auf diese Weise zu einer friedlichen Existenz verurtheilt.“

„Und was treiben Sie nun hier, Herr Major, mit Ihrem hochstrebenden, militärischen Geiste? Sie scheinen stets sehr sorgfältige Toilette zu machen? Aber für wen in dieser ländlichen Einsamkeit?“

„Aus alter Gewohnheit, Herr Senator, und aus Achtung vor mir selbst. —“

„Und vielleicht aus Respekt vor einer Dame,

die hier zum Besuch ist?“ warf Brookmann mit einem lauernden Blicke ein.

„Meine Schwester“, erwiderte der Major nach kurzem Ueberlegen, „ist hier nicht zum Besuch: sie wohnt bei mir und führt mir die Wirthschaft, da ich unverheirathet bin. Sonst sehe ich selten Damen bei mir.“

„Hm!“ — murmelte der Senator vor sich hin, „da bin ich sogleich bei meiner Ankunft glücklicher gewesen! Der Herr Baron scheint schlechte Augen zu haben.“

Man setzte sich zum Frühstück. Nach demselben vollendete der Major das Kunstwerk seiner Toilette, während dessen Schwester sich der Unterhaltung des Senators widmete. Dieser äußerte im Verlaufe derselben unbefangenen den Wunsch, die Räumlichkeiten des neuen und, wie es scheine, sehr practisch eingerichteten Wohnhauses in Augenschein nehmen zu dürfen. Die gutmüthige alte Dame willfahrte gern einem Wunsch, der ihrer Eitelkeit schmeichelte.

Zuerst betrat man den nach der Gartenseite hinausliegenden Speisesaal. Von dem Saale aus gingen die Beiden in einige Nebenzimmer, von denen eines als Garderobe zu dienen schien, denn an den Seiten standen große Schränke, Schachteln und Kisten umher; am Boden war eine kleine Reihe von Damenschuhwerk aufgestellt. Rächelnd blieb der Senator davor stehen und fragte: „Sind Sie die einzige Dame hier im Hause, gnädiges Fräulein?“

„Jetzt, für den Augenblick, gewiß! Zweifelnd Sie daran?“ antwortete Fräulein von Köller mit einem Ausdrucke, als jände sie jene bescheidene Frage beleidigend; dabei erröthete sie aber.

„Wenn Sie wünschen, nicht im geringsten, gnädige Baronesse. Ich bewundere nur das merkwürdige Spiel der Natur und der Kunst.“

Zugleich beugte sich der Senator nieder und hob einen eleganten Schuh auf, der einem sehr schmalen, kleinen Damensfuße angehören mußte. Er betrachtete ihn kopfschüttelnd und sah dabei abwechselnd auf die Fußspitzen des Fräuleins, die einen etwas dicken fleischigen Fuß verriethen, und dann auf die anderen Paar Schuhe nieder, die offenbar zu des Fräuleins Fuße paßten, aber nicht die mindeste Ähnlich-

keit mit demjenigen seinen Stiefelchen hatten, das er in der Hand hielt.

„Hm!“ sagte er, noch immer den Schuh betrachtend und den Kopf schüttelnd, wie ein sorgenvoller Familienvater; „schon wieder die Sohlen durch und doch habe ich erst neulich die alte Schuhmacherrechnung bezahlt! Das kommt aber von dem Ausreisen!“

Fräulein von Köller that nicht, als ob sie diese Rede verstehe; aber sie wendete sich ab und verbarg ihr Gesicht hinter der Thür eines Kleiderschranks, in welchem sie sich etwas zu schaffen machte.

Der Senator schien seinen Zweck erreicht zu haben, denn er erklärte, die Räumlichkeiten des Hauses nicht weiter besichtigen zu wollen. Nachdem sie in das Besuchszimmer zurückgekehrt waren, kam auch der Major.

Als man sich zu Tische gesetzt hatte, sah sich der Senator forschend um, als ob er noch Jemanden vermisse. Dann lehnte er sich auf dem Stuhle zurück und sagte unwillig: „Wo bleibt sie denn nur — wie kann sie heute so lange auf sich warten lassen!“

Fräulein von Köller warf einen verstohlenen Blick zu ihrem Bruder hinüber. Der Major schwieg.

Man trug die Suppe auf. „Schon die Suppe!“ fuhr der Senator mit gesteigertem Unwillen fort, „und noch ist sie nicht da!“

„Wer denn nur Herr Senator?“ fragte endlich der Major. „Wen erwarten Sie denn noch so ungeduldig?“

„Nun, wen anders, als Meta, meine Frau?“

Der Major konnte nicht länger an sich halten; er platzte mit einem furchtbaren Gelächter los, in das seine Schwester und auch der Senator alsbald einstimmen mußten.

„Da hilft ein längeres Verhehlichen denn wirklich nichts mehr“, sagte der Major zu seiner Schwester. „Geh, liebe Jda, und bitte die Frau Senatorin, bei Tische zu erscheinen.“

Fräulein von Köller erhob sich rasch und ging hinaus, denn sie war froh dieser peinlichen Situation enthoben zu sein.

IX.

Meta verbarg sich wirklich in der Familie des Majors. Naddas hatte nebst ihr nach jenem unglücklichen nächtlichen Zusammentreffen mit Arnold in Warrentin diesen Ort sofort verlassen und Meta noch in derselben Nacht nach dem benachbarten Städtchen Barth und von da nach dem Gute des Majors geführt. Denn Beide, sie und Naddas, hatten weder geglaubt, daß man weitere Nachforschungen nach ihr an-

stellen werde, noch dem Senator — selbst in diesem Falle — eine so glückliche Spürkraft zugetraut.

Nun war das unvorhergesehene Unglück doch geschehen und Metas Aufenthalt ihrem ärgsten Feinde verrathen, während ihr treuester Freund in unbekannter Ferne weilte.

Der Senator und Herr von Köller waren schon beim zweiten Gange und des Letzteren Schwester Jda war noch nicht in den Speisesaal zurückgekehrt. Ebenso wenig erschien Meta. Der Senator verrieth indeß durchaus keine Ungeduld, sie wiederzusehen.

„Wir könnten inzwischen, bis die Damen erscheinen, von einem Geschäfte sprechen“, sagte der Major.

„Haben Sie die Güte!“ erwiderte der Senator, niemals abgeneigt, eine gewinnbringende Gelegenheit zu benutzen.

„Da mich das gegebene Ehrenwort hindert, im gegenwärtigen Feldzuge die Waffen gegen Frankreich zu führen“, hob der Major an, „so suche ich mich auf andere Weise nützlich zu machen. Ich bin geheimer Agent der schwedischen Regierung und damit beauftragt, ihr durch meine Vermittlung eine möglichst große Menge Getreide zu beschaffen, woran es in Schweden gegenwärtig sehr mangelt. Da ich nun weiß, Herr Senator, daß Sie vermöge ihrer langjährigen Verbindungen im Stande sind, dergleichen Lieferungen schnell zu effectuiren so könnte ich vielleicht mit Ihnen dies Geschäft abschließen. Ich habe unumschränkte Vollmacht.“

„Welches sind die Bedingungen?“ fragte der Senator sehr eifrig.

Der Major holte verschiedene von der schwedischen Regierung ausgefertigte Papiere aus dem Secretär und reichte sie dem Senator zur Durchsicht. Dieser überflog sie und gab sie dann mit den Worten zurück: „Die Bedingungen sind günstig; ich bin bereit.“

Nachdem man noch das Nähere besprochen, unterzeichnete Brookmann, die schon in Bereitschaft gehaltenen Formulare eines Contracts und rieb sich dann vergnügt die Hände in der Meinung, so ganz nebenbei ein vortreffliches Geschäft gemacht zu haben.

Jetzt kehrte auch Fräulein von Köller wieder in den Speisesaal zurück, Brookmann rief ihr entgegen: „Nun, Sie kommen allein, Baronesse! Hat meine Frau ihre Toilette noch nicht vollendet?“

„Die Frau Senatorin läßt sich entschuldigen“, antwortete diese; „sie ist für Niemand zu sprechen.“

„Wenn ich meine Frau hier nicht sehen kann, so muß ich dieselbe wenigstens ersuchen, mir nach Lübeck zu folgen“, ertgegnete der

Senator, indem ein spöttisches Lächeln über seine schmalen Lippen glitt.

„Auch für diese Reise werden Sie auf die Gesellschaft der Frau Senatorin verzichten müssen“, erwiderte der Major.

„Es ist meine Frau und sie muß mir folgen“, sagte Broockmann ruhig, als ob er eine Weigerung für unmöglich halte.

„Werden Sie jenes auch dann noch thun, wenn ich Ihnen hiermit, Herr Senator, auf Ehrenwort erkläre, daß ich in diesem Falle als Repräsentation von der Waffe Gebrauch machen werde, die Sie mir soeben selbst in die Hand gegeben haben?“

„Von welcher Waffe?“ fragte der Senator befremdet.

„Von dem Contract, den Sie vorhin unterzeichneten“, erwiderte der Major. „Ohne Zweifel wissen Sie, daß das französische Gouvernement bei schwerer Strafe verboten hat, den Schweden als Frankreichs Feinden, irgend welche Lieferungen zu machen.“

Broockmann erbleichte. Daran hatte er freilich durchaus nicht gedacht.

„Diese Drohung finde ich nicht der Ritterlichkeit entsprechend“, hob Broockmann wieder an.

„Ganz nach Belieben, Herr Senator. Ich pflege mein Wort zu halten. Unternehmen Sie irgend etwas gegen die Frau Senatorin, ja, verrathen Sie nur deren Aufenthalt hier, so reise ich selbst nach Schweden, wo ich gegen jede Verfolgung gesichert bin, und schicke von dort aus dem französischen Gouvernement jenen Contract ein, den Sie unterzeichnet haben und der demselben die nöthigen Aufschlüsse über Ihre Gesinnung geben wird. Denn wie ich hörte, sind sie zugleich Lieferant der französischen Armee. Welche Völlerei!“

Der Senator reiste von Hagenow ab mit der bitteren Empfindung eines geprellten Fuchses. Dem General meldete er, seine Bemühungen, über Metas Verbleib etwas zu erfahren, seien bisher erfolglos gewesen. (Fortf. folgt.)

Allerlei.

Ueber das Schulwesen in China (welches dort vielleicht schon vor 4000 Jahren auf der gegenwärtigen Stufe stand), spricht sich Prof. Ed. Hildebrand in seiner jüngst erschienenen „Reise um die Erde“ anerkennend aus. Gelegentlich seines Aufenthalts in Kanton (II. Band Seite 11) macht er folgende Bemerkung: „Wir kamen bei vielen Opferhäusern vorbei, wo Papier und wohlriechende Stäbchen verbrannt wurden, und betraten einige derselben. Ueberall wurden wir höflich aufgenommen. In

den gewöhnlich mit einem Bethause verbundenen Schulen herrschte große Ordnung. Die Kinder saßen sittig, ein Jedes vor einem kleinen Pulte, und arbeiteten. Die geräumigen Schulzimmer waren mit vielen Blumen und kleinen Palmen geschmückt. Wenn ich diese sauberen Räume und die elegante Einrichtung mit den Klassen der Bürgerschulen und Gymnasien unseres Vaterlandes verglich, mußte ich der chinesischen Pädagogik den Vorrang einräumen.

Ein Arzt wurde zu einer kranken Dame gerufen. Als er ihr den Puls untersuchen wollte, zog sie aus übertriebener Schamhaftigkeit die Hemdärmel über die Hand. Der Arzt ergriff sogleich einen seiner Rockschöße, bedeckte damit seine Hand und sagte: „Zu einem leinwandenen Puls gehört ein wolkenener Medicus.“

Ein auf Canzleien ergrauter Copist verrichtete zuletzt sein Geschäft ganz mechanisch, ohne daß die Seele dabei theilhaftig war. Er wußte niemals, was er copirte. Ein spaßhafter Rath ließ ihn einmal ein Papier, worin er selbst nach Vor- und Zunamen zum Tode verurtheilt war, dreifach abschreiben. Als dieser das dritte Mal fertig war, bemerkte er ganz trocken: „Ich glaube darin handelt sich's bei Einem um den Kopf.“

Nothwehr. Professor: „Sehen Sie meine Herren, wenn drei baumhohe Kerls in mein Zimmer treten, um mir mein Gold zu nehmen, und ich packe einen nach dem andern, und schmeiß' ihn zum Fenster hinaus, das ist Nothwehr!“

(Eine Berechnung.) Neulich gab sich die „N. Z. Z.“ die Mühe, die Größe der englischen und französischen Staatsschuld in folgender Weise zu veranschaulichen: Die englische Staatsschuld im Betrage von 20,000 Millionen Franken würde in Silber 2 Millionen Zentner wiegen. Es bedürfte zum Transporte dieser Masse 10,000 Eisenbahnwagen, jeder mit 200 Zentner Silber belastet. Dieser Wagenzug würde in gerader Linie eine Eisenbahnstraße von Zürich nach Glarus ausfüllen, und es würden wohl mehr als 100 Lokomotiven zur Fortbewegung nöthig sein. Wenn man sich die englische Schuld in Gold denkt, so bekommt man, da eine Million Franken genau 100 Zentner Silber wiegt und diese dem Werthe von 6¹/₂ Zentnern Gold gleich stehen, für die englische Schuld 20,000mal 6¹/₂ Zentner, gleich 130,000 Zentner Gold. Rechnet man ferner 10 Zentner Gold auf einen Kubikfuß, so bekommt man 13,000 Kubikfuß Gold.

Von dieser Masse Gold bekommt man die beste Vorstellung, wenn man sich eine massive viereckige, goldene Säule, unten und oben von 10' und 13' Durchmesser und dazu von 100' Höhe, der eine zugespitzte Pyramide, unten mit gleichem Durchmesser, aber von 200' Höhe angefertigt denkt. Die französische Schuld steht zwar an Masse weit hinter der englischen zurück, und doch machen die 8000 Millionen Franken 800,000 Zentner Silber aus, womit man den Züricher-See mit einer Silberplatte von 1 $\frac{1}{2}$ Linie Dicke zudecken könnte. Der Zins dieser Schuld beträgt per Jahr à 5 pEt. 400 Millionen Franken, welche 2600 Zentner Gold wiegen. Es müßte daher ein richtiger Zinsmann, bei baarer Verzinsung mit Goldmünze, alljährlich um Martini mit 26 vierspännigen Fudern Napoleonsd'or, jedes Fuder zu 100 Zentner Gold gerechnet, in den Tuileries vorsehren. Die ganze schweizerische Landesschuld, in edles Metall verwandelt, würde dagegen kaum ausreichen, das obige Gespann von 104 Pferden mit goldenen Hufeisen solid zu beschlagen.

(Der „König der Postilloné“.) Vor kurzem starb in Wiesbaden eine populäre Persönlichkeit der Stadt und des ganzen nassauischen Landes, der König aller Postillons, der Eschepeter, ein Inventarstück der Post und des Hotels „Zum Adler“. Wer in Wiesbaden kannte den Eschepeter nicht, den spiritus familiaris des nassauischen Postenlaufs, das fahrende Genie, dem nichts nachkam, wenn er zu Boocke saß, die Peitsche führte und das Posthorn blies? Wenn ein hoher Gast Extrapost verlangte und der Posthalter, Herr Schlichter, wollte dessen ausgezeichneten Stellung eine Ehre erweisen, so wurde Eschepeter zum Kutschiren kommandirt; er war es, der im Jahre 186 die Kaiserin von Frankreich nach Schwalbach fuhr und nach allen Regeln der Kunst in solchem Carrière dahinjagte, daß von den begleitenden Ehren-Gendarmen einer nach dem andern unterwegs vom Pferde stieg mit den Worten: „Eschepeter, ich kann nicht mehr!“ Seine Unsterblichkeit ist übrigens gesichert. Professor Ludwig Knaus hat auf seinem neuesten Bilde: „Der Empfang eines Fürsten im Dorfe“, den Eschepeter dazu ausersahen, die fürstliche Carosse zu lenken. Heller noch als seine Galla-Uniform leuchtete seine rothe Nase.

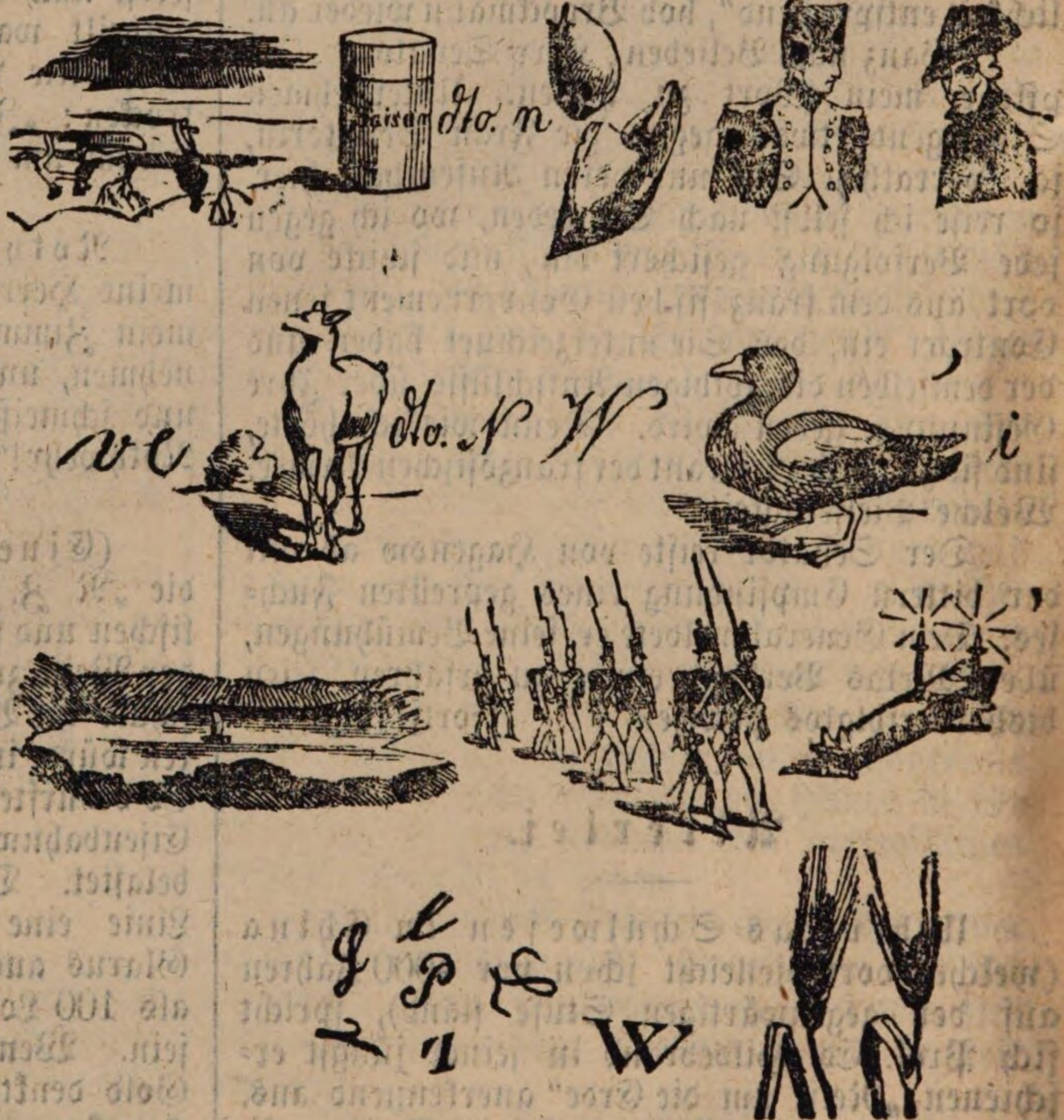
Logogryph.

Höre, mein freundlicher Leser! es bilden fünf Zeichen das Ganze:
 Lasterndes Monopol, trieb man einst Handel mit mir.
 Nimm mir das Haupt und mir ist zugleich die Farbe genommen,
 Sieht mich auch diese nicht gern, findet doch Jene mich schön.
 Nimm mir wieder das Haupt, dann bin ich ein Wörtchen des Trostes,
 Wenn die Grille Dich plagt oder die Sorge Dich quält.
 Nochmals nimm mir das Haupt und Du brauchst mich zum Spielen und Wägen,
 Beim Spiel bin ich groß, bei dem Wägen nur klein.

Buchstaben-Nebus.

S B A

Bilderräthsel.



Auflösung des Bilderräthfels in Nr. 13:

Fette Hühner legen keine Eier.

Auflösung des Buchstaben-Räthfels in Nr. 18:

Zweikampf.

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 23.

Mittwoch, den 18. Dezember

1867.

Vor dem Feste.

Berlin, im Dezember.

Wenige Wochen noch, und zahlreich wie Thautropfen am Frühlingsmorgen, werden fröhliche Augen leuchten in den Zimmern, in welchen der Tannenbaum einen künstlichen Frühling heraufzaubert. Einige Stunden hindurch wird die ganze germanische Welt einig sein — in der Seligkeit. Um alle Deutschen bis hin zu dem Goldgräber in den fernen Gruben Californiens, dem Schafhirten in Südastralien, dem Schiffer an der chinesischen Küste wird eine Perlenkette freudig glänzender Augen sich schlingen. Und auch das harte Herz wird am Weihnachtsabend sich dem Mitgefühl öffnen, auch die gestählte Seele wird eine Regung der Theilnahme mit dem Elend empfinden. Auch in den Kerker wird ein überirdischer Lichtstrahl fallen, auch in dem engsten Raume, in der dunkelsten Seele wird einen Augenblick das Menschenbewußtsein aufblitzen. Wie das Schiffelein am Webstuhle wird durch die getrennten Fäden der menschlichen Gesellschaft die Freude laufen und sie in einander verschlingen — auf wenige Stunden.

Aber den nächstliegenden Anlaß zum Mitgefühl werden Wenige ergreifen. Den Schatten, der in die hellerleuchteten Räume, auf die Goldschäumflitter und die bunte Pracht der Geschenke fällt, werden Wenige sehen. Die Thränen, die über den unvollendeten Geschenken geflossen, die Seufzer, mit denen jeder Fortschritt der Arbeit begleitet wurde, werden Wenige bemerken. Den Gedanken, aus wie viel tausend und aber tausend Qualminuten eine einzige Stunde unseres Glückes zusammengelöthet ist, werden Wenige denken.

Ende Juli 1863 brachten sämtliche Londoner Blätter einen Artikel mit der Sensations-Überschrift: Death from simple Overwork — Tod in Folge einfacher Ueberarbeit. Ein zwanzigjähriges Mädchen, Marie Anne Walkley, war in der Hoppuzmanufaktur einer Frau Elise beschäftigt gewesen. Die Arbeiterinnen in diesem Geschäfte hatten durchschnittlich sechs- zehn und eine halbe Stunde täglich zu arbeiten, während der Saison aber manchmal dreißig

Stunden hintereinander, indem ihre gelegentlich versiegende Arbeitskraft durch Sherry, Portwein oder Kaffee stimulirt wurde. Es war gerade die Höhe der Saison. Fräulein Walkley hatte, gleich den sechzig anderen Mädchen im Geschäft, sechsundzwanzig und eine halbe Stunde hintereinander gearbeitet, damit die Prachtkleider der Ladies zu dem Huldigungs- balle der soeben eingetroffenen Prinzessin von Wales fertig wurden. Am Freitag erkrankte sie, am Sonntag war sie todt. Nach dem Tode wurde auch der Arzt gerufen, der vor der Coroners Jury bezeugte, Marie Anne Walkley sei gestorben an langen Arbeitsstunden in einem un- erfüllten Arbeitszimmer und überengen, schlecht ventilirten Schlafgemache. Die Jury konnte natürlich den Vorwurf auf der „respectablen“ Hoppuzmacherin nicht sitzen lassen; sie entschied, die Unglückliche sei „an Apoplexie“ gestorben, aber der Tod sei durch Ueberarbeit beschleunigt worden.

Der deutschen Presse ging's wie jenen Menschen, die hundert Meilen weit in's Bad reisen, um einen Sonnenaufgang zu bewundern, während sie den Genuß viel billiger und bequemer zu Hause haben könnten, wenn sie nur einmal früh aufstehen wollten. Durch unsere gesammte Presse lief die Geschichte von der armen Marie Anne, begleitet von Ausdrücken des Entsetzens über das Loos der „weißen Sklaven“. Und doch war das Geschick des Fräulein Walkley noch ein glückliches, verglichen mit dem von hunderttausend deutschen Hand- Arbeiterinnen. Doch arbeiten in unserer Saison, vor dem Weihnachtsfeste, die Nähterinnen, Puzmacherinnen und namentlich die Tapissier- Arbeiterinnen noch viel anstrengender, als ihre englischen Leidensgenossinnen. Und doch haben unsere „weißen Sklavinnen“ Beer und Thee, die den englischen Arbeiterinnen zu Theil werden, oft kaum gesehen, viel weniger genossen. Und doch können sie nicht mit Sherry, Portwein und Kaffee, oft nicht einmal mit einem Töpfchen Sichorienbrühe ihre Arbeitskraft aufstacheln, sondern meist nur mit der Furcht vor dem eigenen Hunger und dem Hunger der Ihrigen, vor der unausbleiblichen Folge einer Erholungs- pause.

Der Prozeß, den die Berliner Firma Schulze und Siebenmark gegen die neunzehnjährige Pauline Eckhardt wegen angeblicher Unterschlagung von Wolle angestrengt, hat ein grelles Licht auf die Lage der Berliner Handarbeiterinnen geworfen; aber er hat noch lange nicht den tiefsten Abgrund des Elends beleuchtet, in dem die unglücklichen Mädchen ihr Leben verbringen — falls sie sich nicht dem Laster in die Arme werfen, um einige Jahre hindurch von „Lehnefrauen“, welche gegen ungeheure Vergütung Kleider und Schmuck leihen, von Vermietherinnen und Kostgeberinnen, die das Fünf- bis Zwanzigfache der rechtmäßigen Preise nehmen, ausgeplündert zu werden, ein scheinbar glänzendes, im Grunde trübseliges Dasein zu führen, und dann, wenn sie alteru, doppelt elend zu werden.

Die Herren Schulze und Siebenmark bestreiten in zahlreichen Inseraten die Richtigkeit des Referates über die Gerichtsverhandlung und lassen sich von Hinz und Kunz ihre Ehrenhaftigkeit, Redlichkeit, Solidität öffentlich bescheinigen. Die anderen Firmen, auf deren Denunciation hin andere Arbeiterinnen in Untersuchung gezogen sind, werden voraussichtlich desgleichen thun. Aber die Ehrenhaftigkeit der Herren hat Niemand bestritten. „Ja, sie sind Alle, Alle ehrenhaft“. Nur ist es mit der „zahlungsfähigen Moral“ nicht abgethan. Die Gebildeten und Besitzenden haben auch Pflichten gegen die arbeitenden Klassen, und ob die Inhaber der Berliner Tapissiergeschäfte diese Menschen- und Staatsbürgerpflichten, zu denen freilich kein Gesetz sie anhalten kann, erfüllen, ist eine andere Frage.

Die Ungehörigkeiten, die in dem Prozeß durch zahlreiche Zeugnisse dargethan wurden, sind nicht von den einzelnen Kaufleuten verschuldet. Weder Herrn Schulze, noch Herrn Siebenmark, noch irgend einen Geschäftsinhaber trifft deshalb ein spezieller Vorwurf. Die Ungehörigkeiten liegen in dem zur Sitte gewordenen Geschäftsgange.

Die Berliner Tapissier-Manufaktur ist die erste der Welt; es gibt hier gegen fünfzig En-gros-Geschäfte für Tapissierarbeiten, ganz abgesehen von den zahlreichen Ladengeschäften, die für den Bedarf der Hauptstadt und der hier herkommenden Fremden sorgen. Die Zahl von zehntausend Handarbeiterinnen, welche hier und in der Provinz für diese Geschäfte häkeln, stricken und sticken, ist wahrscheinlich zu gering gegriffen.

Das Haupt-Abzugsgebiet für die Berliner Tapissierarbeiten ist England. Die Mehrzahl der Engländerinnen des Bürgerstandes hält bekanntlich dafür, daß ein weibliches Wesen

nicht auf Erden sei, um sich nützlich zu machen, sondern nur, um angebetet und bedient zu werden. Auch rühren — es muß eingestanden werden — die Stickerien, die wir deutsche Männer von zarter Hand als Geburtstags-, Namenstags- und Weihnachtsgeschenke erhalten, oft nicht, oder doch nicht ganz von der Hand der Spenderinnen und angeblichen Verfertigerinnen her. Meist haben die Geberinnen nur das leichte Ausfüllen übernommen, während Cannevas oder Tuch mit der, von bezahlten Arbeiterinnen eingestickten Mustern im Laden gekauft sind.

Die Industrie hat sich in Berlin zusammengedrängt, weil sie hier ihre Produkte zu Spottpreisen liefern kann. Das Arbeitsmaterial ist allerdings theurer als in den Abzugsgebieten; aber die Arbeitslöhne sind die niedrigsten, welche überhaupt in einem Erwerbszweige gezahlt werden. Ohne Schuld der Geschäftsinhaber, welche so gut wie andere Industrielle den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterliegen. Das Angebot ist ein fast unbegrenztes, weil Frauen und Töchter der gebildeteren Klassen, namentlich der Beamtenfamilien, ihre freien Stunden mit Tapissierarbeiten ausfüllen.

Unsere Beamtenfamilien, denen der Staat das Brod kärglich zugeschnitten hat, leiden sämtlich unter dem unausrottbaren Vorurtheile, daß sie einen standesgemäßen Aufwand machen müßten. Damit die Geheimrathstöchter nicht den Wasserkrug oder den Marktkorb zu tragen braucht, damit sie einen Riesenchignon und die neuesten Kleidermoden tragen, auf Bällen sich von Lieutenants und Referendarien herumdrehen lassen, damit ein Puzzimmer mit Prachtmöbeln gehalten werden, damit jeden Winter ein paarmal ästhetischer und tanzender Thee gegeben werden kann, wird in den Beamtenfamilien im Jahre dreihundertfünfundsechzig, im Schaltjahre dreihundertsechundsechzig Tage lang an der Kost geknausert, Mutter und Töchter treten, meist unter Diskretion, oder durch Vermittlerinnen, die ihren Profit nehmen, mit den Tapissiergeschäften in Verbindung, sticken und häkeln heimlich, und wenn sie gar von einer Freundin überrascht werden, sind es Geburtstagsgeschenke, an denen sie arbeiten. Die Freundin, die es gerade ebenso macht, thut natürlich, als ob sie der Erzählung Glauben schenke. Der ausgebildete Geschmack und der Farbensinn dieser Damen gibt den Berliner-Industrie-Produkten ihren hauptsächlichsten Werth.

(Schluß folgt.)

Im Försterhause.

O bete, Kind!

„Gieb mir den Morgenfuß und bete,
Mein Kind! die lange bange Nacht
Ist hin und wie zu Gott ich flehte,
Hat mir der Morgen Trost gebracht.
Ich seh' dein Antlitz an, und lind
Wird mir der Harm. O bete, Kind!

Wie war es schön, mein herzig Bübchen,
Wenn früh Du aus dem Bette sprangst
Im Hemdchen frisch ins traute Stübchen,
Um Vaters Hals die Armechen schlangst!
Auf seine Kniee stellt' er Dich,
Du jubeltest: „So groß bin ich!“

Nun ist er krank seit vielen Tagen,
Der gute Vater, ach, so schwer!
Wie mir vor Angst die Pulse schlagen!
Komm', gieb die lieben Händchen her —
Der Jammer steigt heraus — geschwind
Die Händchen falt'! O bete, Kind!

Wenn Vater früh zu Forst gegangen,
Wie sprachst Du Schmeichler? „Bitte, bitt'!“
Da küßt' er uns auf Mund und Wangen
Und immer bracht' er Dir was mit.
Im Wald entgegen ihm zu geh'n,
Du gold'ger Bub', wie war das schön!

So bete, daß des Vaters Leben,
Ach, unser Alles, nicht entflieht!
Was Du auch flehst, Gott muß Dir's geben,
Wenn er in Deine Augen sieht.
In Augen blickt, wie Deine sind,
Selbst Gott entzückt! „O, bete, Kind!“

Laut weinet sie vor Wonn' und Wehe. —
Da betet lech' des Knaben Mund:
„Komm', lieber Gott, von Deiner Höhe
Herab und mach' Papa gesund!
Guck', wenn Mama so weinen thut,
So bin ich Dir gar nimmer gut!“

Wie leuchtet durch den Flor der Zähren
Im Mutteraug' der Strahl der Lust!
„O, Alles wird Dir Gott gewähren,
Du muth'ge Lieb' in Kindesbrust!
Ja, Deinem Beteu glaub' ich's blind:
Es ist erhört, mein Kind! mein Kind!“

Fr. Hofmann.

Allelei.

(Instruktionen, welche der Graf
Civelli für die Reise nach Rom

mit bekommen hat.) Der Wiener „Figaro“ enthält folgende lustige Verhaltensmaßregeln für den genannten Grafen: „Der Herr Graf soll vor seiner Abreise nach Rom sämtliche gegen das Konkordat (seit dessen Einführung) erschienenen Broschüren, Artikel und Reden einmal, jene zu Gunsten des Konkordats aber dreimal aufmerksam durchlesen. 2) Er soll nach Beendigung dieser kurzweiligen Lektüre seine Abreise so lange verschieben, bis dieselbe vom Heiligen Stuhle ausdrücklich verlangt wird. 3) Sobald diese Aufforderung des Heiligen Stuhles eintrifft, soll er, wenn das Wetter günstig ist, unverzüglich die Reise antreten und zwar soll er — da alle Wege nach Rom führen — den angenehmsten Weg über Mexiko nach St. Francisco nehmen. Er könnte vielleicht warten, bis die japanesische Drachentruppe, die sich gegenwärtig im Circus Renz produzirt, nach Hause reist, um sich derselben anzuschließen. 4) Der Herr Graf darf sich auf der ganzen Tour weder der Eisenbahn, noch der Dampfschiffahrt bedienen, damit es nicht den Anschein habe, als wolle man den Heiligen Stuhl über-rumpeln. Der Herr Gesandte soll entweder den Stellwagen oder den gewöhnlichen Postwagen benutzen. Wo derlei Verkehrsmittel nicht bestehen, muß er den Weg zu Fuß zurücklegen. 5) Sollte der Herr Graf trotz dieser Instruktionen noch bei Lebzeiten in Rom ankommen, so hat er — nachdem ihm zwei Monate zur Erholung von den Strapazen der Reise gestattet worden sind — neuerdings sämtliche im ersten Abfaze angeführten Lesestücke durchzustudiren und sich hierauf um neue Instruktionen an die Wiener Regierung zu wenden.

(Historische Merkwürdigkeit.) An der nordwestlichen Grenze des Königreichs Sachsen, in der großen Ebene im Norden, Westen und Süden Leipzigs, wurden acht Schlachten geschlagen, und zwar folgende: Die erste fand bei Merseburg 933 statt, Heinrich der Finkler brachte hier den Ungarn eine Niederlage bei. Die zweite 1080 bei Mölsen, zwischen Weisensfels und Merseburg, Heinrich IV. schlug dort das Heer Rudolphs von Schwaben. Die dritte 1631 bei Breitenfeld, nördlich von Leipzig, in welcher Gustav Adolph das Heer der Liga unter Tilly bis auf wenige Ueberbleibsel vernichtete. Die vierte 1632 bei Lützen, wo bekanntlich der große Schwedenkönig gegen Wallenstein sein Leben verlor. Die fünfte 1642 bei Leipzig, in welcher Torstenson abermals das kaiserliche Heer unter dem Erzherzog aus dem Felde schlug. Die sechste 1757 bei Roßbach, zwischen Merseburg und Weisensfels, wo Friedrich II. über die Franzosen und die Reichsarmee siegte. Die siebente 1813 bei Großgörschen, südöstlich von

Lützen, in welcher Napoleon die Russen und Preußen unter Wittgenstein zurückdrängte. Die achte endlich in demselben Jahre bei Leipzig, die große Völkerschlacht genannt, die das große Reich Napoleons I. zertrümmerte. Sämmtliche Schlachtfelder überblickt man auf der Plattform des Schloßthurmes zu Leipzig, und jedem Freunde der Geschichte, jedem Denkenden gibt der Anblick dieser großen Ebene, wo so viele Tausende im Laufe der Zeit vom Engel des Todes hinweggenommen wurden, und wo die politische Lage Deutschlands mehrmals umgestaltet ward, Stoff zu interessanten Betrachtungen.

Ein wohlhabender Junggeselle in G* erkrankte unlängst gefährlich und alsbald umgab ihn eine Schaar von Bettlern und Nichten, die ihm ihre Theilnahme betheuert. Er erklärte ihnen trocken, daß er vor Allem Ruhe haben wolle, deshalb werde er Niemanden etwas vermachen, der während seiner Krankheit zu ihm komme. Die Sippchaft entfernte sich, erkundigte sich aber eifrig nach dem Fortgange seiner Krankheit. Sein Zustand war täglich schlimmer; kein Verwandter besuchte ihn, mit Ausnahme einer Nichte, Josephine, welche darauf bestand, ihn in seiner Krankheit zu pflegen. „Wenn Du darauf beharrst, hier zu bleiben,“ sagte der Kranke zu ihr, „so werde ich Dich zuverlässig enterben.“ Sie antwortete: „Immerhin, Onkel; aber Sie sind zu krank, um ohne einen Verwandten zu sein, der für Sie Sorge trägt, und ich bin zu bleiben entschlossen.“ Der Kranke starb. Nach Eröffnung des Testaments fand sich, daß er sein ganzes Vermögen (80,000 fl.) Josephinen vermacht hatte, weil sie — wie es im Testamente hieß — die einzige unter allen seinen Verwandten sei, welche eine uneigennützigte Zuneigung für ihn empfinde.

Versendung von Fleisch mit der Eisenbahn. Die Newyork Times vom 22. August sagt Folgendes über den neuen patentirten Eisenbahn-Transportwagen „Lyman Refrigerating Car“ genannt, welcher zu dem Zwecke konstruirt ist, geschlachtetes Rindfleisch und anderes Fleisch auf lange Entfernungen bei jeder Art von Wetter zu transportiren. Der erste dieser Wagen langte gestern zu Hoboken (zwei englische Meilen von Newyork) aus Ohio an, beladen mit 16 ausgeschlachteten Rindern und 123 ebensolchen Schafen — alle so frisch und rein, als wenn sie an dem Tage selbst geschlachtet wären. Sie kamen mit der

Pittsburg-Harrisburg- und der Morris- und Esser-Eisenbahn und waren vier Tage unterwegs. Das Eis in dem Wagen, von welchem ungefähr ein Ton erforderlich ist, mußte nur einmal während der Fahrt erneuert werden; die Temperatur stand, mit einer leisen Schwankung, während der ganzen Entfernung auf 46 Grad Fahrenheit. Die Konstruktion des Wagens ist derartig, daß ein Luftzug beständig die Eismasse an beiden Enden durchdringt und von da den Raum des Wagens, der das Fleisch enthält. Die Feuchtigkeit der Luft wird kondensirt von dem Eise und gleichzeitig von allen Unreinlichkeiten gereinigt, so daß sie, wenn sie in Kontakt mit dem Fleische kommt, trocken, kalt und rein ist, und auf diese Weise die drei wesentlichen Requisite für die Erhaltung von Fleisch liefert. Zu Hoboken wurde gestern der Wagen von einem zahlreichen Publikum besucht; einstimmig sprach sich die Ansicht aus, daß die Erfindung sich von glücklichem Erfolge bewiesen habe.

Die Wetten bei den Pferderennen — schreibt die Engl. Correspondenz — sind in neuerer Zeit zu so enormen Dimensionen angewachsen und die Speculation hat sich so sehr des Turis bemächtigt, daß Ueberraschungen und ganz gewaltige Verluste an der Tagesordnung sind. Der Marquis of Hastings ist von Beidem im vergangenen Rennjahre hart betroffen worden; besonders für das mit Gloriatore verlorene Derby-Rennen konnten spätere Gewinne kein Gegengewicht liefern, und so hat der edle Lord in den letzten Tagen einen großen Theil seines Rennstalles zum öffentlichen Verkauf ausgestellt. Im Ganzen kamen 52 Loose, bestehend aus Jährlingen, zweijährigen und im Trainiren begriffenen Pferden, unter den Hammer, und obwohl der Marquis verschiedene selbst zurückkaufte, so gingen doch die übrigen durchgängig unter dem Einkaufspreise ab. Die abzulösenden Verbindlichkeiten waren sehr beträchtlich, die Reugelder allein beliefen sich auf 13,000 £.

In H. wohnten zwei Brüder, der eine war Doktor der Rechte, der andere Doktor der Arzneigelahrtheit. Ein kranker Bauer erkundigte sich auf der Straße nach des Doktors Wohnung, er meinte den Arzt. „Da kommt er eben gegangen,“ erhielt er zur Antwort, als des Arztes Bruder auf ihn zukam; er ging eiligst dem Touristen entgegen und sagte: „Lieber Herr Doktor, ich weiß gar nicht, was es ist, es juckt mir am ganzen Leibe.“ „Kraß“ er sich, mein Freund!“

Unterhaltungsblatt

zur Hofer Zeitung.

Nr. 24.

Samstag, den 21. Dezember

1867.

Ein deutsches Frauenherz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zwei Jahre waren inzwischen verflossen. Oesterreich hatte im Frühjahr 1809 von Neuem den Riesenkampf gegen Frankreich eröffnet. Jetzt zeigten sich auch in Norddeutschland die Vorboden des Volkskrieges. So tollkühn und unbedacht die Versuche auch waren, die in verschiedenen Gegenden zur Abschüttelung des fremden Joches gemacht wurden, so waren sie doch als Beweise des wieder erstarkten Nationalgefühls von Bedeutung.

Major Schill, der muthige Vertheidiger Colbergs, will sich, vom Feinde bedrängt, mit seiner getreuen Schaar nach Stralsund werfen, entschlossen, die Stadt zu einem zweiten Saragossa zu machen, oder sich darin so lange zu halten, bis er seine Einschiffung nach England bewerkstelligt habe.

Am Vorabende der Katastrophe vom 31. Mai besichtigte ein Schill'scher Husarenoffizier die Schanzarbeiten an dem Triebseeer Thore. Hier, auf der Westseite der Stadt sah man am nächsten Tage dem Angriffe der vereinten Holländer und Dänen entgegen. Deswegen war auch die Befestigung dieses Thores eifriger gefördert worden, als die der beiden anderen, welche nach dem Lande hinausführten. —

Jener Husarenoffizier war Emil Raddas. In der Ungeduld seines feurigen Thatendranges hatte er sich in das Schill'sche Corps einreihen lassen. In Träume versunken, lehnte er auf der Brüstung einer aufgeworfenen Batterie. Das bleiche Antlitz auf den Ellbogen stützend schaute er sehnsüchtig in die Ferne hinaus, über einen großen Teich hinweg, dessen klare Wellen im Abendlichte schimmerten.

In dieser ernsten, ahnungs schweren Stunde gedachte er der edlen Frau, deren Schicksal sich so merkwürdig mit dem seinen verflochten hatte und die noch immer wenige Meilen von hier, in Hagenow weilte.

Da hörte er Schritte hinter sich. Er wendete sich um und sah einen rügen'schen Landwehrmann an seiner Seite stehen, der ihn mit starrem Blick betrachtete.

„Meta's Freund! oder irre ich mich?“ sagte er zu Raddas.

„Zu dienen“, antwortete Dieser, dem jetzt auch das Gesicht und die Stimme des Landwehrmannes bekannt vorkamen.

„Wie geht es der Dame?“ fragte Dieser weiter, die Augen zu Boden schlagend.

„Ah, Arnold Jessen! — jetzt erst erkenne ich Sie. Es geht der Dame so gut und so schlecht, wie es eben in dieser jämmerlichen Zeit eben Jemandem gehen kann, der noch ein Herz für das Vaterland hat. Indes, wie kommen Sie hierher und in dieser Uniform?“

„Ich gehöre schon seit zwei Jahren zum Uhlankorps der rügen'schen Landwehr und bin nun Schills Aufrufe an dieselbe gefolgt.“

„Sie hätte ich hier gerade am wenigsten erwartet,“ jagte Raddas etwas bitter.

Arnold schwieg. Endlich trat er einen Schritt näher auf Raddas zu und reichte ihm die Hand, indem er mit Rührung sprach: „Auf diesem Boden, der vielleicht morgen zum heiligen Altare wird, werde ich Sie da vergeblich um Vergessen und Vergeben bitten?“

Raddas drückte ihm die Hand und Arnold fuhr fort:

„O, jener unselige Augenblick in Warrentin hat einen Stachel in meiner Seele zurückgelassen, der sie täglich aufs Neue zerreißt. O, wüßte ich nur noch das Eine: ob Meta mir vergeben — vergeben aus vollem, tiefem Herzen! — Dann sähe ich dem Tode ruhig ins Auge!“

Arnolds Stimme wurde weich, sein Auge feucht. Auch Raddas fühlte Mitleid mit dem unglücklichen Manne.

„Meta denkt viel zu edel und echt weiblich, um Ihnen nicht vergeben zu haben“, sagte er; „Sie wird sich unendlich freuen, wenn sie hört, daß Sie jetzt in den Reihen dieser wackeren Streiter stehen und daß Sie ihr einigen Antheil an der Wandlung Ihres Sinnes zuschreiben. Soviel kann ich Ihnen versichern, Arnold; denn ich kenne Metas Herz. Zum Beweise empfangen Sie aus meiner Hand die Schärpe, die sie mir einst geschenkt. Diese sei Ihnen das Zeichen ihrer Vergebung. Ich glaube, in Metas Sinne zu handeln.“

Er löste die schwarz-roth-goldene Schärpe,

die er strug, und überreichte sie Arnold. Dieser führte sie an seine Lippen und die Thränen rollten ihm auf das theure Andenken. „O, ich danke Ihnen herzlich“, sagte er stockend; „bringen Sie ihr meinen glühendsten Dank, sagen Sie ihr, daß ich ihrer noch im letzten Augenblicke als meines guten Engels gedenken werde!“

Mehr konnte Arnold nicht sprechen; er war zu tief ergriffen. Die beiden Männer trennten sich, zu Freunden geworden, in der gemeinsamen Erinnerung an ein großes edles Weib und unter dem heiligenden Gedanken an das arme bedrückte Vaterland.

Am nächsten Morgen gegen 10 Uhr sahten sich die Feinde der Stadt. Schill hielt seine Cavallerie auf dem Marktplatz schlagfertig. Am Triebseer Thor erfolgte nur ein Scheinangriff; und während Schill hier persönlich mit seiner Hauptmacht den Feind zurückhielt, drang derselbe in das schwächer vertheidigte Knieper-Thor ein. Zwar hatte er verschiedene Gräben und Abschnitte auf einem schmalen Damme und drei Brücken zu passiren und mußte dabei dem Geschütz von den Wällen seine rechte Flanke blossstellen; aber dennoch ging er im Sturmschritt mit großer Entschlossenheit vor und erstieg die Wälle. Die hier aufgestellte Landwehr flüchtete sich rechts dem Walle entlang nach dem Hafen, wo es den Meisten gelang, sich in die nächsten Fahrzeuge zu werfen und quer über den schmalen Sund die neue Heimat zu erreichen.

Arnold Jessen war nicht unter den Fliehenden; er ritt auf den Markt zu Schills Cavallerie. Diese mußte auf ausdrücklichen Befehl als Reserve in unbegreiflicher Unthätigkeit halten, während sie durch rechtzeitiges Erscheinen vielleicht überall den Ausschlag hätte geben können. Schon nahte das Getümmel; schon erblickte man hier und da dänische Rothmäntel, als Schill vom Triebseer Thore herangesprengt kam, um sich an die Spitze seiner Reserve zu setzen und das Verlorene zurückzuerobern. Aber die Truppe war schon von dem immer zahlreicher eindringenden Feinde in ein regelloses Chaos aufgelöst und in einzelnen Haufen hier und dorthin zurückgedrängt worden. Schill sammelte, was er an Husaren und reitenden Jägern in seinem Wege fand, wendete sich, gegen das Knieper-Thor vordringend, bald in die eine, bald in die andere Straße, und warf in verzweiflungsvollem Muth Alles vor sich nieder, was ihm entgegenstand.

Schill war bereits gefallen, als seine Anhänger noch in allen Gegenden der Stadt mit einem Muth kämpften, der eines bessern Nothes werth.

Da sprengte Emil Raddas mit wenig Un-

tergebenen auf einen schwachen Trupp feindlich Cavallerie los. Seine Begleiter fallen einer nach dem Andern, aber auch die Feinde lichten sich. Raddas mäht mit furchtbarem Arme in ihren Reihen. Sein Pferd wird getödtet und er zerbricht beim Sturze den Degen; aber er fährt mit dem Stumpf seiner Waffe fort, auf die übrig gebliebenen Feinde einzuhauen. Der rechte Arm wird ihm durch mehrere Hiebe gelähmt; er nimmt den Schwertstumpf in die Linke, schlägt jeden Pardon aus und stürzt sich von neuem auf seine Gegner.

Der Held scheint verloren. Nur einer hält noch treu bei ihm aus; es ist Arnold Jessen, Metas Schärpe um die Schultern geschlagen. Er wirft jetzt die Pike fort und greift zum Degen; denn so nur kann er Raddas noch schnell und wirksam beistehen. Beide haben noch vier Mann gegen sich. Aber Arnold Jessen haut um sich wie ein Rasender und stürzt sich auf den Stärksten von den Vier. Dieser sinkt mit gespaltenem Schädel, ihm folgt ein Anderer. Auch Raddas stößt Einem den Stumpf in den Leib: Arnold säbelt den Vierten und Letzten nieder, sinkt aber zugleich selbst zum Tode verwundet vom Pferde.

Der Tag, blutig, aber glorreich für Deutschlands Ehre, geht zur Neige; er verkündet das Morgenroth der Freiheit.

Raddas, den man bewußtlos auf dem Pflaster der Straße gefunden, liegt im Lazareth zu Stralsund.

Die anderen gefangenen Offiziere, zwölf an der Zahl, sind mit den Gemeinen in eine Kirche eingesperrt.

Ein Offizier, früher im schwedischen Dienste, wird schon vier Tage nachher erschossen, auf der nämlichen Batterie am Knieper-Thore, die er selbst angelegt und so tapfer vertheidigt hat.

Die anderen Offiziere schleppt man fort nach Braunschweig, Cassel und Wesel, wie Verbrecher von Kerker zu Kerker.

Vier Monate später fallen in Wesel die elf Schillschen Offiziere, zum Tode verurtheilt, unter den Kugeln der französischen Grenadiere.

Metas Kräfte waren seit der Nachricht von den unglücklichen Ereignissen in Stralsund, an denen sie Raddas betheiliget wußte, gebrochen, sie sehnte sich nach dem Augenblicke der Erlösung. Sie würde es vielleicht ertragen haben, wenn Raddas im wilden Getümmel des Kampfes gefallen wäre. Aber ihn gefangen zu wissen, aufgespart zu einer grausamen Hinrichtung — das ging über die Kräfte selbst dieser starken Frau.

Es war ein schöner, stiller und warmer Juniabend, wie sie in dieser Gegend selten sind, als sich Meta, bleich und abgehärmt, einen

Lehnstuhl auf die Terrasse bringen ließ, die von dem Saale nach dem Garten hinabführte. Sanfte Abendröthe übergieß den leicht bewölkten Himmel. Der unglücklichen Frau war so feierlich zu Muthe, daß sie noch ein Mal wie zu einer Feste ihre besten Kleider anlegte und nun in der stillen Frieden der Natur hineinschaute wie zum letzten einsamen Abschiede.

Da regt sich etwas hinter ihr. Ehe sie den Kopf noch wendet, wirft sich zu ihren Füßen, bedeckt ihre Hände mit Küssen und birgt den Kopf in ihrem Schooße.

Es ist Emil Raddas. Meta glaubt, eine himmlische Erscheinung zu haben. Aber ihre Hände fühlen das glühende Gesicht Emils. Sie richtet sich empor, er erhebt sich vom Boden — eine lange — stumme Umarmung — er aber kann nur den linken Arm um sie legen; der rechte ist steif und halb gelähmt.

Meta fühlte sich bald wieder wohler; sie wandelte an der Seite Emils durch die stillen Gänge des Parks.

„Ja es sind wunderbare Fügungen, liebe Meta, die mich gerettet haben. Arnold Jessen opferte sich für mich im Kampfe; er hat mich herausgehauen. Ihm verdanke ich, daß ich mit dem Leben davon kam, meiner Verwundung aber, daß ich nicht gleich den anderen Gefangenen abgeführt wurde und ihr Schicksal theilte.“

„Der Wackere! Ich wußte, daß er ein gutes Herz hatte.“

„Ich verhiess ihm vorher in Deinem Namen Verzeihung; er war sehr glücklich darüber.“

„Ich danke Dir. So können wir ihm ein reines Andenken bewahren. Es ist als ein Glück zu preisen, daß sein altes gutes Mütterchen schon todt ist und seinen Verlust nicht mehr erleben mußte.“

„Aus dem Lazareth kam ich nebst einem Unglücksgefährten durch Mitwirkung eines darin angestellten Apothekers, des Dr. Bony, er versah uns mit Kleidern und begleitete uns selbst nach der Stadt hinaus, um nicht mehr dahin zurückzukehren.“

Raddas hielt sich noch einige Zeit verborgen. Dann erschien aber ein Amnestiedecret des französischen Gouvernements, und unter den Amnestirten befanden sich auch er und Meta.

Raddas kehrte auf sein in der Nähe von Hagenow gelegenes Gut zurück. Meta machte aber keinen Gebrauch von der Verheißung strafloser Rückkehr und blieb beim Major. Hier blühte sie von neuem wie zu einer zweiten Jugend auf. Der Senator willigte in die Scheidung von ihr, da er immer noch fürchtete, der Major möchte seine Drohung wahr machen, und er auch in seinem Sinne jetzt durch die

Einwilligung in die Scheidung weder etwas verlor, noch durch Verweigerung etwas gewinnen konnte.

General Lacroix fiel 1812 in Rußland.

Da es bei der allgemeinen Erhebung Deutschlands bei der Landwehr an tüchtigen Offizieren fehlte, verließ Raddas nochmals Haus und Hof und nahm, weil sein rechter Arm lahm blieb, und er somit nicht zugleich reiten und den Säbel gebrauchen konnte, bei der preussischen Infanterie Dienste.

Aus dem Feldzuge glücklich zurückgekehrt, führte er Meta an den Altar.

Allelei.

Der kleine Max hatte die üble Angewohnheit, Alles mit der linken Hand zu schneiden. Die Mutter war wie alle Mütter: nämlich zu schwach, um es ihrem einzigen Söhnchen ernstlich zu untersagen; bemerkte es aber der Vater, so setzte es immer Schläge, was sich Max wohl immer gemerkt hatte, weshalb er stets mit der rechten Hand schnitt, wenn er sich von seinem Vater beobachtet glaubte. Eines Tages beschneidet er sich die Nägel der rechten Hand, was sich nur mit der linken Hand bewerkstelligen läßt. Der Vater, auf dem Sopha sitzend und die Zeitung lesend, sieht zufällig in die Höhe und bemerkt, daß sein Sohn schon wieder mit der linken Hand schneidet. Empört darüber, daß seine zahlreichen Ermahnungen noch immer nichts gefruchtet haben, springt er auf und giebt ihm eine tüchtige Ohrfeige, begleitet mit den Worten: Habe ich dir nicht schon tausendmal verboten, mit der linken Hand zu schneiden? Max bricht in die bittersten Thränen aus; wohl fühlend, daß er die Ohrfeige nicht verdient hat. Nachdem er sich von seinem Schreck einigermaßen erholt, erwiderte er weinend: Aber liebes Väterchen, das geht ja gar nicht anders! — Schweig, dummer Junge und widersprich nicht! Was der Mensch ernstlich will, kann er wohl, merke Dir das!

Auf dem großen Kirchhofe bei Ehlum befindet sich ein Grab, mit einem eisernen Gitter umschlossen, und ein Grabstein mit den Worten: „Dies ist das Grab des noch lebenden k. k. Oberlieutenants N. N.“ Der Vennante war nämlich in der Schlacht verwundet und in ein am Wege befindliches Haus gebracht worden. Die Soldaten, welche den Offizier aus der Gefechtslinie gebracht hatten, gaben ihm höch-

stens noch eine Stunde Lebensfrist und hatten, unterdeß er im Hause von einer Frau verbunden wurde, ihm das Grab gegraben. Der Verwundete blieb am Leben und ließ zum Andenken an seine fast wunderbare Genesung das in Bereitschaft gehaltene Grab mit Gitter und Grabstein, und letzteren mit jener eigenthümlichen Grabchrift versehen.

(Tollkühnheit.) Man meldet nachstehenden erschütternden Vorfall, der sich in der französischen Gemeinde Plunzuet, Departement Côtes du Nord, zugetragen. Der seit fünfzehn Tagen in seinem Heimathsorte auf Urlaub anwesende Handelschiffs-Matrose Pierre François Vestic hatte den Augenblick der Beendigung der Messe benützt, um ungehört in den Glockenthurm hinaufzuschlüpfen. Als nun die Gläubigen aus der Kirche traten, erschien Vestic plötzlich hoch oben an der Außenseite des Thurmes, und, den längs demselben hinauflaufenden Draht eines Blitzableiters ergreifend, schwang er sich mit der Behendigkeit eines Eichhorns bis zum Gipfel des Thurmes hinauf. Dasselbst angelangt band er an dem von einem Stein getragenen Kreuze seine Halsbinde fest, und, mit der einen Hand sich an demselben festhaltend, begann er mit dem anderen freien Arme und den Füßen in der Luft zu gestikuliren. Ein Schauer des Schreckens durchzitterte die Menge, die dem tollkühnen Beginnen, das unheilvoll für ihn werden sollte: denn plötzlich wankte der Stein, der das Kreuz trug, und, mit Getöse herniederstürzend, riß er den unglücklichen jungen Mann mit sich fort. Die Zuschauer stießen einen Schrei des Entsetzens aus: Von einer Höhe von 150 Fuß herab, schlug Vestic zuerst auf einer Brüstung des Thurmes auf und fiel, von da abprallend mit zerschmettertem Schädel aufs Pflaster. Das Ganze war das Werk einiger Minuten gewesen. Man war Anfangs geneigt, diesen tieferschütternden Vorfall einem Selbstmorde zuzuschreiben; dem war jedoch nicht so, vielmehr scheint es, daß Vestic, der seit mehreren Jahren schon zur See war, in seinem Heimathsorte angelangt, seinen Bekannten und Freunden einen Beweis seiner Geschicklichkeit und Behendigkeit hatte liefern wollen. Vestic, im Jahre 1840 geboren, war die einzige Stütze seiner alten Mutter.

(Die zwei durstigen Freunde.) Amtmann: „Nun lieber Förster, Du bist nach der letzten Kneiperei auf dem Heimwege im Chauffeegraben liegen geblieben, was hast Du denn eigentlich gedacht, als Du erwachtest?“ — Förster: „Ich

habe mich gewundert, daß Du nicht neben mir lagst.“

Ein Schreiben aus München bringt über die Persönlichkeit und Lebensweise der dortselbst vergiftet aufgefundenen Gräfin Chorinsky folgende Schilderung: „Die verstorbene Gräfin Chorinsky war eine Dame mittlerer Größe, hatte braune Augen, rothe Haare und einen sehr weißen Teint. Ihr Gesicht war schmal und ein Zug der Schwermuth in demselben ausgeprägt. Ihre äußere Erscheinung war jedoch eine sehr sympathische. Ihre Toilette war elegant, fein, geschmackvoll. Im vergangenen Winter lag sie 3 Monate in München an einem Halsleiden im Bette, und auf Anrathen ihres Arztes begab sie sich in die Kuranstalt nach Reichenhall, wo sich jedoch ihr Leiden nicht merklich besserte. Da sie stets heiser und oft kaum im Stande war, laut zu sprechen, so gebrauchte sie unter Anleitung des Dr. Bachmeier Inhalationen, die aber das Uebel ebenfalls nicht beseitigten. Gräfin Chorinsky lebte zurückgezogen. Im Umgange mit anderen Personen war sie zurückhaltend, mit Männern pflegte sie fast gar keinen Umgang, und zwar aus Rücksicht für ihren Gemahl, damit er ihr, wie sie sich ausdrückte, nichts zur Last legen könne. Aus diesem Grunde schlug sie auch immer die Einladungen zu Unterhaltungen mit aller Entschiedenheit aus. Ihre Familienverhältnisse berührte sie fast nie; wenn es aber geschah, so bemächtigte sich ihrer eine tiefe Schwermuth. Von ihrem Schwiegervater sprach sie stets mit Achtung, von ihrem Manne jedoch sagte sie wiederholt, daß nur er die Ursache ihrer Gemüthsstimmung sei. Sehr häufig gedachte sie ihres Kindes und mit Thränen in den Augen pflegte sie zu sagen: „Gott hat es frühzeitig zu sich genommen, es war gut, daß es so kam.“ Nach Münchener Blättern war die Gräfin eine Kaufmannstochter aus Mannheim, gehörte der Bühne an und trat in Rom zum katholischen Glauben über, wobei die Königin von Neapel ihre Firmpatrin war. Den prachtvollen Schmuck, den sie von der Königin zur Erinnerung erhielt, hielt sie hoch in Ehren. Es war Dieß in der letzten Zeit der einzige Schmuck, den sie hie und da zu benutzen pflegte.

Was sind zwei neben einander stehende Kellner? Ein Barbiermesser. (Ein paar Biermesser.)

Unterhaltungsblatt

zur *Sofe*r Zeitung.

Nr. 25.

Mittwoch, den 25. Dezember

1867.

Vor dem Feste.

(Schluß.)

Diese heimliche Arbeit, die Folge der falschen Scham vor offener und ehrlicher Arbeit, wird selbstredend hunds schlecht bezahlt. Der Andrang ist ungeheuer, der Fabrikant hat die Wahl, er kann die Löhne beliebig herabdrücken. Einen Strike können Damen, denen Alles daran gelegen ist, daß Niemand ihre Lohnarbeit erfahre, nicht unternehmen. Dazu kommt, daß der Staat oft den Frauen und Töchtern der Beamten die Erwerbsarbeit indirekt verbietet. Uns ist ein Fall bekannt, in dem ein Kreisrichter, dessen Frau, weil sich's mit 500 Thalern Gehalt doch gar zu schlecht lebte, Klavierunterricht gab, von Amtswegen zur Abstellung dieser Sünde seiner Frau angehalten wurde. Aber das Opfer, das die Beamtentöchter den Vorurtheilen ihres Standes, ihrer Puz- und Vergnügungssucht bringen, ist Ursache des furchtbaren Glends der Unglücklichen, die nicht für Puz und Vergnügen, sondern für das tägliche Brod arbeiten.

Indeß sich wiegt im süßen Schlummer
Des reichen Kind, das Ausertorne,
Zur Arbeit geht in ihrem Kummer
Des Armen Tochter, die Berlorne.

Von früh bis in die sinkende Nacht muß eine Handarbeiterin thätig sein, wenn sie genug verdienen will, um nicht allzu rasch zu verhungern. Alle die Mädchen, welche nicht in der Familie eine geringe Unterstützung finden, oder im Laster eine Erwerbsquelle suchen, arbeiten in den Geschäften zwölf bis vierzehn Stunden täglich, nehmen dann noch Arbeitsmaterial nach Hause, sitzen bei der trostlosesten Beleuchtung, bei der das verwöhnte Auge der Wacht habenden keinen Faden zu erkennen vermag, bis spät in die Nacht; bis ihnen die angestregten Augen zufallen, um nach wenigen Stunden unruhigen Schlafes wieder zur Nadel zu greifen. Und mit all dieser Qual verdienen sie beim Düssel- und Tuchnähen höchstens zehn Silber Groschen, beim Weißwaarennähen etwa acht Silber Groschen, an den Tapissierarbeiten aber drei, höchstens fünf Silber Groschen täglich.

Von drei bis fünf Silber Groschen soll ein armes Wesen Nahrung, Kleider und Wohnung beschaffen. Mittagessen können sich die Armen selten gönnen; ein Töpfchen Sichorienaufguss, das den Namen „Kaffee“ führt, muß nebst einem Stückchen Brod als Hauptmahlzeit dienen. Abends geht's nicht besser. Ein Zimmer kann die Arbeiterin sich nicht miethen. Daß wie in Paris eine Zahl Arbeiterinnen gemeinschaftlich ein Zimmer miethet und allmählig die nothdürftigsten Möbel beschafft, ist in Berlin schwer durchführbar, verstoßt besonders gegen die strenge polizeiliche Controlle, die der Sittlichkeit keines alleinstehenden Mädchens traut. So bleibt nur die Schlafstelle, das Zusammenwessen einer großen Zahl Menschen in einem ungesunden, meist feuchten Raume, in dem die Mädchen oft die schändlichsten Zoten hören müssen und gründlich verdorben werden. Das Minimum für jeden Erwachsenen in einem Schlafzimmer sollte nach ärztlicher Aussage dreihundert Kubikfuß Luft sein. Nur in seltenen glücklichen Fällen wird eine Schlafstelle-Geherin dreißig Kubikfuß Raum erhalten, also den zehnten Theil des zur Gesundheit nöthigen Quantums Luft.

Doch Hunger, Ueberarbeit, Mangel an Schlaf und Luft sind noch lange nicht das schlimmste Leiden der Handarbeiterinnen. Herzerreißend ist es zu sehen, wie die betagte Wittwe und das junge Mädchen mit bleichem Gesichte zitternd in die Comptoirs treten, wo sie die Seelenwärmer, das Stück zu drei bis vierhalb Groschen, die Wolljacken, Perlenbörsen, Stickerien abliefern. Sie hoffen auf Geld; sie selbst hungern, zu Hause hungern vielleicht Kinder oder Eltern. Sie haben die wenigen Stunden des Schlafes hindurch geträumt, wie sie den nächsten Tag sich einmal in trockenem Brode satt essen werden. Aber, nachdem sie oft stundenlang gewartet haben, wiegt ein ungebildeter Commis oder eine scharfzüngige Ladenmamsell die Waare, und siehe, es ergibt sich ein Manco in Wolle. Das Manco ist die Regel, das Bollgewicht die Ausnahme. Die Arbeiterinnen sind meist die Töchter der achtbarsten Familien, sie haben zum Theil eine sorgsame Erziehung genossen; es ist unmöglich, daß sie in der Mehrzahl Diebinnen seien. Die Manco's sind

in dem Geschäftsverfahren begründet, theilweise im ungenauen Zuwiegen der Wolle, theilweise in flüchtiger Buchführung, vor Allem aber in dem Umstande, daß der unvermeidliche Gewichtsverlust durch das Abarbeiten der Fäden zu gering berechnet wird, und daß die feucht ausge-theilte Wolle durch das Trocknen im Arbeitszimmer an Gewicht verliert. Die Herren Schulze und Siebenmark haben selbst zugestanden, daß sie ihre Wolle im Keller aufbewahren. Die Tapezierung des Kellers, auf welche sie Nachdruck legen, macht die Luft nicht trocken.

Das Manco muß ersetzt werden; es sind Fälle vorgekommen, daß sich durch Mancos für eine einzige Arbeiterin eine Schuld von zwanzig, dreißig, fünfzig Thalern aufgehäuft hat. Fünfzig Thaler abarbeiten bei einer täglichen Einnahme von drei bis fünf Silbergroschen! Gibt es auf der Welt ein Faktum, das der Humanität in gleicher Weise in's Gesicht schlägt?

Viele Geschäfte bedienen sich der Vermittlerinnen, denen sie die Wolle in großen Quantitäten übergeben. Durch diese Weiber wird häufig genug den Arbeiterinnen vollends der letzte Blutstropfen ausgepreßt. Auch die infamste Erfindung des menschlichen Eigennutzes, das Drucksystem, ist vielfach im Schwunge. Die Arbeiterin muß Perlen, Seide, Ringe zu hohen Preisen aus den Geschäften entnehmen und dann die fertigen Börsen zu Schleuderpreisen an dasselbe Geschäft verkaufen. Sie verdient an einer Börse, deren Fertigung zwei Tage Zeit erfordert, zehn Silbergroschen, der Kaufmann verdient an derselben Börse einen bis zwei Thaler.

Und wäre das Alles! Aber wehe dem Mädchen, das nicht die Einladung des Coomis zu einer Bandparthie annimmt, oder sonst eine zu große Spribdigkeit zeigt. Sie darf sicher sein, keine Arbeit mehr zu erhalten; die Wollmanco's erregen sofort den Verdacht der Unterschlagung, und der Staatsanwaltschaft bleibt nichts Anderes übrig, als auf die Denunciation hin die Untersuchung einzuleiten. Und unglücklich das Mädchen, das etwa die Augen des Brodherrn auf sich zieht. Widerstreben bedeutet Arbeitslosigkeit, und eine nur kurz dauernde Arbeitslosigkeit bedeutet Verhungern, und für die nicht in Berlin Gebornen polizeiliche Ausweisung. Die Zahl der Ausweisungen aus Berlin beläuft sich auf vierzig bis fünfzig täglich. Wir behaupten dreist, daß von den gefallenen Handarbeiterinnen zwanzig Procent die Opfer der Gelüste von Arbeitgebern, oder deren Angestellten sind. Wer wagt es, einen Stein auf die unglücklichen Opfer einer Nothzucht zu werfen, für welche das Gesetz keine

Strafe kennt? Ist der erste Schritt gethan, so geht es schnell abwärts zur Prostitution. Mein Gott! Die Mädchen, wenn sie zum erstenmale Freiheit vom Joche athmen, wie sollten sie der Verführung des Vergnügens widerstehen? Schritt für Schritt geht's tiefer, unter die polizeiliche Kontrolle, in's Arbeitshaus, in's Gefängniß, in's Krankenhaus, in einen Tod voll Elend und voll Schand!

Seit dem Leipziger Frauentage haben sich in manchen Orten Vereine zur Förderung der Erwecksfähigkeit des weiblichen Geschlechts gebildet; aber die Bewegung hat, nach allen Eingeständnissen ihrer Urheber, den einzigen Zweck, den Töchtern der sogenannten „besseren Stände“ zu helfen, denselben Mädchen, die, weil sie sich der ehrlichen Arbeit schämen, durch ihre unter Discretion betriebene Konkurrenz das Elend der für das trockene Brod thätigen Handarbeiterinnen hauptsächlich verschulden. Für letztere hat kein Verein, keine Lett'sche Denkschrift, kein Frauentag gewirkt. Es lassen sich bei der Agitation für die Unalücklichen freilich keine Phrasen von Gleichberechtigung und Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts anbringen, keine Träumereien von künftigen weiblichen Professoren, Ministern, Generalen träumen, wahrscheinlich ist dafür auch nicht die Protektion gekrönter Häupter zu erlangen. Aber für die Demokratie ist hier ein unabsehbares Wirkungsfeld gegeben, und, wenn rasch an's Werk gegangen wird, ein unendlicher Segen zu schaffen. Erst wenn auf die Weihnachtsgechenke, die wir geben und empfangen, keine Thränen der Armen und Elenden geflossen sind, dann erst wird der Schatten schwinden, der jetzt unsere zur Weihnachtsfeier erleuchteten Wohnzimmer verdüstert.

(Fr. 3.)

U l l e r l e i.

(Riesenweinstock.) Eines der Wunder Californiens ist ein Riesenweinstock zu Montecito. Er ward vor 65 Jahren gesetzt und an einem Spalier, welches zehn Fuß über dem Boden ist gezogen. Der Stamm mißt 5 Zoll über dem Boden, 3 Fuß 3/2 Zoll im Umfang und hat in einer Höhe von 8 Fuß, da wo die Reben sich abzweigen, 4 1/2 Fuß Umfang. Auf dem Spalier bedeckt er eine Fläche von 93 Fuß Länge und 50 Fuß Breite. Sein Ertrag ist im Durchschnitt 8000 Pfund Trauben.

(Zuffacher Mord.) Die „Volks-Ztg.“ schreibt aus Altona vom 15. Dez.: Diese Stadt hat hier ein schauerliches Drama gespielt. Heute

Morgen wurde der Familienvater Wilhelm Lange, aus Sezeberg gebürtig, dessen Ehefrau, geb. Reuter, aus Mecklenburg gebürtig, und deren Kinder, Heinrich, Wilhelm und Alizia Lange, mit durchschnittenem Halse todt gefunden. Das Dienstmädchen fand Morgens gegen 7 Uhr die Wohn- und Schlafstube verschlossen, was gewöhnlich nicht der Fall war, und holte, weil sie ein außerordentliches Ereigniß argwöhnte, den Hauswirth J. H. M. Wöhlke und den Nachbar F. W. Lichtenstein herbei, welche die Thüren öffneten. Sie fanden im Vorderzimmer unter dem Fenster die Leiche des Mannes, neben ihm ein blutiges Brodmesser. In demselben Zimmer an der Thür, die in die Schlafstube führt, lag die Leiche der Frau. Beide Leichen waren vollständig bekleidet. Im Schlafzimmer lagen in ihren Betten die Leichen der drei Kinder. Es wurde sofort der Polizei Anzeige gemacht, und in kürzester Zeit wurde der Thäter vom königl. Polizeiamt, dem Staatsanwalt und dem Amtsgericht aufgenommen. Der Thäter ist zwar nicht ermittelt, aber da keine Spuren eines vorhergegangenen Kampfes an einer der Leichen sichtbar waren, scheint es wahrscheinlich, daß der Familienvater selbst mit dem bei ihm liegenden Messer die That begangen hat. Ob er von dem Gedanken geleitet worden ist, daß er seine Familie vor irrdischer Noth bewahren wollte (er suchte Tags vorher noch Geld zur Deckung eines Wechsels zu leihen), oder ob andere Motive ihn zur That getrieben, ist schwer zu entscheiden.

(Ein Dichter, der sich zu helfen weiß.) Eine neue, originelle Art, die Produkte seiner Muse möglichst lucrativ an den Mann zu bringen, hat ein in Berlin lebender, leider aber, wie es scheint, mit seinen dichterischen Erzeugnissen bis jetzt wenig ins Volk gedrungener Jünger Apoll's erdacht und glücklich ausgeführt. Derselbe begegnete eines schönen Tages einem Kaufmanne, mit dem er oberflächlich bekannt war, auf der Straße und theilte ihm die große Neuigkeit mit, er würde in kürzester Zeit seine gesammelten Gedichte im Drucke erscheinen lassen. „Sie nehmen doch auch ein Exemplar, nicht wahr?“ fragte er den Kaufmann. „Na, das versteht sich,“ entgegnete lächelnd der Letztere. Natürlich hielt er die Sache für Scherz und wunderte sich nicht wenig, als ihm nach längerer Zeit ein Bändchen Gedichte als von ihm bestellt präsentirt wurde. Der Kaufmann wußte nicht, was er mit diesem Geistesprodukt anfangen sollte, und lehnte die Annahme ab. Da erfolgte denn schleunigst eine Klage. In der Klagebeantwortung führte

der Kaufmann nun in humoristischer Weise aus, daß er sich der wirklichen Ausführung der der Gedichterausgabe Seitens des Klägers nicht versehen habe, und schob dem Dichter den Eid darüber zu, daß er bei ihm wirklich ein Exemplar dieser Gedichte bestellt habe. Mit der größten Seelenruhe leistete dieser den Eid, worauf der Kaufmann natürlich verurtheilt wurde. Nach einigen Tagen brachte denn auch der geniale Dichterling sein Erzeugniß froh und heiter an und sagte ganz trocken, er habe über 30 Personen auf dieselbe Weise verklagt, eben so oft in dieser Beziehung geschworen und Alle hätten bezahlen müssen! Das heißt doch wahrlich mit Klugheit seine Werke an den Mann bringen.

(Der Vorschlag zum Bau einer Eisenbahn über Nicaragua) wurde in der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London zur Sprache gebracht. Oberst Collinson berichtete darüber Folgendes: Eine amerikanische Gesellschaft geht mit dem Gedanken um, das caribische und stille Meer durch eine Bahn mit Nicaragua zu verbinden. Es fragt sich nun: Sind die etwa sich darbietenden Steigerungen zu überwinden und ist das Land gesund genug, um die Anlage einer Eisenbahn mit Aussicht auf niedere Frachttaxe und Gewinn für die Unternehmer zu gestatten? Zu diesem Zwecke mußte das Land durchforscht werden. Der westliche Theil, in dem die beiden Seen Managua und Nicaragua liegen, war bereits mehrere Male Gegenstand der Untersuchung gewesen, die zu dem Resultate führte, daß sich zwischen dem letztgenannten See und der Küste des stillen Meeres dem Baue einer Eisenbahn keine Schwierigkeiten entgegenstellen. Der östliche Theil aber, vom See bis zum caribischen Meere, unbewohnt und mit Gehölze und Gestrüppe bedeckt, war nie durchforscht, vielleicht nie von eines Menschen Fuß durchschritten worden. Dreimal wurde der Versuch gemacht, diese unwirthbare Gegend zu durchdringen, einmal im Jahre 1863 von Collinson und Kapitän Prim; sie drangen von dem zwischen 11–12 Grad N. B. am caribischen Meere gelegenen Monkey-Pont aus etwa 30 Meilen ins Innere des Landes vor; im Jahre 1865 erneuerte ein Hinterwäldler den Versuch, und im Februar dieses Jahres machte sich Collinson mit zwei Engländern und einem Duzend eingeborener Central-Amerikaner wieder auf den Weg. Dießmal gingen sie vom Innern des Landes, von San Migueletto aus, östlich vom Nicaraguasee, dem Laufe des Flusses Chule, der sich in den See ergießt, folgend; so gelangten sie zu jener Hügelreihe, wo der Fluß

seinen Ursprung hat, der einzigen, die sich von Norden gegen Süden zwischen dem Meere und dem See erstreckt, und deren höchste Spitze sich über 619 Fuß über die Fläche des Sees erhebt. Etwa 30 Meilen von San Migueletto überstiegen sie einen Paß und gelangten in das Gebiet des Ramaflusses, der ebenfalls auf dieser Höhe entspringt, und dessen Ufern folgend, sie, nachdem sie abermals 60 englische Meilen zurückgelegt, ans Meer kamen. Sie hatten die ganze Linie mit der Weingeistlibelle aufgenommen und sich überzeugt, daß eine Eisenbahn keine Steigung, die über 1 : 80 sei, zu überwinden hätte, und ohne bedeutende Erdwerke hergestellt werden könnte. Der Boden ist vulkanisches Gebilde, besteht aus Basalt, Porphyr und Tuffstein, mit gelber, leicht zerreibbarer Erde bedeckt, auf die eine Lehmschichte, welche, weil gut bewässert, sehr fruchtbar ist, folgt. Der eine Endpunkt der Bahn am caribischen Meere würde bei einer Bay unweit Monkey-Point sein, die den Schiffen leicht zugänglich wäre und in der das Wasser 3 1/2 Faden Tiefe hat. Im stillen Meere würde sie bei Kalego oder dem kleinen Hafen von San Juan del Sur endigen. Das Klima ist gesund, und naheliegende Bergwerke würden Fracht zur Genüge geben.

Ein Ruf über den Main.

Von Emanuel Geibel.

Nun steht ein Haus gegründet
Und prangt im Frührothschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll Euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah;
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.
Ihr sollt nicht länger tragen
Der Waisen schwarz Gewand.
Ihr sollt nicht fürder fragen:
Wo ist das Vaterland?
Den Hort euch zu gewinnen,
Der jüngst ein Traum noch war,
Reicht nur in treuen Sinnen
Die Hand den Brüdern dar!
Ihr raschen Alemannen,
Glück auf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwalds
Tannen
Antwortend grüßt ihr schon.
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt;

Nun schürt getreu die hohe
Auf größerm Opferheerd!
Was säumt ihr ernsten
Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euern gleich.
O laßt den Schag nicht rosten!
Ihr sollt auch überm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.
Ihr Löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blühn?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick voll Weltverstand,
Wollt ihr sie trüg' versagen
Dem großen Vaterland?
Empor! Ihr hofft vergebens
Ein Volk im Volk zu sein;
Schon reißt der Strom des Lebens
Die dumpfen Schranken ein.
Vertraut euch seinen Wogen

Und sucht ein besser Heil!
Allmächtig angezogen
Zum Ganzen strebt der
Theil.

Wohl habt ihr's oft ver-
nommen
Vom Eberhard dies Lied,
Wie er dem Reich zum
Frommen
Sein stolzes Herz beschied,
Und großen Sinns die
Krone,
Danach er selbst begehrt,

Des Nordens starkem Sohne
Darbot am Vogelheerd.

O laßt sein Bild euch
mahnen,
Und zieht aus Süd und
West,
Zieht hin mit euern Fahnen
Zum schönsten Sühnungs-
fest!
Und, jedem Grossentsagend,
Beschwört mit Herz und
Mund,
Im Kreis der Boten tagend,
Den neuen Bruderbund!

Räthsel.

Weich hat es die Natur geboren,
Hart hat die Kunst es nur erdacht.
Weich hat der Frohsinn es erkoren,
Hart waltet d'rin des Lasters Macht.
Weich findest Du es auf der Erde,
Hart findest Du es auf dem Tisch;
Weich will es Arbeit und Beschwerde,
Hart treibt der Müßiggang es frisch.
Weich trittst du es mit deinen Füßen,
Hart nimmst Du es in deine Hand.
Weich läßt's Erholung dir genießen,
Hart fordert's Scharfsinn und Verstand.
Weich hat es Blumen, Strauch und Bäume,
Hart aber hat es Blätter nur;
Weich bietet es dir grüne Räume,
Hart weiß mit Roth und schwarzer Spur.
Weich hofft man auf der Arbeit Segen,
Hart baut man Alles auf das Glück;
Weich wird es Frucht und Früchte hegen,
Hart bringt's oft Hunger dem Geschick,
Weich kann man drinnen plaudern gehen,
Hart heißt es: sitz' und schweige still;
Weich ist es da zum Schauen, Sehen,
Hart aber birgt es Zweck und Ziel.
Weich zeigt es wandelnde Gestalten,
Hart aber todte Bilder nur;
Kannst Hart und Weich du es entsalten?
Bist du dem Räthsel auf der Spur.

Auflösung des Logograph's in Nr. 22:
A b l a ß.

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 22:
Z w i s c h e n s a ß.

Auflösung des Bilderräthsels in Nr. 22:
Sie thäten gerne große Männer verehren,
Wenn diese zugleich Lumpe wären.
Göthe.

Unterhaltungsblatt

zur *Sofe*r Zeitung.

Nr. 26.

Sonnabend, den 28. Dezember

1867.

Brigantaggio in Frankreich.

Im heurigen Sommer war das südliche Frankreich der Schauplatz einer ganzen Reihe von Raubankfällen. Die ersten dieser räuberischen Angriffe kamen im Bezirke von Nizza vor. Knapp vor den Thoren Nizzas wurden Reisende oder Landleute, welche aus der Stadt zurückkehrten, einzeln und in ganzen Zügen angefallen und ausgeplündert, wobei diejenigen, die Widerstand zu leisten wagten, grausam mißhandelt und in zwei Fällen bis auf den Tod gemartert wurden. Die Aufregung, welche diese Verfälle hervorbrachten, mehr aber noch die Heranziehung militärischer Kräfte, veranlaßten die Hochstapler, den Ort ihrer Thätigkeit von Nizza in die Gegend von Marseille und Aix zu verlegen. Binnen Kurzem wiederholten sich die Vorgänge, welche das Arrondissement von Nizza in Schrecken versetzt hatten, in dem Umkreise von Marseille und Aix mit dem Unterschiede, daß sich die Räuber nicht mehr mit Ueberfällen auf der Straße begnügten, sondern auch in Häuser einbrachen oder gar diese mit bewaffneter Hand erstürmten, und endlich — in einer Nacht zweimal — auch die Postwagen attackirten. Mehrere schwere Verletzungen, Mordversuche und ein vollbrachter Mord begleiteten diese Serie räuberischer Anariffe. Die Anstrengungen der Behörden, die Räuber aufzufinden, blieben lange erfolglos. Endlich wurde die Polizei von einem Hotelier in Marseille auf zwei verdächtige, bei ihm einlogirte Individuen aufmerksam gemacht. Man schritt auf gut Glück zur Verhaftung der Fremden und hatte einen unerwartet glücklichen Fang gemacht. Einer der beiden Verhafteten war der Chef der Bande, Coda-Zabetta, oder, wie er genannt wurde, Caselle Petrucci, während der zweite Verhaftete, Nardi, durch die Geständnisse, zu denen er sich bewegen ließ, die Mittel zur weiteren Verhaftung von Mitgliedern der Bande bot. Auf diese Weise gelang es den Behörden, ein ganzes Duzend Räuber — den Kern der nun zersprengten Bande — in den letzten Tagen vor die Geschwornen des Departements d'Aix zu stellen. Die Verbrechen und die Laufbahn eines jeden Einzelnen der Angeklagten zu spezialisiren, würde zu weit

führen. Es wird genügen, wenn wir auf die Persönlichkeit des Chofs der Bande, auf deren Benehmen vor den Geschwornen und endlich auf die Verbindung hindeuten, welche sie trotz der sorgsamsten Ueberwachung mit der Außenwelt zu unterhalten wußten, um den Schrecken und die Aufregung erklärlich zu machen, mit welchen diese Bande das ganze südliche Frankreich erfüllte. Coda-Zabetta — von gefälliger äußerer Erscheinung und gleich seinen Mitangeklagten seiner Abstammung nach Italiener — war bereits im 22. Jahre als Räuber in das Bagno von Cagliari geschickt worden. Er wußte aus dem Bagno zu entspringen und, wieder eingefangen, neuerdings einen neuen Fluchtversuch mit Erfolg durchzuführen. Nochmals aufgegriffen, entwißte Coda, welchem die Anklage drohte, einen Maire beraubt und ermordet zu haben, abermals, um die Gesellen, mit welchen er jetzt die Anklagebantheilt, um sich zu sammeln und sie als ihr unbestrittener Chef zu befehligen. Coda, sowie seine Genossen, kennen die ganze Schwere der auf ihnen lastenden Anklage. Trotzdem zeigt er gleich den am meisten Betheiligten eine fast sorglose Heiterkeit und machte sogar kein Fehl daraus, daß er neuerdings entfliehen werde. Er und seine Mitangeklagten werden auf das Schärffste bewacht, und das umsomehr, als in Aix selbst das Gerücht verbreitet ist, daß Mitglieder von Coda's Bande in Aix sich eingefunden haben, um das Befreiungswerk mit Gewalt zu vollführen.

Zwischen den Angeklagten selbst herrscht trotz der anscheinenden Feindseligkeit der Zeugenden gegenüber den Geständigen das beste Einvernehmen. Man sieht es an den Blicken, mit denen sie sich in schwierigen Momenten verständigen und den Beweis dafür hat man in Billeten, welche während der Untersuchung unter den Angeklagten zirkulirten. Aber nicht bloß untereinander, sondern auch mit der Außenwelt stehen die Angeklagten in steter Verbindung. Man hört in dieser Beziehung wahrhaft staunenswerthe Details. So war Coda in Marseille, wo er, wie erwähnt, verhaftet wurde, in Einzelhaft, und wurde bei seiner Ueberführung nach Aix auf das Sorgsamste

bewacht, und dennoch fand man, als Coda in Nir anlangte, in der Brodration, die er gleich allen anderen Gefangenen erhielt — ein Messer, ohne daß es bis heute aufgeklärt werden konnte, wie das Messer in das für Coda bestimmte Brod kommen konnte. Einem von Alexandrien eingebrachten Gefangenen gelang es, trotz der bei seiner Uebnahme erfolgten Durchsuchung, 500 Franken in türkischen Goldmünzen zu verbergen; ein paar Tage später wurde das Geld ihm entwendet und in dem Hemdärmel Coda's eingenäht wieder gefunden, trotzdem dieser während der ganzen Zeit gefesselt in einer besonderen Zelle, von jedem Umgang mit den anderen Gefangenen fern gehalten, unter beständiger Aufsicht stand. Neulich fand man sogar an den Mauern des Gefängnißgebäudes, an der Seite, an welcher die Zelle Coda's sich befindet, eine Frauenkrinoline, natürlich mit Stahlreifen, welche letztere von einer halbwegs geübten Hand sehr leicht zu Feilen umgestaltet werden können. Charakteristischer klingen noch die Details, welche man sich von der Furcht erzählt, in der die Bevölkerung der betroffenen Arrondissement's lebte. Wenn die Gendarmen patrouillierten, fanden sie in allen Dörfern die Häuser fest geschlossen und selten beleuchtet. Sahen sie zufälligerweise ein beleuchtetes Haus und wagten sie es, anzuklopfen und um Nachrichten zu bitten, so konnten sie sicher sein, daß das Licht allsogleich erlöschen und Grabesstille ihren Fragen antworten werde. Einmal trafen die Gendarmen einen Mann, der knapp vor ihrem Eintreffen beraubt worden war. „Kommen Sie und steigen Sie mit uns auf Ihren Wagen und verfolgen wir die Räuber!“ trägt der Brigadier dem Beraubten an. — „Beileibe nicht!“ antwortete dieser. — „Borgen Sie uns wenigstens ihren Wagen.“ — „Noch weniger!“ sagt der Mann und steigt allein auf seinen Wagen, um im Galopp davonzufahren, in der ausgesprochenen Absicht, durch den Vorschub, den er den Verfolgern leisten sollte, nicht den Born Coda's auf sich zu laden. Das Urtheil, welches gegen die Räuber gefällt wurde, ist möglichst strenge ausgefallen. Coda und neben ihm Quaranta, Nardi und Multateri wurden zum Tode, Cardino, Oppero, Trisaro zu einer zwanzigjährigen, Balsovie zu einer fünfzehnjährigen, Melano, Bassano und Serra zu einer zehnjährigen Galeerenstrafe verurtheilt. Ein Einziger, Maletti, wurde freigesprochen.

Abschied.

So willst du endlich uns verlassen,
Du altes Jahr voll Lust und Pein!
Noch einmal schleichst du durch die Gassen
Und schaust in jedes Fensterlein.

Noch einmal ziehen deine Bilder
Vor unsrer Seele auf und ab,
Und rollen dann, bald sanft bald wilder,
Hin zur Vergangenheit hinab.

Im Winter wurdest du geboren,
Wie vordem deiner Brüder Schaar,
Du zogst im leichten Tanz der Horen
An uns vorüber, altes Jahr.
Den Frühling hold mit seinen Farben,
Den gabst du uns, im Sonnenschein
Des Sommers reiftest du die Garben,
Im Herbst gabst du gold'nen Wein.

Hier riffest du aus vollem Kreise
Ein theures Herz den Seinen fort,
Dort führtest du nach alter Weise
Ein liebend Paar zum heil'gen Ort;
Hier liebest du die Schiffe stranden,
Auf schroffen Felsen untergeh'n,
Dort sah man and're fröhlich landen
Und lustig ihre Segel weh'n.

Was aber liegst du frisch und heiter
Noch steh'n auf unsrer Lebensbahn,
Es schaut das Auge forschend weiter
Und sieht die neuen Tage nah'n;
Von neuen Thaten möcht' es singen,
Das Herz, bewegt vom Strom der Zeit,
Was wird er nehmen, wird er bringen?
— Die alte Lust, das alte Leid!

Die alte Lust auf neuen Bahnen,
Hin zu dem höchsten, schönsten Ziel,
Hin zu des Friedens gold'nen Fahnen
Im bunten Lebenswechselfpiel.
Das alte Leid, daß durch die Rosen
Des Lebens mancher Dorn sich schlingt,
Daß oft dem Tag, dem wolkenlosen,
Die düst're Nacht der Schmerzen winkt. —

Fahrt wohl, fahrt wohl, ihr alten Tage!
Erhalte Gott mir frisch und jung
Den Muth, den ich im Bujen trage,
Der Seele lebensvollen Schwung,
Daß an des nächsten Jahres Gränze,
Wenn freundlich uns die Sonne lacht,
Ich singen darf vom neuen Lenze,
Den uns das neue Jahr gebracht.

Die Nase.

Kriegst Du eine rothe Nase,
Si, dann meide Bier und Wein;
Kriegst Du kurzweg eine Nase,
Wird ein Gläschen Trost Dir leih'n.

Hast Du eine feine Nase,
Merke auf des Windes Weh'n,

Und Du wirfst mit langer Nase
Niemals Deines Weges geh'n.

Trage nicht zu hoch die Nase,
Denn sonst stößt Du manchmal an,
Laß Dich lieber an der Nase
Ruhig führen dann und wann.

Gehst Du g'rade nur der Nase
Nach, so siehst Du nicht um's Eck,
Aber steck' auch Deine Nase
Nicht so leicht in jeden — Topf.

Willst Du heutzutag bestehen,
Sei, wo's paßt, recht naseweis',
Denn man sagt: „nur Nasen drehen!“
Diese Kunst hat jetzt den Preis.

Al l e r l e i.

Ein komischer Vorfall soll sich vor Kurzem zu Kaltenleutgeben zugetragen haben. Es ist daselbst gebräuchlich, daß das Glockengeläute um 6 Uhr Morgens den Land- und Arbeitsleuten als Zeichen dient, ihr Tagwerk zu beginnen. Da die Uhren bei den Kaltenleutgebern zu den Karitäten gehören, so ist dieses Glockengeläute ihr einziger Zeitanzeiger. Der Thürmer, welchem das wichtige Amt des Morgen-Announcirens in die Hände gegeben ist, wurde vor mehreren Tagen von dem Schleier Orpheus so verhüllt, daß er sich fast gar nicht loswickeln konnte, und als er endlich erwachte und in seinem Pflichtgeföhle vor Allem auf seine Taschenuhr sehend, zu seinem Schrecken erkannte, daß er bereits 5 Uhr, die Zeit des allgemeinen Erwachens sei, da riß er um so hastiger an der Glocke, als er bereits einige Minuten versäumt zu haben glaubte. Die Glocke tönte laut durch die Nacht hin, denn es war erst 11 Uhr Nachts, und nur der Umstand, daß des armen Schläfers Taschenuhr gerade auf 5 Uhr stehen geblieben war, und außerdem der Mond die Gegend mit dem dämmernden Lichte erfüllte, rief jenen Irrthum hervor. — Die Glocke erscholl, die Schläfer im Dorfe rissen sich aus den Betten empor, die Mägde beeilten sich die Kühe zu melken, die Arbeiter bewegten sich den Feldern zu, der Hirte war gerüstet, um das Vieh auf die Weide zu treiben, kurz — Alle ließen sich täuschen und glaubten, der Tag wäre herangebrochen, obwohl das Ding Manchem etwas sonderbar vorkam. Die Verwirrung ward noch größer als die Feuersprizen herbeieilten, denn der betreffende Commandant besaß eine Uhr, welche die richtige 11. Stunde zeigte, und das Glockengeläute für Feuerlärm hielt. Endlich klärte sich Alles auf, und Kaltenleutgebens Bewohner erkannten zu ihrem

großen Mißvergnügen, daß sie um sechs Stunden zu früh aufgestanden waren. Dieser Vorfall dürfte aber wohl den Uhrmachern von von Nutzen sein, weil sich nun jeder Kaltenleutgeber seinen eignen Zeitlegraphen wird anschaffen wollen.

Jemand erzählte von einem merkwürdigen 300 Jahre alten Wein, den er getrunken haben wollte. „Das ist noch nichts,“ sagte ein Anderer. „In meiner Vaterstadt wurde einmal ein verschütteter Keller aufgedigelt: da fand man Bouteillen, auf denen die Jahreszahl 900 stand; die sind also über 900 Jahre alt gewesen.“ — „Und wie schmeckte der Wein?“ — „Es war keiner mehr drin.“

(Eine Frau verkauft ihren Mann.) Das Detroit Volksblatt schreibt: Vor ungefähr vier Jahren zog ein Mann mit seiner Frau und drei Kindern von hier nach Port Huron, wo sie eine Zeitlang glücklich mit einander lebten. Plötzlich verschwand der Mann und ließ seiner Frau keine Mittel zur Versorgung ihrer Kinder zurück, als 3 Dollars; doch gelang es ihr mit Hülfe einiger Freunde ein Putzmachergeschäft zu eröffnen, durch das sie sich und ihre Kinder versorgte. Sie erfuhr bald, daß ihr Mann mit einem anderen Frauenzimmer in Ridgeway an der Grand Trunkbahn wohne, ließ aber das Paar ungestört. Kürzlich suchte sie in Gesellschaft ihres in Canada wohnenden Bruders und eines Polizeibeamten ihren durchgebrannten Mann auf und ließ denselben verhaften. Gleich darauf erschien die Frau Nr. 2, und bot ihr 1000 Dollars, wenn sie allen Ansprüchen auf ihren Mann entsagen wolle. Dieser Vorschlag wurde mit Vergnügen angenommen, das Geld ausbezahlt, der Mann wieder in Freiheit gesetzt und die Klage gegen ihn fallen gelassen. Manche Frau würde ihren Mann billiger verkaufen, und umgekehrt, mancher Mann seine Frau.

Der Jesuitenorden zählt, seiner neuesten Generalstatistik zufolge 8168 Mitglieder in 21 Provinzen und nimmt jährlich um etwa 100 Mitglieder zu. Der italienischen Zunge gehören 1589, der französischen 2422, der spanischen 1148, der englischen in allen Welttheilen 889 und den nordischen Sprachen 2111 an. Auf auswärtigen Missionen sind 1338 Patres beschäftigt.

In Berlin ist vor einigen Tagen folgende Geschichte passirt, die, so unwahrscheinlich sie

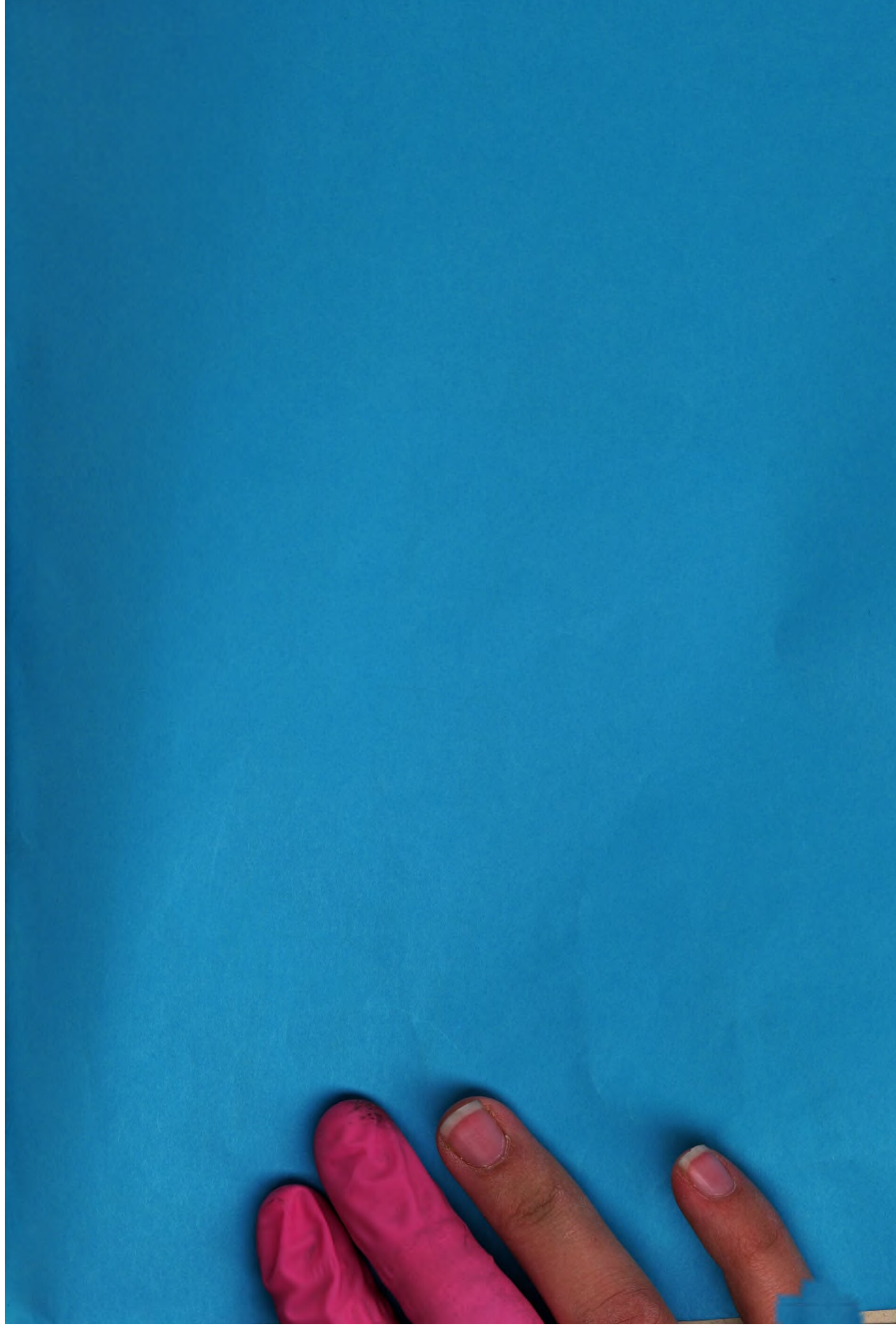
auch klingt, dennoch buchstäblich wahr ist. Ein Wittwer, der seine verstorbene Gattin besonders zärtlich geliebt hatte, besaß das Herz derselben in Spiritus. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß eines Tages das Glas, in dem das Herz war, zerbrach und die Hauskatze sich schnell des Inhaltes bemächtigte und mit großer Gier verschlang. Die Katze v. rendete bald darauf — an welchem Leiden ist nicht ermittelt — und ließ der zärtliche Wittwer, um, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar das Herz seiner Frau zu besitzen, — die Katze in Spiritus setzen.

Einen edelmüthigen Zug erzählt man von Offenbach. Der glückliche Compositeur der Glück machenden Arien und Arietten schlendert vor einiger Zeit durch die Straßen von Paris. Ein Savoyardenknabe verfolgt ihn und bittet ihn um ein Almosen. Offenbach sucht in allen Taschen, findet aber keine kleine Münze. Beim Durchsuchen der Taschen fällt ihm ein Bleistift in die Hand. Der kleine Mann und große Compositeur lächelt und sagt zu dem Bettler: „Hast Du ein Stückchen Papier bei Dir?“ — „O ja,“ ruft dieser und reicht ihm ein beschmutztes Blatt. Offenbach schreibt aber keine Adresse darauf, sondern tritt unter eine Hausflur und wirft einige Noten auf das Papier, an dessen Rand er seinen Namen schreibt. „Nimm das Papier und verkaufe es bei einem Verleger, Du wirst mehr dafür bekommen als ich Dir jetzt geben kann.“ Offenbach sagt's und geht seiner Wege, der Savoyarde hüpfte mit dem Blatte davon. Wochen vergehen, da klopfte es eines Tages an der Thüre. Ein elegant gekleideter Bursche tritt herein und wirft sich dem Compositeur zu Füßen. „Was wollen Sie?“ ruft der Maestro überrascht. „Danke, aus tiefster Seele danken,“ entgegnete der Angesprochene, „ich bin der arme Savoyardenknabe, dem Sie die paar Tacte auf das Papier schrieben, und dem dadurch der Grundstein zu seinem künftigen Lebensglück gelegt wurde.“ — „Hast Du vielleicht zwei Louis für die Polka erhalten?“ sagt Offenbach, der den metamorphosirten Bettler wieder erkennt. — „So schlechte Geschäfte mache ich nicht,“ antwortete der junge Mensch, — „wir Savoyarden sind schlau, ich hütete das Blatt wohl und erfuhr, welchen Schatz ich besitze. Die Polka hat mir tausend Francs eingetragen. Ein Verleger gab mir für die Ausgabe in Deutschland 200 Francs, dieselbe Summe erhielt ich für die Ausgabe im Auslande, für 200 Fr. wurde eine Volksausgabe besorgt, und endlich erhielt ich 500

Francs für die Ausgabe für das große Orchester.“ Lächelnd hörte Offenbach zu und erwiderte: „Mein Sohn, Dich möchte ich zu meinem Verleger haben.“

Rentirt der Mensch? Solche schöne Seelen, welchen es Bedürfnis ist, in dem hier auf und unter der Erde herumwärmenden Menschen nur die einstige, im Himmelslichte, hoch über dem Weltumpfe spielende Sibelle zu sehen, mögen diese Zeilen überschlagen. Wir warnen sie freundlichst! Denn uns beschäftigt hier die gräßlichste Frage, ob der Mensch nicht ein ziemlich nützliches Hausthier, eine — wenn sie gut fabricirt und zeitgemäß appretirt ist — auf dem Markte des Lebens gut verkäufliche Waare ist. Jene schwarzen Seelen, welche die schwarzen Leiber an der arikanischen Küste billig kauften und trotz enormen Einbußen an der Quantität, trotz Wachtschiffer, an der amerikanischen Küste theuer verkauften, waren offenbar der Meinung, daß der Mensch eine gute Waare sei. Drei Jahrhunderte ging das Geschäft flott. Nun ist das überseeische Geschäft ruiniert und mit ihm der Landhandel auf den amerikanischen Sklavenmärkten. Er ist im Blut und Fluch erstickt. Auch Algier macht nicht mehr in diesem Artikel. Wer spricht davon, wenn für den Serail des Sultans ab und zu einige Hunderte tscherkessischer Mädchen gekauft werden. Auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß den „Tanten“ in Paris und Wien, in Hamburg und Berlin zc. der Handel gelegt werde. Und doch fragen wir im vollen Ernste: Rentirt der Mensch? Kostet seine Ernährung, Bekleidung, Erziehung in der Jugend, seine Unterstützung im Alter zc. mehr oder weniger, als seine Arbeit während seiner arbeitsfähigen Lebensjahre erwirbt? Die Frage ist so groß, die Umstände, durch welche die Antwort in den einzelnen Fällen bedingt ist, sind so verschieden, daß Folianten geschrieben werden müßten, um den Gegenstand nur einigermaßen zu erschöpfen. Wir wünschen nun den Leser, der vielleicht auch schon die Behauptung gehört hat, es seien zu viele Menschen auf deutscher Erde, „es werde nicht besser, bis kein Gesicht mehr aus einem oberen Stockwerke heraussehe,“ zum Nachdenken über den Gegenstand zu reizen und beschränken uns auf einige Bemerkungen über die 2 Fragen: Wann rentirt der Mensch und für wen? (Dorfzeitung.) Ein Christenmensch.

Anlösung des Räthfels in Nr. 25:
Garten — Garten.



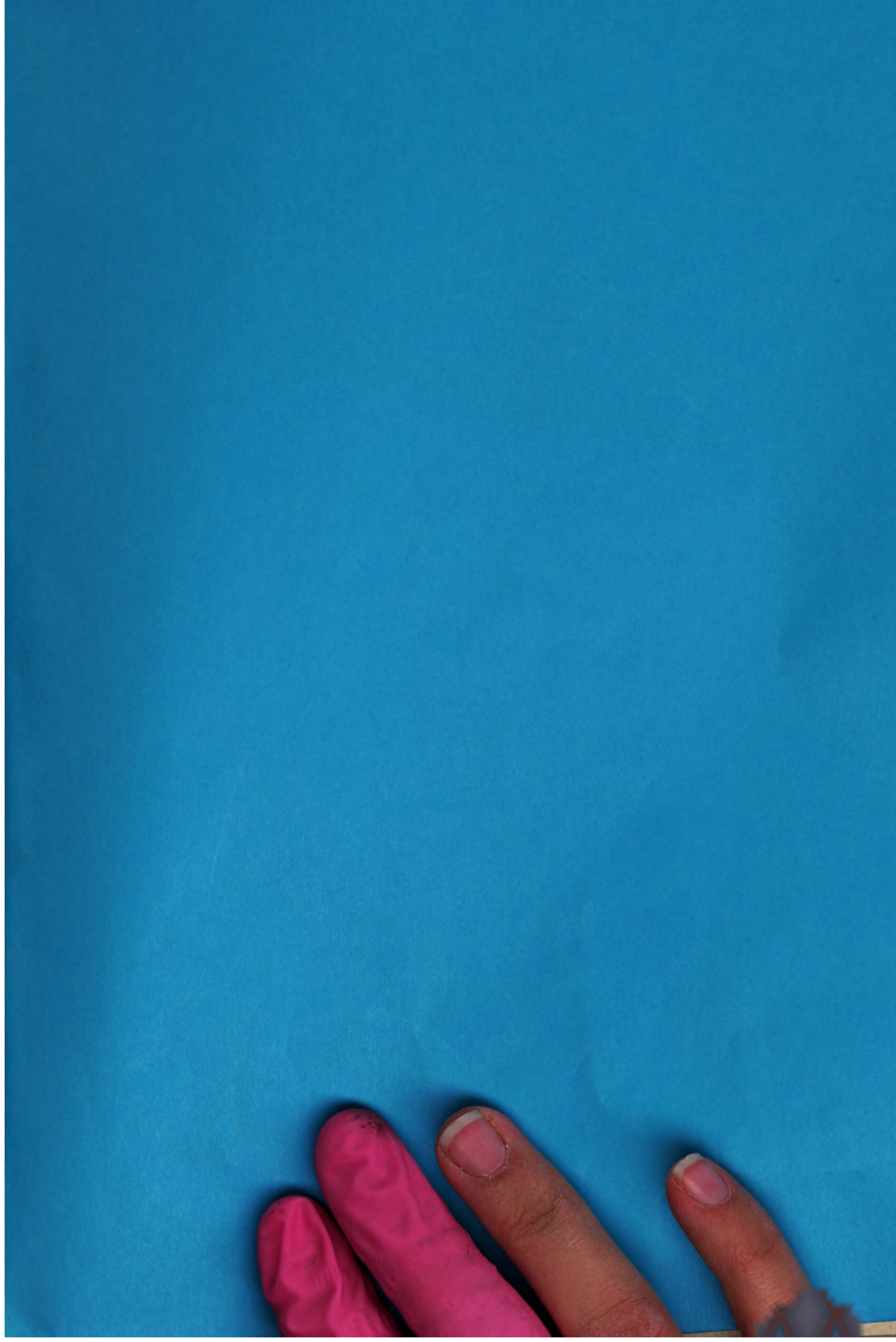
auch klingt, dennoch buchstäblich wahr ist. Ein Wittwer, der seine verstorbene Gattin besonders zärtlich geliebt hatte, besaß das Herz derselben in Spiritus. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß eines Tages das Glas, in dem das Herz war, zerbrach und die Hauskatze sich schnell des Inhaltes bemächtigte und mit großer Eier verschlang. Die Katze v rendete bald darauf — an welchem Leiden ist nicht ermittelt — und ließ der zärtliche Wittwer, um, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar das Herz seiner Frau zu besitzen, — die Katze in Spiritus setzen.

Einen edelmüthigen Zug erzählt man von Offenbach. Der glückliche Compositeur der Glück machenden Arien und Arietten schlendert vor einiger Zeit durch die Straßen von Paris. Ein Savoyardenknabe verfolgt ihn und bittet ihn um ein Almosen. Offenbach sucht in allen Taschen, findet aber keine kleine Münze. Beim Durchsuchen der Taschen fällt ihm ein Bleistift in die Hand. Der kleine Mann und große Compositeur lächelt und sagt zu dem Bettler: „Hast Du ein Stückchen Papier bei Dir?“ — „O ja,“ ruft dieser und reicht ihm ein beschmutztes Blatt. Offenbach schreibt aber keine Adresse darauf, sondern tritt unter eine Hausflur und wirft einige Noten auf das Papier, an dessen Rand er seinen Namen schreibt. „Nimm das Papier und verkaufe es bei einem Verleger, Du wirst mehr dafür bekommen als ich Dir jetzt geben kann.“ Offenbach sagt's und geht seiner Wege, der Savoyarde hüpfst mit dem Blatte davon. Wochen vergehen, da klopft es eines Tages an der Thüre. Ein elegant gekleideter Bursche tritt herein und wirft sich dem Compositeur zu Füßen. „Was wollen Sie?“ ruft der Maestro überrascht. „Danken, aus tiefster Seele danken,“ entgegnete der Angespöchene, „ich bin der arme Savoyardenknabe, dem Sie die paar Tacte auf das Papier schrieben, und dem dadurch der Grundstein zu seinem künftigen Lebensglück gelegt wurde.“ — „Hast Du vielleicht zwei Louis für die Polka erhalten?“ sagt Offenbach, der den metamorphosirten Betler wieder erkennt. — „So schlechte Geschäfte mache ich nicht,“ antwortete der junge Mensch, — „wir Savoyarden sind schlau, ich hütete das Blatt wohl und erfuhr, welchen Schatz ich besitze. Die Polka hat mir tausend Francs eingetragen. Ein Verleger gab mir für die Ausgabe in Deutschland 200 Francs, dieselbe Summe erhielt ich für die Ausgabe im Auslande, für 200 Fr. wurde eine Volksausgabe besorgt, und endlich erhielt ich 500

Francs für die Ausgabe für das große Orchester.“ Lächelnd hörte Offenbach zu und erwiderte: „Mein Sohn, Dich möchte ich zu meinem Verleger haben.“

Rentirt der Mensch? Solche schöne Seelen, welchen es Bedürfnis ist, in dem hier auf und unter der Erde herumwürmenden Menschen nur die einstige, im Himmelslichte, hoch über dem Weltsumpfe spielende Sibille zu sehen, mögen diese Zeilen überschlagen. Wir warnen sie freundlichst! Denn uns beschäftigt hier die gräßlichste Frage, ob der Mensch nicht ein ziemlich nützliches Hausthier, eine — wenn sie gut fabricirt und zeitgemäß appretirt ist — auf dem Markte des Lebens gut verkäufliche Waare ist. Jene schwarzen Seelen, welche die schwarzen Leiber an der afrikanischen Küste billig kauften und trotz enormen Einbußen an der Quantität, trotz Wachtschiffer, an der amerikanischen Küste theuer verkauften, waren offenbar der Meinung, daß der Mensch eine gute Waare sei. Drei Jahrhunderte ging das Geschäft flott. Nun ist das überseeische Geschäft ruiniert und mit ihm der Landhandel auf den amerikanischen Sklavenmärkten. Er ist im Blut und Fluch erstickt. Auch Algier macht nicht mehr in diesem Artikel. Wer spricht davon, wenn für den Serail des Sultans ab und zu einige Hunderte tscherkessischer Mädchen gekauft werden. Auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß den „Tanten“ in Paris und Wien, in Hamburg und Berlin u. d. d. Handel gelegt werde. Und doch fragen wir im vollen Ernste: Rentirt der Mensch? Kostet seine Ernährung, Bekleidung, Erziehung in der Jugend, seine Unterstützung im Alter u. d. d. mehr oder weniger, als seine Arbeit während seiner arbeitsfähigen Lebensjahre erwirbt? Die Frage ist so groß, die Umstände, durch welche die Antwort in den einzelnen Fällen bedingt ist, sind so verschieden, daß Folianten geschrieben werden müßten, um den Gegenstand nur einigermaßen zu erschöpfen. Wir wünschen nun den Leser, der vielleicht auch schon die Behauptung gehört hat, es seien zu viele Menschen auf deutscher Erde, „es werde nicht besser, bis kein Gesicht mehr aus einem oberen Stockwerke heraussehe,“ zum Nachdenken über den Gegenstand zu reizen und beschränken uns auf einige Bemerkungen über die 2 Fragen: Wann rentirt der Mensch und für wen? (Dorfzeitung.) Ein Christenmensch.

Auflösung des Räthfels in Nr. 25:
Garten — Karten.



auch klingt, dennoch buchstäblich wahr ist. Ein Wittwer, der seine verstorbene Gattin besonders zärtlich geliebt hatte, besaß das Herz derselben in Spiritus. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß eines Tages das Glas, in dem das Herz war, zerbrach und die Hauskaze sich schnell des Inhaltes bemächtigte und mit großer Eier verschlang. Die Kaze v rendete bald darauf — an welchem Leiden ist nicht ermittelt — und ließ der zärtliche Wittwer, um, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar das Herz seiner Frau zu besitzen, — die Kaze in Spiritus setzen.

Einen edelmüthigen Zug erzählt man von Offenbach. Der glückliche Compositeur der Glück machenden Arien und Arien schlendert vor einiger Zeit durch die Straßen von Paris. Ein Savoyardenknabe verfolgt ihn und bittet ihn um ein Almosen. Offenbach sucht in allen Taschen, findet aber keine kleine Münze. Beim Durchsuchen der Taschen fällt ihm ein Bleistift in die Hand. Der kleine Mann und große Compositeur lächelt und sagt zu dem Bettler: „Hast Du ein Stückchen Papier bei Dir?“ — „O ja,“ ruft dieser und reicht ihm ein beschmutztes Blatt. Offenbach schreibt aber keine Adresse darauf, sondern tritt unter eine Hausflur und wirft einige Noten auf das Papier, an dessen Rand er seinen Namen schreibt. „Nimm das Papier und verkaufe es bei einem Verleger, Du wirst mehr dafür bekommen als ich Dir jetzt geben kann.“ Offenbach sagt's und geht seiner Wege, der Savoyarde hüpfte mit dem Blatte davon. Wochen vergehen, da klopft es eines Tages an der Thüre. Ein elegant gekleideter Bursche tritt herein und wirft sich dem Compositeur zu Füßen. „Was wollen Sie?“ ruft der Maestro überrascht. „Danke, aus tiefster Seele danken,“ entgegnete der Angespöckene, „ich bin der arme Savoyardenknabe, dem Sie die paar Tacte auf das Papier schrieben, und dem dadurch der Grundstein zu seinem künftigen Lebensglück gelegt wurde.“ — „Hast Du vielleicht zwei Louis für die Polka erhalten?“ sagt Offenbach, der den metamorphosirten Bettler wieder erkennt. — „So schlechte Geschäfte mache ich nicht,“ antwortete der junge Mensch, — „wir Savoyarden sind schlau, ich hütete das Blatt wohl und erfuhr, welchen Schatz ich besitze. Die Polka hat mir tausend Francs eingetragen. Ein Verleger gab mir für die Ausgabe in Deutschland 200 Francs, dieselbe Summe erhielt ich für die Ausgabe im Auslande, für 200 Fr. wurde eine Volksausgabe besorgt, und endlich erhielt ich 500

Francs für die Ausgabe für das große Orchester.“ Lächelnd hörte Offenbach zu und erwiderte: „Mein Sohn, Dich möchte ich zu meinem Verleger haben.“

Rentirt der Mensch? Solche schöne Seelen, welchen es Bedürfnis ist, in dem hier auf und unter der Erde herumwärmenden Menschen nur die einstige, im Himmelslichte, hoch über dem Weltstumpfe spielende Sibelie zu sehen, mögen diese Zeilen überschlagen. Wir warnen sie freundlichst! Denn uns beschäftigt hier die gräßlichste Frage, ob der Mensch nicht ein ziemlich nützliches Hausthier, eine — wenn sie gut fabricirt und zeitgemäß appetirt ist — auf dem Marke des Lebens gut verkäufliche Waare ist. Jene schwarzen Seelen, welche die schwarzen Leiber an der arikanischen Küste billig kauften und trotz enormen Einbußen an der Quantität, trotz Wachtschiffer, an der amerikanischen Küste theuer verkauften, waren offenbar der Meinung, daß der Mensch eine gute Waare sei. Drei Jahrhunderte ging das Geschäft flott. Nun ist das überseeische Geschäft ruiniert und mit ihm der Landhandel auf den amerikanischen Sklavenmärkten. Er ist im Blut und Fluch erstickt. Auch Algier macht nicht mehr in diesem Artikel. Wer spricht davon, wenn für den Serail des Sultans ab und zu einige Hunderte tscherkessischer Mädchen gekauft werden. Auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß den „Tanten“ in Paris und Wien, in Hamburg und Berlin zc. der Handel gelegt werde. Und doch fragen wir im vollen Ernste: Rentirt der Mensch? Kostet seine Ernährung, Bekleidung, Erziehung in der Jugend, seine Unterstützung im Alter zc. mehr oder weniger, als seine Arbeit während seiner arbeitsfähigen Lebensjahre erwirbt? Die Frage ist so groß, die Umstände, durch welche die Antwort in den einzelnen Fällen bedingt ist, sind so verschieden, daß Folianten geschrieben werden müßten, um den Gegenstand nur einigermaßen zu erschöpfen. Wir wünschen nun den Leser, der vielleicht auch schon die Behauptung gehört hat, es seien zu viele Menschen auf deutscher Erde, „es werde nicht besser, bis kein Gesicht mehr aus einem oberen Stockwerke heraussehe,“ zum Nachdenken über den Gegenstand zu reizen und beschränken uns auf einige Bemerkungen über die 2 Fragen: Wann rentirt der Mensch und für wen? (Dorfzeitung.) Ein Christenmensch.

Anlösung des Räthfels in Nr. 25:
Garten — Garten.

auch klingt, dennoch buchstäblich wahr ist. Ein Wittwer, der seine verstorbene Gattin besonders zärtlich geliebt hatte, besaß das Herz derselben in Spiritus. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß eines Tages das Glas, in dem das Herz war, zerbrach und die Hauskatze sich schnell des Inhaltes bemächtigte und mit großer Eier verschlang. Die Katze v rendete bald darauf — an welchem Leiden ist nicht ermittelt — und ließ der zärtliche Wittwer, um, wenn auch nicht unmittelbar, so doch mittelbar das Herz seiner Frau zu besitzen, — die Katze in Spiritus setzen.

Einen edelmüthigen Zug erzählt man von Offenbach. Der glückliche Compositeur der Glück machenden Arien und Arietten schlendert vor einiger Zeit durch die Straßen von Paris. Ein Savoyardenknabe verfolgt ihn und bittet ihn um ein Almosen. Offenbach sucht in allen Taschen, findet aber keine kleine Münze. Beim Durchsuchen der Taschen fällt ihm ein Bleistift in die Hand. Der kleine Mann und große Compositeur lächelt und sagt zu dem Bettler: „Hast Du ein Stückchen Papier bei Dir?“ — „O ja,“ ruft dieser und reicht ihm ein beschmutztes Blatt. Offenbach schreibt aber keine Adresse darauf, sondern tritt unter eine Hausflur und wirft einige Noten auf das Papier, an dessen Rand er seinen Namen schreibt. „Nimm das Papier und verkaufe es bei einem Verleger, Du wirst mehr dafür bekommen als ich Dir jetzt geben kann.“ Offenbach sagt's und geht seiner Wege, der Savoyarde hüpfte mit dem Blatte davon. Wochen vergehen, da klopft es eines Tages an der Thüre. Ein elegant gekleideter Burische tritt herein und wirft sich dem Compositeur zu Füßen. „Was wollen Sie?“ ruft der Maestro überrascht. „Danke, aus tiefster Seele danken,“ entgegnete der Angespöchene, „ich bin der arme Savoyardenknabe, dem Sie die paar Tacte auf das Papier schrieben, und dem dadurch der Grundstein zu seinem künftigen Lebensglück gelegt wurde.“ — „Hast Du vielleicht zwei Louis für die Polka erhalten?“ sagt Offenbach, der den metamorphosirten Bettler wieder erkennt. — „So schlechte Geschäfte mache ich nicht,“ antwortete der junge Mensch, — „wir Savoyarden sind schlau, ich hütete das Blatt wohl und erfuhr, welchen Schatz ich besitze. Die Polka hat mir tausend Francs eingetragen. Ein Verleger gab mir für die Ausgabe in Deutschland 200 Francs, dieselbe Summe erhielt ich für die Ausgabe im Auslande, für 200 Fr. wurde eine Volksausgabe besorgt, und endlich erhielt ich 500

Francs für die Ausgabe für das große Orchester.“ Lächelnd hörte Offenbach zu und erwiderte: „Mein Sohn, Dich möchte ich zu meinem Verleger haben.“

Rentirt der Mensch? Solche schöne Seelen, welchen es Bedürfnis ist, in dem hier auf und unter der Erde herumwärmenden Menschen nur die einstige, im Himmelslichte, hoch über dem Weltumpfe spielende Libelle zu sehen, mögen diese Zeilen überschlagen. Wir warnen sie freundlichst! Denn uns beschäftigt hier die gräßlichste Frage, ob der Mensch nicht ein ziemlich nütliches Hausthier, eine — wenn sie gut fabricirt und zeitgemäß appretirt ist — auf dem Markte des Lebens gut verkäufliche Waare ist. Jene schwarzen Seelen, welche die schwarzen Leiber an der afrikanischen Küste billig kauften und trotz enormen Einbußen an der Quantität, trotz Wachtschiffer, an der amerikanischen Küste theuer verkauften, waren offenbar der Meinung, daß der Mensch eine gute Waare sei. Drei Jahrhunderte ging das Geschäft flott. Nun ist das überseeische Geschäft ruiniert und mit ihm der Landhandel auf den amerikanischen Sklavenmärkten. Er ist im Blut und Fluch erstickt. Auch Algier macht nicht mehr in diesem Artikel. Wer spricht davon, wenn für den Serail des Sultans ab und zu einige Hunderte sickeressischer Mädchen gekauft werden. Auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß den „Tanten“ in Paris und Wien, in Hamburg und Berlin zc. der Handel gelegt werde. Und doch fragen wir im vollen Ernste: Rentirt der Mensch? Kostet seine Erziehung, Bekleidung, Erziehung in der Jugend, seine Unterstützung im Alter zc. mehr oder weniger, als seine Arbeit während seiner arbeitsfähigen Lebensjahre erwirbt? Die Frage ist so groß, die Umstände, durch welche die Antwort in den einzelnen Fällen bedingt ist, sind so verschieden, daß Folianten geschrieben werden müßten, um den Gegenstand nur einigermaßen zu erschöpfen. Wir wünschen nun den Leser, der vielleicht auch schon die Behauptung gehört hat, es seien zu viele Menschen auf deutscher Erde, „es werde nicht besser, bis kein Gesicht mehr aus einem oberen Stockwerke heraussehe,“ zum Nachdenken über den Gegenstand zu reizen und beschränken uns auf einige Bemerkungen über die 2 Fragen: Wann rentirt der Mensch und für wen? (Dorfzeitung.) Ein Christenmensch.

Ankündigung des Räthfels in Nr. 25:
Garten — Karten.